<366201819500017

Ein

nachgeborener Prinz.

Historischer Roman

von

George Hesekiel.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag und Druck von F. Heinicke.
1858.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Eine herrschende Frau.

„Gestern liebt' ich,
Heute leid' ich:
Morgen sterb' ich.
Dennoch denk' ich
Heut und morgen
Gern an gestern."
(Aus dem Spanischen.)

Als der Dichter den Fürsten verließ, war er allerdings fest entschlossen, den Wunsch seiner verewigten Freundin zu erfüllen und die Papiere, welche ihm die Oberhofmeisterin von ihrem Todtenbette aus gesendet, der Frau Baronin von Lepic selbst zu überbringen, aber schwer wurde ihm dieser Gang doch im höchsten Grade, und wäre er weniger ein rechter Mann gewesen, als er war, er hätte sich gewiß damit begnügt, der Dame die Papiere mit einem kalten und ernsten Billet zu übersenden.

Die Verhältnisse, in denen Antonie lebte, waren nämlich in der neuesten Zeit gänzlich andere geworden; die Dame war, wie einst Athene gleich geharnischt aus Jovis Haupte sprang, gleich so ganz und fertig hinein getreten in die große Pariser Gesellschaft, daß ihr Auftreten wirklich Epoche machte.

Man hatte die unbedeutende Hofdame einer kleinen deutschen Prinzessin, welche noch dazu incognito in Paris lebte, völlig übersehen; man war auf sie erst aufmerksam geworden, als sie plötzlich einen Bonapartistischen Obersten heirathete, der noch eben auf der Proscriptionsliste gestanden hatte; man witterte einigen Scandal, man war auch nicht auf der unrechten Fährte, da man aber sah, daß die prinzlichen Herrschaften nach wie vor in Gesellschaft freundlich mit ihrer ehemaligen Hofdame verkehrten, legte sich die Neugierde fast ganz, doch nur, um so heftiger wieder entflammt zu werden, als plötzlich die Ernennung des Obersten Lepic zum Baron erfolgte und die neue Baronin, wenn auch nicht die beste, so doch die glänzendste Gesellschaft bei sich zu sehen anfing.

Zugleich wurden zwei sehr hochstehende Männer als eifrige Bewerber um die Gunst der interessanten Frau bezeichnet, was ihrem Ruf einen ganz besonderen Glanz gab. Ueberall sprach man jetzt in Paris von der Baronin Lepic, und ehe die Dame noch ihre Salons in dem neu eingerichteten Hotel eröffnet hatte, galt es beinahe schon für schlechten Ton, nicht bei ihr zu erscheinen.

Am meisten erstaunt, ja fast bestürzt, waren die deutschen Freunde Antoniens über die gebietende, herrschende Stellung, welche diese Person mit einem kecken Handstreiche gleichsam sich erobert. Prinz Carl Aemil ärgerte sich jetzt, daß er darein gewilligt, die flüchtige Hofdame seiner Gemahlin wenigstens an

dritten Orten zu treffen und freundlich zu empfangen; die Prinzeß und Riniera von Ventadour waren in großer Verlegenheit, Baldamus aber, der die Einbildung nährte, Antonie würde nimmermehr diesen gefährlichen Weg betreten haben, wenn er nicht zuerst seiner Liebe zu ihr ungetreu geworden, marterte sich jetzt mit Vorwürfen der schwersten Art, denn er kannte durch den Marquis von Ventadour, der noch immer auf seine Weise der Dame den Hof machte, besser noch als die Anderen den liederlichen und lasterhaften Lebenswandel, den seine ehemalige Braut begonnen. Er wußte, daß Graf Matignon und ein Lieutenant Arnaud die begünstigten Liebhaber der Dame waren, während der Generaleinnehmer Dosne und der Präsident eines hohen Gerichtshofes große Summen bisher noch vergeblich geopfert hatten.

Die Verbindung, in welcher Antonie zur hohen Polizei stand, war ihm bis jetzt noch ein Geheimniß, sie würde übrigens die Schärfe seines Urtheils über die Verwerflichkeit dieses Treibens weder gemildert noch erhöht haben, wenn auch die Gesellschaft anderer Meinung gewesen sein dürfte.

Baldamus hatte die feste Ueberzeugung, daß er nicht nur nichts ausrichten, sondern auch, daß er sich lächerlich machen werde, wenn er die Wünsche seiner verewigten Gönnerin erfülle und bei Uebergabe der Papiere auf das Gewissen der Dame zu wirken versuche, dennoch war er fest entschlossen dazu.

Er kleidete sich mit großer Sorgfalt an, und zwar in die Uniform eines prinzlichen Domänen=

rathes, weil er glaubte, daß er auch dieses Mittel nicht verschmähen dürfe, auf Antoniens Herz zu wirken. Die Uniform sollte die Dame nämlich an die Bande der Dankbarkeit erinnern, welche sie mit dem prinzlichen Hause verknüpften; der wackre Mann wollte nichts versäumen, obwohl er nichts hoffte. Der Prinz, der seinen Freund in den Wagen steigen sah, lachte still für sich und schrieb diese Sorgfalt der Eitelkeit zu, von der Baldamus auch sonst nicht frei war, die aber hier wirklich nicht in Betracht gekommen.

„Er will der ungetreuen Person doch zeigen, was sie für einen hübsch uniformirten Mann an ihm gehabt hätte,“ sagte er bedauernd, „mein guter Martin, diese kluge, glatte Schlange wird Dich doch nur auslachen, trotz Deiner Rabatten von blauem Sammet und der schönen Silberstickerei daran.“

Unterwegs dachte Baldamus weniger an die Dame, zu der er fuhr, als an das stille, liebliche Mädchen im hohen Westerwald, das er liebte und nicht aufhören konnte zu lieben, obwohl er sich das unzählige Male vorgenommen. Er hielt es für ein Unglück, für eine Strafe, daß er die Braut seines Bruders liebte; wie würde Antonie gespöttelt haben, wenn sie das gewußt hätte!

Der Wagen hielt vor Antoniens neuem Hotel im Faubourg St.-Germain; Baldamus stieg aus mit dem beklemmenden Gefühl, dessen sich auch der tapferste Krieger nicht erwehren kann kurz vor dem Beginn der Schlacht.

Eine zahlreiche und höchst geschmackvoll galonnirte Dienerschaft ließ ihn die Flurhalle passiren und ein riesenhafter Jäger führte ihn über die glänzend decorirten Treppen und Vorsäle in die Antichambre, wo ihn ein stattlicher Herr in weißer Cravatte und schwarzem Leibrock, der Kammerdiener der Frau Baronin, mit tiefer Verbeugung empfing und ihn lispelnd um seinen Namen bat, um ihn anmelden zu können.

Baldamus erkannte in dem vornehmen Kammerdiener auf der Stelle den „schönen Jean", jenen spitzbübischen Lakaien, den er fortgejagt, weil er den Obersten Lepic der Polizei verrathen. Er war einen Augenblick zweifelhaft, ob er dem frechen Burschen, der die Miene annahm, als sähe er ihn in diesem Augenblicke zum ersten Male, nicht nothgedrungen eine derbe Maulschelle geben müsse. Es giebt eine Frechheit, vor der man die Hände rasch in die Tasche stecken muß, wenn man sie nicht wider Willen gebrauchen soll.

„Melden Sie der Frau Baronin Herrn Baldamus!" sagte er kurz und drehte sich um.

„Zu Befehl!" erwiederte der vornehme Kammerdiener mit tiefer Verneigung, und verließ mit unhörbaren Schritten das Gemach, dessen geschmackvollen Luxus Baldamus bewundern mußte.

Der Kammerdiener schritt indessen erst durch einige Zimmer, bis er einen kleinen Salon erreichte, in welchem Antonie mit mehreren Herren saß. Einen Augenblick nur lauschte der „schöne Jean" auf das Gespräch, dann schlug er die Portiere zurück, und

meldete feierlich: „Herr Baldamus wünscht Madame im Auftrage Seiner Durchlaucht des Prinzen zu unterhalten.“

Diese Meldung ließ einen tiefen Blick in das Verhältniß dieses Kammerdieners zu seiner Herrin thun; er war offenbar mit im Geheimniß, er wußte, daß die Baronin ein Interesse daran hatte, ihre Beziehungen zu dem Prinzen geltend zu machen.

„Bitten Sie Herrn Baldamus einzutreten!“ sagte Antonie, die augenblicklich begriff, daß nicht Baldamus, sondern der Kammerdiener die Form der Meldung gemacht haben müsse.

„Man ist etwas ceremoniös an unsern deutschen Höfen,“ flüsterte die Dame einem alten leichtsinnigen Pair zu, der neben ihr saß.

„Im Auftrage Seiner Durchlaucht sich melden zu lassen;“ meinte Graf Matignon, „das klingt ganz wie in den Tuillerien, und doch handelt es sich vielleicht um den Brief einer deutschen Tante!“

„Nein,“ flüsterte ein Dritter, „das ist wirklich feierlich, sehen Sie, der Herr ist in seiner großen Galla-Uniform!“

Auch Antonie war erstaunt, den Dichter in Uniform zu sehen, er war in Paris noch nie in derselben erschienen; sie glaubte jetzt beinahe, Baldamus komme wirklich im Auftrage des Prinzen, indessen lächelte sie ihrem ehemaligen Bräutigam mit verführerischer Koketterie entgegen, reichte ihm die Hand, und suchte ihn durch einen sanften Händedruck zu beglücken.

Baldamus fühlte den Händedruck wohl, und das leicht empfängliche Dichterherz wallte ihm über bei der Erinnerung an die Tage, die Stunden, da ihn ein solcher Händedruck eben so glücklich machte, wie ihn die kokette Verweigerung dieses Liebesgrußes reizte und betrübte. Er sah nicht ohne Schmerz und Trauer, er sah mit tiefer Rührung nieder auf diese Frau, die er hinreißend fand, obwohl er sie nicht mehr liebte; der Dichter in ihm interessirte sich lebhaft für diese Frau, die sich auf eine eben so plötzliche, als unerwartete Weise entwickelt hatte, der Dichter staunte über die prächtige Giftblume, aber der Predigersohn aus dem Westerwald erinnerte sich an die Verführung durch die Schlange, und der deutsche Mann zürnte diesem verwälschten Wesen, das die herrlichsten Naturgaben auf so frivole Weise mißbrauchte.

„Frau Baronin Lepic," redete er sich aufrichtend, das Weib, das einst seine Liebe war, ernst und gemessen an, „ich habe eine Botschaft an Sie auszurichten, deren Bedeutung mir die Verzeihung dieser Herren sichern wird, welcher ich allerdings bedarf, denn ich muß Sie, Frau Baronin, bitten mir ein geheimes Gehör zu bewilligen."

„Folgen Sie mir, lieber Baldamus," entgegnete Antonie, die sich augenblicklich erhob, die Versammelten mit einem verbindlichen Blick begrüßte, und dem Dichter voran schreitend, in ein Nebenzimmer trat, das mit einem Sybaritismus ausgestattet war, der nur erträglich durch den feinen Kunstsinn wurde,

welcher doch neben der Ueppigkeit noch zum Ausdruck kam.

Mit höchster Anmuth ließ sich Antonie in eine Bergère niedersinken und bat: „Nehmen Sie Platz, Freund, wir sind allein, und nun sagen Sie rasch, als wessen Abgesandter erscheinen Sie so feierlich hier?“

„Als der Abgesandte einer Todten!“ versetzte Baldamus ernst, indem er vor der Dame stehen blieb.

„Einer Todten?“ rief Antonie sich hastig aufrichtend und den Dichter anstarrend.

„Ich bin der Abgesandte einer todten Mutter an eine verlorene Tochter!“ sprach Baldamus mit einem Pathos, der dieser Frau gegenüber ganz an unrechter Stelle war, den aber der Dichter nicht ablegen konnte.

„Meine Mutter ist todt?“ sagte Antonie leise, und sichtlich verwirrt, mehr zu sich selbst, als zu dem Manne, und blickte vor sich nieder.

Baldamus begann nun mit der Erklärung, daß er durchaus nicht die Absicht gehabt hätte, hierher zu kommen und ihr eine Predigt zu halten, er komme aber im Namen und Auftrag der verewigten Frau Oberhofmeisterin, um Antonie zu warnen auf dem gefährlichen Wege weiter zu wandeln, den sie betreten; er wisse, daß seine Warnungen überflüssig seien, er gehorche nur den Befehlen seiner verstorbenen Gönnerin. Der Dichter hatte sehr ruhig und gehalten angefangen, sehr bald aber hatte er sich in einen Eifer und ein Feuer hinein geredet, welches ihn viel weiter führte, als er beabsichtigt hatte.

Antonie schwieg still, sie ließ ihn reden, die Nachricht von dem Tode ihrer Mutter hatte sie weder erschreckt noch betrübt; sie hatte ihre Mutter schon lange nicht mehr geliebt, aber sie hatte die Strenge der ernsten Frau gefürchtet, so lange sie in deren Nähe war; ja selbst in Paris hatte sie zu Zeiten noch Furcht vor ihrer Mutter gehabt. Eigentlich war es dieser herzlosen Creatur ganz lieb, daß endlich die einzige Person gestorben war, vor der sie sich fürchtete auf Erden, aber sie war verwirrt, weil sie nicht gleich wußte, wie sie sich Baldamus gegenüber benehmen sollte, bei dieser Nachricht.

Es lag ihr viel daran, in wenigstens äußerlich gutem Vernehmen mit dem Prinzen und seiner Umgebung zu bleiben, sie hätte gern eine tiefe Betrübniß, einen kindlichen Schmerz geheuchelt, aber sie fürchtete, Baldamus werde diese dünne Maske gleich durchschauen, darum war sie erst verwirrt, und dann sehr froh, daß der Dichter ihr in seinem Redefeuer hinlänglich Zeit gönnte, sich zu sammeln und sich zu entscheiden. Als sie mit ihrem Plane fertig war, lehnte sie sich nachlässig zurück, und blickte den Redner sehr freundlich an, dieser Blick aber verwirrte denselben so, daß er mitten in einem Satze unmuthig abbrach.

„Warum reden Sie nicht weiter, lieber Freund?“ fragte die Dame sanft, indem sie eine kostbare Uhr aus dem Gürtel zog, und sie ihm nachlässig hinhielt, „Sie haben noch keine Viertelstunde gesprochen, und eine ordentliche Bußpredigt dauert, wie ich mich von

Deutschland her erinnere, wenigstens vierzig Minuten. Als Predigersohn müssen Sie das wissen."

„Hier sind die Papiere, welche mir Ihre verewigte Frau Mutter für Sie gesendet, Madame!" sagte Baldamus, wüthend über sich selbst und über seine weggeworfene Rede, er legte die Papiere auf einen Nebentisch.

„Sind Sie denn ein Kind, Baldamus?" nahm die Baronin jetzt ernst das Wort, „haben Sie wirklich geglaubt, ich würde außer mir sein vor Schmerz über den Tod einer Mutter, die allerdings der schätzbaren Eigenschaften viele hatte, mit deren Temperament und Ansichten ich aber niemals übereinstimmte; einer Frau, die, gewiß aus guter Absicht, mir meine Jugend verkümmert hat, die mich, da ich längst erwachsen war, noch immer ganz so behandelte, als sei ich ein Kind, die mir keine Freude gönnte, die mich mit ihrer Moral verfolgte und kränkte? nein, das darf Sie nicht verletzen, Baldamus, ich sage Ihnen ja, daß ich niemals an den guten Absichten meiner Mutter gezweifelt habe, daß ich aber ihre verkehrten Mittel noch heute beklage. Sie können nicht geglaubt haben, daß ich von Schmerz überwältigt sein würde bei der Nachricht von dem Tode dieser Frau; ich will mich nicht besser stellen, als ich wirklich bin; wenn ich jetzt den Schmerz heuchelte, den ich nicht fühle, dann verdiente ich vielleicht mehr die Vorwürfe, die Sie mir im Namen meiner Mutter gemacht haben, die also bis über das Grab hinaus den traurigen Maximen treu geblieben ist, mich durch Züchtigungen,

Strafen und Schelten von Eigenschaften befreien zu wollen, die auch ich für keine Tugenden halte, die aber mit mir geboren sind, die vielleicht gerade durch die Strenge meiner Mutter so innig verwachsen sind mit mir, daß sie wahrscheinlich mir anhängen werden bis an mein Lebensende."

„Ich habe den Auftrag erfüllt, der mich hierher geführt hat!" sagte Baldamus kalt.

„Sie sind nicht sehr freundlich gegen mich, Baldamus!" rief Antonie lebhaft und trat, plötzlich aufspringend, dicht vor ihn hin, es war ein eigenthümliches Zittern in ihrer Stimme und eine Thräne funkelte in ihrem Auge; vielleicht fühlte sie, daß sie diesen Mann auf ihre Art geliebt hatte, jedenfalls aber wollte sie ihn daran erinnern, daß er sie geliebt hatte. Die Wahrheit ist aber eine so gewaltige Macht, daß jede Lüge, jede Heuchelei nur durch den kleinen Theil von Wahrheit, der ihr noch inne wohnt, gefährlich wird. Baldamus würde gelacht haben über die Heuchelei, mit welcher ihn Antonie zu umgarnen trachtete, wenn nicht doch noch ein Rest von wahrer Neigung in dem eiteln Herzen dieser schlauen Person gewesen.

„Sie verlangen Freundlichkeit von mir?" fragte der Dichter bitter.

Der Ton, in welchem er die Frage that, belehrte Antonie, daß sie ihren Köder nicht umsonst ausgeworfen, sie hatte eine Saite berühret, die nachklang, hastig verfolgte sie ihren Vortheil, indem sie rief: „ja, Baldamus, ich verlange Freundlichkeit von Ihnen,

wenn von Keinem, so doch von Ihnen; sagen Sie was Sie wollen, sagen Sie, daß ich Ihre Liebe verschmäht und verrathen habe, daß ich Sie betrogen, ich stelle es nicht in Abrede, ich entschuldige nichts, aber ich habe Ihre Liebe doch einst gehabt; ich war der Mittelpunkt Ihres Fühlens und Denkens, ihres Lebens und poetischen Schaffens; Ihre Lieder, sie gehören auch mir, Ihre Gedichte, ohne mich wären sie nicht entstanden, Martin, wenn ich selbst Sie ermordet hätte, sterbend wären Sie mir noch Dank schuldig, und ich, ich verlange ja keinen Dank, ich verlange nichts als ein wenig Freundlichkeit."

Antonie weinte.

Wie in einen Zauberspiegel blickte Baldamus hinein in die Vergangenheit, es war wieder so viel Wahrheit in den Worten der Frau, daß der Dichter hingerissen mit stotternder Stimme sprach: „Ich habe nicht, ich werde niemals vergessen, Antonie, was Sie mir gewesen sind! Gewiß nicht!"

Kaum aber hatte er das gesagt, als er sich mit leidenschaftlicher Gluth umarmt fühlte, Antoniens Kuß brannte auf seinen Lippen, er fuhr zusammen, bevor er sich aber recht zu besinnen vermochte, sah er die Portière hinter Antonie niederfallen, sich selbst aber sah er in dem Spiegel, er war todtenbleich geworden.

Der Dichter stand noch eine ganze Weile auf derselben Stelle, bevor er es vermochte, seine Gedanken so weit zu ordnen und sich so weit zu sammeln, daß er seinen Rückweg antreten konnte.

Diesen Ausgang hatte er nicht vermuthet, er war so überrascht, daß ihn der Kuß Antoniens wie ein Blitzstrahl getroffen, daß er ihn betäubt hatte. Antonie hatte ihn früher auch zuweilen so flammendheiß geküßt, es war als habe ihr letzter Kuß die Gluth aller, die er einst von ihr empfangen, wieder angefacht, das dachte er selbst und sagte leise: „es ist ein Zauber über mich gekommen!"

Armer Dichter!

Baldamus trat mit erhitzten Wangen und fieberisch glühenden Augen in den Saal, sein Aussehen konnte keinem der Herren entgehen, sie warfen sich bedeutsame Blicke zu; der Irrthum, in dem sie sich befanden, war übrigens verzeihlich.

„Wird Madame uns noch lange ihre Gegenwart entziehen, mein Herr?" fragte Graf Matignon, dem Dichter in den Weg tretend, der mit einer flüchtigen Verneigung an den Herren vorübergehen wollte.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, meine Herren", entgegnete der hastig, „ich habe der Frau Baronin das Ableben ihrer Frau Mutter, der Frau Oberhofmeisterin von Kaltennordheim, gebornen Baronesse von Bünau, zu notificiren die Ehre gehabt."

Damit verließ er den Salon und eilte so sehr seinen Wagen zu erreichen, daß er die höhnischen Blicke gar nicht bemerkte, mit denen ihn der „schöne Jean", dieses Muster eines spitzbübischen Kammerdieners, im Vorzimmer empfing und feierlich bis zum Wagen geleitete.

„Er hat das Ableben der Frau Mutter notificirt!" rief Graf Matignon lachend, sobald Baldamus den Salon verlassen.

„Das Ableben der hochwohlgebornen Frau Oberhofmeisterin von Kaltennordheim, gebornen Baronesse von Bünau," spottete ein Anderer.

„Diese deutschen Pedanten!" lachte Graf Matignon, „wahrlich ein Ambassadeur ersten Ranges hätte den Tod der Königin von Spanien und beiden Indien nicht feierlicher und gravitätischer anzeigen können."

„Nicht „anzeigen?" lieber Graf," schaltete ein Dritter ein, „das Ableben so vornehmer Herrschaften wird nicht angezeigt wie der Tod anderer Leute, sondern er wird „notificirt," es ist köstlich!"

„Ich bin neugierig, wie die schöne Baronin sich bei dieser Gelegenheit zeigen wird!" erklärte der würdige Pair von Frankreich, der nach einander in der Versammlung der Notabeln, in der allgemeinen Ständeversammlung, in der Nationalversammlung, im Convent, im Rathe der Alten und im kaiserlichen Senat gesessen hatte, ohne es jemals mit der herrschenden Macht zu verderben.

„Sie wird in Trauerkleidung reizend aussehen, ich bin überzeugt davon!" entgegnete ein dicker Generalpächter, „Wetter, da fällt mir ein, die Simon hat einen schwarzen Reiherbusch mit Diamantschloß, den die Gemahlin Bonaparte's nur ein Mal getragen, er soll zwar 10,000 Francs kosten, ich werde ihn dieser schönen Baronin zur Trauer anbieten."

„Bravo!“ rief Graf Matignon, „so muß die französische Industrie gewinnen bei dem Tode einer so wichtigen Person wie die Frau Oberhofmeisterin.“

„Es wird aber doch etwas stiller hier werden!“ erwiederte der Generalpächter.

„Ich fürchte das nicht,“ entgegnete Matignon, „ich zweifle zwar nicht an der kindlichen Liebe unserer schönen Baronin, aber sie hat ja nicht nöthig hier officiell zu trauern, und sollten auch einige größere Feste abbestellt werden, so befindet man sich im kleinern Kreise hier auch nicht ganz übel. Ich habe den Obersten gebeten außer den Whist- und Ecarté-Tischen noch einen Brélantisch oder etwas dergleichen arrangiren zu lassen, das bringt Leben in die Gesellschaft!“

Die Herren waren sämmtlich einverstanden über die Nützlichkeit des Brélan, entfernten sich aber doch nach und nach, da sie sich selbst sagen mußten, daß die Herrin des Hauses schwerlich wieder zum Vorschein kommen werde.

Antonie war sehr zufrieden mit sich und dem mächtigen Eindruck, den sie, wie ihr nicht entgangen war, auf ihren ehemaligen Bräutigam gemacht; sie warf einen stolzen Blick in den Spiegel und fand sich selbst schöner als je.

„Mit einem Kuß und zwei Thränen kann man viel leisten,“ sagte sie lächelnd zu sich selbst, „ich habe viel erreicht, wenn ich die Gesellschaft weiterhin glauben machen kann, daß ich im besten Einvernehmen mit meinem Hofe stehe; noch ist mir das

nöthig, in einigen Wochen werde ich fest genug allein stehen; und dieser gute Baldamus! er ist wirklich ein trefflicher Mensch, könnte man ihn nur ein wenig zähmen! ich habe abgerichtete Bären gesehen, sollte dieser deutsche Bär sich nicht abrichten lassen? ich verzichte nicht gern auf seine Huldigung; freilich würde er mir viel Noth und Unbequemlichkeit verursachen. Wenn ich ihn fern halten und doch zugleich an mich fesseln könnte, das wäre ein Sieg, ein Triumph meiner würdig!"

Darauf setzte sich Antonie und blätterte in den Papieren, welche ihr Baldamus gebracht; den langen Brief, den die arme um ihr Kind sorgende Mutter, dessen neues Leben sie noch nicht ein Mal zum kleinsten Theil kannte, auf dem Sterbebett geschrieben, den las diese treffliche Tochter gar nicht, sondern warf ihn sofort in's Kamin, sie sah ihn ohne Gemüthsbewegung verglimmen und zu Asche werden. Aufmerksam aber prüfte sie dafür diejenigen Papiere, welche Bezug auf die Nachlassenschaft hatten.

Die Frau Oberhofmeisterin war eine kluge, vorsorgliche, sparsame, deutsche Hausfrau von altem Schrot und Korn gewesen, sie hinterließ ihrer Tochter kein großes, aber doch auch kein unbedeutendes Vermögen; aber wie lächerlich dünkte der geistreichen Tochter die ängstliche Vorsicht, mit welcher die vorsichtige Mutter für die Sicherheit selbst kleiner Summen sich bemüht! Die ganze Erbschaft war ja eine wahre Bagatelle gegen die Summen, die ihr in der letzten Zeit durch die Hände gegangen, dennoch war für Antonie

diese Erbschaft gerade in diesem Augenblick von höchstem Werth, denn Oberst Lepic, obwohl seiner jungen Gemahlin blind ergeben, hatte nach dem Balle doch gefragt: „wo nehmen Sie das Geld her zu solchen Festen, liebe Toinon, die dreißigtausend Thaler, welche Sie von Ihrem Oheim geerbt haben, müssen meiner Rechnung nach schon darauf gegangen sein bei der Einrichtung dieses Hauses!“ Antonie hatte dem Obersten seine Frage zwar nicht beantwortet und müde, wie er gerade war, hatte er nicht weiter geforscht, aber er konnte wieder fragen und ein Mal endlich mußte sie doch antworten, auch war es ihr überhaupt sehr bedenklich, daß der Oberst ihr nachrechnete.

Bei der ersten Zahlung, die sie aus den Fonds der geheimen Polizei erhalten, hatte sie die Erbschaft eines Oheims in Deutschland als Quelle angegeben; sie konnte aber unmöglich fortwährend deutsche Oheime beerben, und deshalb beschloß sie denn, diese wirkliche Erbschaft von ihrer Mutter in angemessener Weise zu vergrößern und sie für immer als einen Schild der Neugierde ihres Gemahls entgegenzuhalten.

Sie beschloß, sofort an's Werk zu gehen, klingelte und ließ den Obersten zu sich bitten.

Sie empfing ihren Gemahl, wenn auch nicht mit trauriger, so doch mit einer sehr ernsten Miene; sie gehörte nicht zu den Ungeschickten, welche Alles durch Uebertreibung verderben.

„Setzen Sie sich, mein Freund,“ sagte sie leiser, als sie sonst sprach, „ich bin sehr erschüttert und

keiner großen Anstrengung fähig, erschrecken Sie sich nicht, lieber Lepic, ich werde mich bald wieder erholen, wir haben einen Trauerfall in der Familie, ich habe meine arme Mutter verloren —"

Der Oberst wollte in seiner Weise trösten, die Dame aber wies ihn sanft zurück und sagte: „Lassen Sie das, mein Freund, ich weiß, was ich an meiner Mutter verloren, obwohl ich in der letzten Zeit in Folge meiner Vermählung mit Ihnen auf keinem ganz freundschaftlichen Fuße mit ihr gestanden habe. Indessen wußte ich lange schon, daß mir dieser Verlust bevorstand, denn vor meiner Abreise aus Deutschland hatte mich der Arzt darauf vorbereitet und mir gesagt, daß ihre Krankheit unheilbar sei. Ich wußte, daß ich bald die Nachricht ihres Hintritts erhalten würde, und dennoch war ich so überrascht, so erschüttert, daß ich mich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, als mir der Prinz so eben die Anzeige machen und mir die Papiere, welche auf die Verlassenschaft Bezug haben, übergeben ließ. Die Nachricht von dem Tode der Mutter kommt der Tochter immer überraschend, plötzlich!"

„Meine arme Antonie!" tröstete der Oberst, der in den Aeußerungen seiner Gemahlin einen stummen Schmerz sah, der ihn nicht nur rührte, sondern ihn sogar sehr besorgt machte.

„Ich habe nun, da ich meine Mutter verloren," fuhr die Baronin weich fort, „keinen näheren Verwandten mehr, ich habe nur Sie, mein Freund, Sie müssen mir jetzt meine ganze Familie ersetzen!"

Der Oberst war sehr ergriffen, die Thränen, die in Antoniens Augen standen, lockten auch seine Thränen hervor, er überströmte die schlaue Frau mit Versicherungen seiner Liebe und Anhänglichkeit, die Antonie mit Vergnügen hörte, denn sie war klug genug, in der Liebe ihres Mannes die festeste Stütze für sich in der Gesellschaft zu erkennen.

„Die Papiere da," sagte sie endlich, als wolle sie sich mit Gewalt ihrer Weichheit erwehren, „habe ich noch nicht ansehen können; ich erfahre aber aus dem letzten Briefe meiner Mutter, daß sie reicher war, als ich glaubte, sie ist immer eine sparsame Frau gewesen, und so sind wir denn jetzt auch reicher, mein Freund! es ist mir eine Erleichterung, daß ich doch von nun an nicht Alles Ihrer Großmuth allein verdanken werde."

Die Baronin hütete sich wohl, ihrem Gemahl eine Zahl zu nennen; er konnte sich, wenn er wollte, die fabelhaftesten Vorstellungen von der Erbschaft seiner Frau Schwiegermutter machen; übrigens war dem tapfern Krieger dieser Theil der Mittheilungen seiner Gemahlin durchaus nicht der unangenehmste; er war allerdings nicht geldgierig, auch nicht knauserig, sondern großmüthig und freigebig, aber er war ein ordentlicher Soldat gewesen und noch ein ordentlicher Haushalter. Deshalb hatte ihn der große Aufwand, mit welchem Antonie ihr Haus einrichtete und eröffnete, mit einem großen Schrecken erfüllt. Er hatte nichts dagegen gehabt, daß Antonie das Geld, was sie, wie er glaubte, in Deutschland ge-

erbt, an die Einrichtung eines Hauses wendete, aber er fürchtete, daß er die Kosten der Feste werde bezahlen müssen, und das war ihm eine sehr unbehagliche Perspective; denn so blind eingenommen er auch für seine Frau war, so sehr er sie liebte, er war doch zu sehr Franzose, um Lust zu haben, sich für sie zu ruiniren, Schulden zu machen und Noth zu leiden. Er liebte seine Frau sehr, sein Vermögen aber liebte er auch ziemlich stark.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Der unvergängliche Berg.

„Noch einmal, Scherasmin, es war kein Schattenspiel
Im Sitz der Phantasie, aus Weindunst ausgegohren!
Ein unbetrügliches Gefühl
Sagt mir, sie lebt, sie ist für mich geboren . . . . ."
„Der Alte wiegt sein zweifelreiches Haupt,
Wie wenn man Euch ein Wunderding erzählet,
Wovon Ihr nichts im Herzen glaubt,
Wiewohl Euch Grund, es wegzuläugnen, fehlet."
(Wieland: Oberon)

Am 6. December 1815 hatten hundert einunddreißig von den hundert einundsechszig Pairs von Frankreich, welche über den Marschall Ney, Prinzen von der Moskowa und Herzog von Elchingen, zu Gericht saßen, den wegen Hochverrath Beklagten für schuldig erklärt. Den Bemühungen der vereinten Republikaner, Bonapartisten und Liberalen war es gelungen, das bourbonische Königthum zu zwingen, diesen kühnen Soldaten zu richten; jetzt mußte die Intrigue den Marschall, über dessen Schuld und gerechte Strafe gar kein Zweifel sein konnte, zu einem Märtyrer des Liberalismus, zu einer Waffe gegen das Königthum machen.

Michel Ney, er, der nichts war, als ein kühner Soldat, er ein Märtyrer liberaler Ideen, welche Verwirrung! aber die mächtige Intrigue setzte es

durch, noch heute gilt Michel Ney, der wegen Treubruch und Hochverrath von Rechtswegen verurtheilte Soldat, für einen Märtyrer der Freiheit! So grausam spielt das Schicksal auch mit todten Männern noch!

Der Marschall sah wie ein tapferer Mann dem Tode entgegen; ein Sohn der rauhen Revolutionszeit und des ewigen Kriegsgetümmels, hatte er nicht daran gedacht, sich die Tröstungen der Religion zu erbitten auf seinen letzten Weg; doch als er den schweren Abschied genommen von seiner Gemahlin und mit sichtlicher Unruhe auf und abging, da faßte sich einer der Gendarmen, die ihn bewachten, ein Herz und sprach: „Mein Herr Marschall, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich den Herrn Pfarrer von Saint-Sulpice zu mir bitten lassen!“

Der Marschall stutzte, der Pfarrer wurde geholt und hatte eine lange Unterredung mit dem zum Tode Verurtheilten. Der berühmte Krieger hatte keinen Glauben gehabt, aber seiner beunruhigten Seele schien Gott in der letzten Stunde seinen Trost zu gewähren, er betete lange mit dem Geistlichen. Der Geistliche begleitete ihn dann noch auf seinem letzten Gange und blieb bei ihm, bis er unter dem Feuer des Executions-Commando's zusammensank, dem er sein letztes Wort: „Freunde, zielt auf's Herz!“ zugerufen.

Kaum hatte der unglückliche Marschall der Gerechtigkeit durch seinen Tod Genüge geleistet und sich also der Barmherzigkeit Gottes übergeben, so begannen

die drei Parteien, die sich seine Freunde nannten, obwohl er keiner derselben angehörte, ihr höllisches Werk. Was hatten die alten Jacobiner gemein mit dem tapfern Soldaten, der geholfen hatte, ihre Herrschaft mit Kartätschenschüssen hinwegzufegen? Was wollten die Bonapartisten noch von dem Manne, der den Bonaparte zu Fontainebleau zur Abdankung gezwungen? Was endlich hatten die Liberalen für einen Zusammenhang mit dem Soldaten, der keine andere Regierungsform achtete, als den militärischen Despotismus. Sie alle wollten nichts, als den Tod des Marschalls gegen das Königthum zur Waffe brauchen; es ist ihnen das besser gelungen, als sie vielleicht zu hoffen wagten.

Noch an dem Todestage des Marschalls wurde die schmachvolle Verleumdung verbreitet, die Regierung habe nicht gewagt, eine Truppe zur Execution des Marschalls zu commandiren; jeder französische Soldat, sagte man, würde sich geweigert haben, auf den „Braven der Braven" zu schießen; da hätten sich Offiziere der königlichen Garde und andere Edelleute zu diesem Dienst erboten, sie hätten dann, in die Uniformen gemeiner Soldaten gekleidet, das Urtheil vollstreckt. Es war kein wahres Wort an diesem Gerücht, aber es wurde geglaubt und eifrig weiter verbreitet; am Nachmittage schon nannte man einzelne Personen, es waren die edelsten Namen Frankreichs, es waren die Söhne und die Vettern der vornehmsten Adelsgeschlechter, welche man die Henker des Marschalls Ney zu nennen sich erfrechte. Wohl war

es natürlich, daß der Tod eines so berühmten Kriegers, wie Ney, einen tiefen Eindruck auf das französische Volk machen mußte, man lehrte das Volk, diesen Tod als eine grausame Rache der Regierung betrachten und nun bezeichnete man die Glieder der Familien, die dem Throne am nächsten standen, als die persönlichen Werkzeuge dieser Rache — man konnte nicht geschickter den Abgrund des Mißtrauens gegen das Königthum, den man bereits geöffnet hatte, erweitern.

Es war kurz vor Mittag an diesem blutigen und für ganz Frankreich verhängnißvollen Decembertage, als ein alter Kerl in einem grünen Kutschermantel, der beinahe eben so viel Krägen als Knöpfe zählte, in den reinlichen Flur des kleinen rothen Hauses in Belleville trat, in welchem Oberst Lepic einst eine eben so kurze als trügerische Zuflucht gefunden. Da Niemand in dem Flur zu sehen und das ganze Haus in tiefer Stille lag, so stieß der alte Kerl im Kutschermantel mehrere Male ziemlich derb mit seinem eisenbeschlagenen Knotenstock auf den Fußboden, was ein ziemliches Geräusch verursachte und endlich, nachdem es mehrere Male wiederholt worden war, auch wirklich die Aufmerksamkeit der Hausbewohner erregte.

Es erschien eine hübsche junge Frau, städtisch gekleidet, beinahe elegant wie eine Pariserin, und ersuchte den Fremden ziemlich verdrießlich, sein Klopfen und Stampfen einzustellen.

„Ich suche den Bürger Paspoil, Bürgerin!“ sagte der im Kutschermantel kurz und mürrisch.

„Bürgerin? Bürger Paspoil?“ fragte die junge Frau und wurde roth vor Aerger, „alle Welt sagt Herr Paspoil zu meinem Manne oder Herr Jean, und Ihr könntet wohl eben so höflich wie alle Welt sein!“ setzte sie dann hinzu.

„Der Bürger Paspoil kann unmöglich der Mann einer so hübschen jungen Frau sein!“ meinte der Fremde nachdenklich.

„Ah, jetzt verstehe ich!“ rief die junge Frau, welche das Compliment nicht überhört hatte, welches ihr der Kutschermantel, vielleicht ohne es zu wissen, gemacht hatte, „Ihr wollt zu unserm Schwiegervater, ja, der nennt sich noch immer Bürger Paspoil von der Revolution her, wißt Ihr, aber meinem Mann, dem Jean, und mir dürft Ihr mit dem Revolutions=kram nicht kommen; mein Jean ist ein Monsieur und hat viele Freunde unter den Vornehmen; wir sind Eigenthümer, wißt Ihr; wenn Ihr aber mit dem alten Manne reden wollt, so geht da hinein, aber nehmt Euch in Acht, denn er schläft, und wenn man ihn im Schlafe stört, pflegt er sich nicht freundlich zu benehmen!“

Die junge Frau deutete auf die Thür zu dem Wohnzimmer des republikanischen Schusters, machte dann eine halbe Verbeugung, die sie vermuthlich für sehr vornehm hielt, und zog sich zurück.

Der Kutschermantel öffnete ohne Weiteres die Thür, die ihm von der jungen Gemahlin des „schö=nen Jean“ bezeichnet worden, und trat in das schmutzige Gemach des republikanischen Schusters, der in tiefen

Schlaf versenkt auf einer Bank am Ofen lag und entsetzlich schnarchte. Der Fremde stand eine Weile und beobachtete das fahle, schmutzige Gesicht des Schlafenden, dann streckte er seinen Knotenstock aus und berührte ziemlich unsanft die Schulter desselben. Der Schläfer gab durch ein tiefes Knurren sein Mißfallen über diese Berührung kund, erwachte aber nicht; als dieselbe indessen ein paar Mal wiederholt wurde, sprang er plötzlich mit einem wilden Fluche empor und stürzte sich auf den Fremden, der aber war stärker, als der entnervte Säufer, und schleuderte ihn ziemlich unsanft zurück auf seine Bank.

Wüthend starrte der Schuster seinem Besuch in's Gesicht.

„Gruß und Brüderschaft, Bruder Brutus!" sagte der Kutschermantel endlich und streckte seine schwielige Hand aus.

„Wer bist Du, Bürger?" fragte der Schuster, ohne die angebotene Hand zu berühren, seinen Gast mit Mißtrauen musternd.

„Kennst Du mich nicht mehr, Brutus?" versetzte dieser mit teuflischem Grinsen, „wer war Dir der Nächste, besinne Dich, als wir den schönen Töchtern der Cidevants den Weg von der Abtei zur Guillotine ersparten?"

„Es lebe der unvergängliche Berg!" schrie der Schuster, jetzt aufspringend, „Du bist mein alter Kamerad, Mallard, der Friseur!"

„Der bin ich," entgegnete der Gast grinsend, „Niemand verstand die Cidevants so gut zu frisiren wie ich!"

„Du hättest Dein Glück bei ihnen machen können," rief Brutus, „wenn Du Deine Kunst nicht immer erst angewendet, nachdem Du ihnen die Köpfe abgeschnitten!"

„Nun, es hat mir trotzdem nicht an Kundschaft gefehlt!" prahlte Mallard, der Friseur.

„An der Cidevant Lamballe machtest Du Dein Meisterstück, und der Berg, der heilige Berg sorgte für Dich! Es lebe der unvergängliche Berg!"

Die beiden ehemaligen Trabanten der Guillotinenherrschaft schüttelten sich die Hände und freuten sich ihres Wiedersehens, indem sie eine große Flasche Branntwein mit unglaublicher Schnelligkeit dazu tranken. Eben wollte der Schuster einen der schmutzigen Gassenhauer singen, die zur Zeit des Terrorismus Mode gewesen, als er sich besann und seinen alten Genossen fragte: „aber sage mir doch, Friseur, was führt Dich gerade heute nach zwanzig Jahren zu mir?"

„Das Ding hier!" entgegnete Mallard, und reichte dem Schuster einen Zettel, der mit ganz eigenthümlichen Zeichen beschrieben war.

„Ich kann nicht lesen!" sagte Brutus Paspoil, ohne den Zettel anzusehen.

„Ich fluche drauf, daß Du die Schrift lesen kannst!" schrie Mallard ungeduldig.

„Es lebe der Berg, der unvergängliche Berg!" brüllte der Schuster, und tanzte wie närrisch vor Freude herum, sobald er nur einen Blick auf den Zettel geworfen.

Es war das eines von den alten Formularen, durch welche die revolutionären Ausschüsse einst ihren Heerbann zu den beschlossenen Aufständen und Gewaltthaten aufzubieten pflegten; da die meisten der Revolutionärs nicht lesen konnten, so hatte man diese Zettel mit Zeichen versehen, welche die scheußliche Phraseologie der Revolution bildlich darstellten. Der elende Schuster war ganz außer sich, er küßte den Zettel, er schrie und tanzte, denn er bildete sich ein, die Ausschüsse wären wieder im Besitz der Herrschaft und riefen ihn auf zur Aristokratenjagd. Die Bestie roch Blut und heulte vor Vergnügen. Mit großer Befriedigung betrachtete der Friseur den grauenhaften Schuster.

Plötzlich öffnete sich die Thür und Madame Jean Paspoil sagte ziemlich scharf: „machen Sie nicht so viel Lärmen, Herr Paspoil, Sie haben den Großvater aus dem Schlaf geweckt, er läßt Ihnen sagen, daß Sie morgen keinen Branntwein erhalten würden, wenn Sie nicht auf der Stelle dieses unverständige Toben einstellten!"

„Fahre zur Hölle, verdammte Cidevant!" schrie der Schuster grimmig und schleuderte zugleich ein großes Messer mit solcher Gewalt gegen seine Schwiegertochter, daß er diese auf der Stelle getödtet haben würde, wenn er sie getroffen hätte, so fuhr das Messer in die Füllung der Thür, wo es fest sitzen blieb.

Bleich und zitternd stand die junge Frau einen Augenblick, dann sagte sie mit bebender Stimme: „Elender, Du hättest mich fast ermordet, ich werde

es Jean sagen, der soll Dich tüchtig durchprügeln; verlaß Dich darauf, Du sollst noch mehr Schläge bekommen als neulich, da Du mir Liebes-Erklärungen machtest?"

Die Schwiegertochter schloß die Thür, ihre Worte hatten etwas ernüchternd auf den edlen Schwiegervater gewirkt; sein Genosse, der Friseur, aber kam ihm zu Hülfe. „Nimm einen Rock über, Bruder," sagte er, „es ist verdammt kalt draußen, und folge mir sogleich!"

„Ich Dir folgen? Wohin?" fragte der Bürger Paspoil, und schaute seinen würdigen Genossen verwirrt an.

„Nun," antwortete der Friseur, der seinen ehemaligen Kameraden doch unter der Erwartung schwach finden mochte, „hast ja den Triangel, das heilige Zeichen der allgemeinen Gleichheit, in der Hand, Du weißt doch auch, was das sagen will?"

„Ich, ich weiß nicht mehr," stotterte der Bürger Brutus, über den plötzlich eine völlige Muthlosigkeit gekommen zu sein schien, „es ist so lange her, mein Kopf ist schwach geworden."

Der Schuster setzte sich nieder, er war in der That völlig erschöpft. Mallard, der Friseur, wußte aber bald ein Mittel, ihn wieder aufzuregen; er suchte und fand eine Branntweinflasche, schenkte ein Glas voll und tröpfelte dann von einem Liquor, den er in einer kleinen Phiole bei sich trug, eine Anzahl von Tropfen hinein. Brutus Paspoil bemerkte davon nichts, obwohl er mit seinen stumpfen Blicken

fort und fort den alten Kameraden anstierte, denn dieser kehrte ihm dabei den Rücken zu. Gierig verschlang er den gemischten Branntwein, als ihm der Friseur das Glas zureichte, und beinahe augenblicklich äußerte der Trank seine Wirkung.

Der Schuster wurde wieder cordial und vergnügt, dennoch verfiel er nicht wieder in die lärmende Lustigkeit, in die er anfänglich ausgebrochen; er kleidete sich aber rasch an und bildete bald in einem blousenartigen Ueberkleid, das einst roth gewesen war, dann schwarz gefärbt wurde und nun rothfleckig aussah, kein unpassendes Seitenstück zu seinem Begleiter in dem vielkragigen Kutschermantel. Nehmen wir dazu, daß die beiden alten Kerle Pelzmützen mit Klappen, tüchtige Knotenstöcke in der Hand und kleine, unsaubere Pfeifen im Munde trugen, dann wird es begreiflich, daß die Dorfleute diesem Paar, als es langsam an den Zäunen dahinschritt, verwundert nachsahen, und daß die Wünsche, welche sie ihnen nachschickten, eben keine Segenswünsche waren, denn die älteren Einwohner von Belleville erinnerten sich recht wohl noch der schändlichen Tyrannei, mit welcher Brutus Paspoil und seine Genossen geherrscht hatten im Jahre dreiundneunzig.

Als diese beiden Gespenster des Jacobinismus das Ende des Dorfes erreicht hatten, fanden sie dort einen Fiacre ihrer harrend, und der republikanische Schuster empfand eine gewisse Behaglichkeit, als der Wagen über das schlechte Pflaster der Landstraße rasselte, denn die Ausschweifungen des Trunkes hat-

ten ihn so erschöpft, daß er schon müde geworden war auf dem kurzen Wege.

„Zu wem fahren wir, Mallard der Friseur?" fragte er seinen Gefährten ziemlich ungescheut.

„Halt Dein Maul, Dummkopf, Bruder, wollte ich sagen," raunte ihm der Genosse drohend zu, „denkst Du denn, daß der Andere, der jetzt wieder in den Tuilerieen commandirt, daß der die Absicht hat, dem Friseur der Cidevant Lamballe eine Pension auszusetzen? Nimm Dich in Acht, mein guter Bursche, das sage ich Dir, verräth mich Deine Dummheit, erfahren diese verfluchten Aristokraten durch Dich, daß ich es war, der die abgeschnittenen Köpfe ihrer Weiber und ihrer Töchter frisirte, so sollen sie auch durch mich erfahren, wer das Herz der Cidevant Lamballe gefressen hat."

„Ich war es nicht, ich nicht," flüsterte Brutus Paspoil ängstlich, „ich war es nicht, Mallard, ich habe mich dessen nur gerühmt, ich habe es nicht gethan."

„Nun, das muß ich sagen," rief der Friseur roh, „ich bin dabei gewesen, als dieses Herz gefressen wurde von zwei wackeren Bürgern, der eine war Jourdan und der andere sah Dir wenigstens sehr ähnlich, Bürger Brutus!"

„Jourdan hat es allein gethan," versicherte der Schuster, „ich stellte mich nur so an!"

Der Kerl schämte sich doch wenigstens dieser Kannibalenthat und wollte nicht zugeben, daß er sie verübt.

„Wohin gehen wir?“ fragte er dringend und neugierig.

„Zu einem von unseren Stillen!“ erwiederte der Friseur.

„Die Stillen sind allein noch übrig geblieben!“ sagte der Schuster.

„Mir waren die Stillen immer lieber, als die Lärmmacher,“ erklärte der Friseur mit wichtiger Miene, „die Lärmmacher wollten immer Alles allein machen, die Stillen aber wollten selbst das nicht zugeben, was sie wirklich gethan hatten, wir hatten mehr Beschäftigung durch die Stillen. Der Bürger Barrère war mir stets lieber selbst als der große Marat.“

„Weißt Du, die Stillen sind klüger, als die Lärmmacher!“ meinte Brutus weise.

„Darum sind auch die Lärmmacher alle zum Teufel gegangen,“ erwiederte Mallard lächelnd, „während die Stillen meist noch am Leben sind und sich der That getrösten.“

„Giebt es etwas, Bruder, sind die Stillen am Werk?“ fragte der Schuhmacher mit gespannter Erwartung.

„Sie sind tüchtig am Werk, es giebt bald etwas!“ versetzte der Gefragte stolz.

„Es lebe der unvergängliche Berg!“ brüllte Brutus Paspoil; glücklicher Weise für ihn rollte der Wagen bereits in dem betäubenden Getöse der Hauptstadt dahin, und Mallard unterließ nicht, ihm sofort die Hand auf den Mund zu pressen.

„Die Gensd'armen des Andern werden uns beim Kragen nehmen, Tölpel," sagte Mallard leise; „halt Dein Maul, Du Hundesohn, und denke daran, daß die Stillen allein noch leben."

Paspoil schwieg wirklich eine ziemliche Weile, er blickte wie im Halbtraum auf die Straßen von Paris; er hatte sie seit zwanzig Jahren nicht gesehen, wie Gespenster tauchten blutige Erinnerungen auf vor seinem Geiste, bald an dieser, bald an jener Straßenecke, aber es waren nicht Gespenster, die ihn schreckten, sondern Gespenster, die ihn mit einem abscheulichen Stolz erfüllten; er bereute keine der schändlichen Handlungen, die er in jenen blutigen Jahren begangen, den Mord der Priester und Edelleute, das Schlachten wehrloser Weiber und Kinder, die ganze wilde, schmutzige und blutige Gesindelorgie jener Zeit war der Stolz und die Freude nicht nur dieses elenden Menschen, sondern vieler Jacobiner von damals, in der Erinnerung noch schwelgten sie in der Wollust des Verbrechens. Auch Brutus Paspoil bekannte sich mit Stolz zu den scheußlichsten Verbrechen, nur von dem Herzen der Prinzessin von Lamballe wollte er nicht gegessen haben, obwohl die Thatsache feststand.

„Wir fahren zum Bürger Barrère!" sagte Paspoil leise zu seinem Genossen, als er eine Straße des Marais erkannte.

„Barrère wohnt schon lange nicht mehr im Marais!" entgegnete der Friseur abweisend.

Der Wagen hielt endlich und langsam stiegen die beiden alten Myrmidonen des Revolutions-Tri-

bunals die zahlreichen Stufen von vier Treppen empor; eine Anstrengung, welcher der Schuster schwerlich fähig gewesen wäre, ohne das Stärkungsmittel, das ihm sein Genosse im Branntwein gegeben und ohne die brennende Begierde, die ihn stachelte, nach so langer Entbehrung wieder einmal einen jener furchtbaren Tribunen zu sehen, auf deren Wink er seine Hände einst so oft und so tief in Blut getaucht. Die sittlichen Menschen stehen sich ziemlich gleich alle, wenigstens betrachten sie sich meist als auf einer Stufe stehend, dagegen ist ein ganz ungeheurer Unterschied zwischen dem großen und dem gemeinen Verbrecher, nirgend werden die Rangunterschiede so geachtet wie in der Verbrecherwelt.

Eine Frau öffnete die Thür.

„Deine Bürgerin?“ fragte Brutus.

Der Friseur nickte.

„Deine Bürgerin ist noch hübsch, meine hat Triefaugen und ist fromm!“ bemerkte Brutus verdrießlich und folgte seinem Kameraden, der endlich eine Thür öffnete und mit lauter Stimme schrie: „Hier ist der Bürger Brutus Paspoil, den Du sprechen wolltest!“ Er schob den Schuster in das Gemach und schloß die Thür hinter ihm.

Die beiden Jacobiner, der große und der gemeine Verbrecher, starrten einander eine ziemliche Weile an, plötzlich rief der Schuster entzückt: „Bei dem heiligen Berge, ich will morgen Aristokrat werden, wenn das nicht der tugendhafte Bürger Joseph Laborde ist!“

„Gruß und Brüderschaft, Bürger Brutus Paspoil!" entgegnete der Königsmörder und streckte vornehm seine Hand aus.

Der Schuster berührte die Hand des ehemaligen Convents-Deputirten mit einer Achtung, mit einer Zartheit könnte man sagen, der Soldat, dem sein siegreicher Feldherr die Hand reicht, wird diese mit weniger Achtung und Zartheit berühren.

„Die Stillen leben noch!" sagte der Schuster leise.

„Die Stillen leben noch und sie sind am Werk!" erwiederte der jacobinische Meister bedeutungsvoll, dann setzte er leichter hinzu, „suche Dir einen Stuhl, Bruder, nimm den da, wirf die Bücher hinunter, bemühe Dich nicht weiter, stelle den Stuhl hierher; so, setze Dich und höre mir zu; halt, fülle erst Deine Pfeife frisch, nimm einen tüchtigen Schluck aus der Cognacflasche da!"

Der Schuster that gehorsam Alles, was ihm Laborde befahl, und saß endlich mit brennender Pfeife neben ihm.

„Du hast einen Sohn, Bruder," begann der Königsmörder, „einen tüchtigen Burschen, wie ich höre, den die Leute den „schönen Jean" nennen!"

„So ist es, Bürger," entgegnete der Republikaner, „der Bursche könnte besser sein, aber er ist gut genug für diese schlechte Zeit!"

„Und hat er den rechten Bürgersinn von Dir geerbt, Bruder?" fragte der Jacobiner.

„Ich kann ja sagen," erwiederte der Schuster schmunzelnd, „er hat ihn, obwohl er nicht so aus-

sieht, denn er hat das Aussehen eines Muscadin, er dient den verdammten Aristokraten, er verspottet oft die Sitten der Sansculotten, ich habe Aerger genug darüber; im Stillen aber habe ich doch meine Freude an dem Burschen, denn ich weiß, daß er ein tugendhafter Bürger, ein ächter Sansculotte sein wird, wenn unsere Zeit wieder kommt."

„Und woher weißt Du das so genau?" forschte Laborde, ein größeres Interesse als bisher zeigend.

„Bürger Laborde," sagte Brutus stolz, „mein Sohn kann den verdammten Aristokraten nicht die Köpfe abschneiden, denn es ist jetzt nicht unsere Zeit, aber während er ihnen zu dienen scheint, verführt er ihnen ihre Weiber, macht ihre Töchter zu Müttern, verhöhnt und verspottet sie und läßt sich von ihnen dafür tüchtig bezahlen, ich dächte, das wäre doch kein ganz übles Zeichen für meine Brut, in Anbetracht der schlechten Zeit!"

„Du hast Recht, Brutus," sagte der Jacobiner nach augenblicklichem Besinnen, „das ist kein ganz schlechtes Zeichen, was sollte auch der Sohn eines ächten Sansculotten Besseres thun in dieser Zeit."

„Doch hat der Bursche noch Besseres gethan!" fiel der Schuster mit einem gewissen Stolze ein.

Erwartungsvoll sah ihn Laborde an.

„Er hat schon einige von diesen schändlichen Tyrannenknechten des Betrügers Bonaparte," fuhr der würdige Vater heraus, „dem Bürger Fouché in die Hände geliefert."

„Das ist schon besser!“ rief der Königsmörder erfreut und nahm sich nicht die Mühe, die Freude zu verbergen, die er über diese Entdeckung hatte.

„Nicht wahr! er ist nicht ganz übel der Bursche, trotzdem, daß er den Muscadin spielt,“ meinte der Vater, der wirklich stolz auf seinen Sohn war, „ich habe immer gedacht, daß der Bürger Fouché noch im Stillen für uns wirkt, obwohl er unter den Säbelschleppern Herzog und Minister geworden ist und jetzt eine schöne Cidevant geheirathet hat, wie mir Jean erzählte.“

„Fouché gehört zu uns,“ sagte Laborde bestimmt, „Du weißt doch, daß ihn der Andere jetzt fortgejagt hat aus seinem Dienst!“

Der „Andere“ oder „Capet's Bruder“, das war der Titel, den Jacobiner dem Könige Ludwig XVIII. gaben; Monsieur, der Bruder des Königs, hieß bei ihnen der „Grüne“, sie haßten instinctmäßig Carl X. weit mehr als Ludwig XVIII., sie hatten eine Ahnung davon, daß zwischen ihnen und Ludwig XVIII. ein Compromiß, ein Waffenstillstand, oder wie man es sonst nennen will, möglich sei, zwischen ihnen und Carl X. aber niemals. Graf Artois hieß übrigens der Grüne, weil seine Hausfarbe grün war. Die Herzogin von Angoulême nannten sie das „Waisenmädchen“, ihren Gemahl aber den „Storchschnabel“, der Grund dieses letzteren Spitznamen ist nicht bekannt. Der Herzog von Berry hieß der „Engländer“, vermuthlich, weil er während seines Aufenthaltes in England sich verschiedene englische Sitten und Manieren angeeignet,

welche den Franzosen mißfielen; dem Herzog von Orléans, dem nachmaligen Bürgerkönig, hatten sie den bezeichnenden Namen „Egalités Bastard“ gegeben, seine politische Stellung und sein späteres Königthum im Voraus charakterisirend. Halb Fürst, halb Jacobiner, halb Egalité, halb Königthum, man kann sich keine bezeichnendere Benennung denken.

Nach einer kleinen Pause sagte Laborde nicht ohne eine gewisse Würde: „Bürger Brutus Paspoil, Du mußt Deinen Sohn dem Dienste der Republik weihen, die Stillen sind am Werk und wenn der „Andere“ abermals fortgejagt wird, so darf die Frucht der That nicht abermals jenen ungeschickten Säbelschleppern zufallen, die wieder Alles verderben würden, der Convent muß dann sofort berufen und die Ausschüsse in Thätigkeit gesetzt werden; ja, Bürger Brutus, unsere Zeit ist gekommen!“

Entzückt hub der Schuster die Hände auf, er sahe schon auf's Neue die Guillotine in Permanenz und sich an der Spitze einer Mörderbande losgelassen auf die Gesellschaft.

„Wo befindet sich Dein Sohn jetzt?“ fragte Laborde.

„In dem Hause eines Bonapartistischen Säbelschleppers,“ erwiederte dieser rasch, „der zu Kreuze gekrochen ist und sich von dem „Andern“ zu einem Baron hat machen lassen, Oberst Lepic heißt der Kerl, mein Sohn ist aber nicht in den Diensten dieses Mannes, sondern in denen der Bürgerin, einer hübschen Frau, einer Ausländerin.“

„Ich muß mit Deinem Sohne reden, Bürger!" erklärte Laborde.

„Soll ich ihn zu Dir bringen?" fragte der Schuster.

Der Königsmörder gab nicht gleich Antwort, obwohl er den Vater nur hatte holen lassen, um mit dem Sohne zu reden; seine alte Furchtsamkeit kam über ihn, und obwohl er die Bourbonen lange nicht so fürchtete, wie Bonaparte, so war sein ängstliches Mißtrauen doch schnell rege.

„Kannst Du für Deinen Sohn wenigstens so weit einstehen, daß ich keinen Verrath von ihm zu fürchten habe?" fragte er, „Dein Sohn stand mit dem Bürger Fouché in Verbindung, wie Du sagst, er wird auch Verbindungen mit Fouché's Nachfolger, dem jetzigen Polizei-Minister haben, könnte er es nicht in seinem Interesse finden, anstatt eines Bonapartisten einmal einen alten Jacobiner in die Hände der Polizei zu liefern? Die Sache ist wichtig, Bruder, denn ich bin jetzt nothwendig am Werk und kann nicht leicht durch einen Anderen ersetzt werden, das Heil der Republik beruht mit darauf, daß ich jetzt nicht in meinem Thun gestört werde."

„Ich glaube nicht, daß wir etwas zu befürchten hätten von diesem Possenreißer," meinte der würdige Vater nachdenklich, „indessen," setzte er gewichtig hinzu, „die Interessen der Republik verlangen die größeste Vorsicht, und wenn Du den Jean zu etwas gebrauchen willst, tugendhafter Bürger, so brauchst Du ihm ja nicht zu sagen, daß Du mit zu Gericht

gesessen über den Capet und Madame Veto, Du brauchst ihm nicht zu sagen, daß Du eines der Conventsmitglieder warst; der Bursche braucht ja, bis Du ihn besser kennen gelernt hast, nicht zu wissen, welchen hohen Rang Du unter uns bekleidest.“

Laborde lächelte ein wenig, er hatte mit seiner ganzen Schlauheit das einfache Auskunftsmittel nicht gefunden, das der armselige Trunkenbold auf der Stelle entdeckte. Der Jacobiner hatte sich in seiner tiefen Zurückgezogenheit so wenig daran gewöhnt und daran gewöhnen können, als ein Anderer aufzutreten, daß er ganz vergessen hatte, wie wenig Leute seine Vergangenheit kannten, wie kaum Einer noch genau und im ganzen Umfange wußte, wer und was er vor zwanzig Jahren gewesen, und wie leicht es gerade darum ihm gemacht war, seine Vergangenheit zu verbergen. Der Vorschlag des Bürgers Brutus Paspoil zeigte ihm erst ganz klar, wie sicher er eigentlich war, er war vergessen in der Gesellschaft, nur von einigen untergeordneten Werkzeugen konnte er allenfalls eine Erkennung hoffen, da aber kein Preis auf seinen Kopf gesetzt war, so hatte er in der That keinen Verrath zu fürchten und deshalb sagte er endlich, nachdem er das Alles wohl überlegt hatte: „Du hast Recht, Bruder, es lebe der unvergängliche Berg! man braucht dem Burschen nicht Alles zu sagen, aber ich muß mit ihm reden, wann kannst Du ihn zu mir bringen?“

„Hm! ich habe seine Adresse,“ meinte der Schuster, der unglaublich stolz darauf war, seinem Obern,

denn als solchen betrachtete er den Jacobiner, einen Dienst leisten zu können, „wenn ich einen Wagen nehme und ihn zu Hause finde, so kann ich in einer Stunde mit ihm hier sein!“

Laborde rieb sich die Hände und überlegte, dann sagte er befehlend: „in einer Stunde wirst Du mit dem jungen Menschen hier sein, Bürger, Du kannst Dich dann wieder entfernen, aber Dein Geschäft ist damit nicht zu Ende; Du mußt im Laufe dieser Tage alle die Orte besuchen, an denen sich die Unsrigen sonst zu versammeln pflegten, Du wirst nachsehen, welche von ihnen noch da sind und Dich erkundigen, was sie jetzt für eine politische Gesinnung hegen. Von mir darfst Du kein Wort sagen, das verbiete ich Dir bei Deinem Eide, Du selbst sollst Dich auch nur zu erkennen geben, wo es durchaus nicht zu umgehen ist, denn die Lage der Republik erheischt die höchste Vorsicht. Hier nimm die Rolle mit fünfzig Zwei-Livrestücken; Gold würde in Deinen Händen die Aufmerksamkeit der Polizei erregen. Thätigkeit und Verschwiegenheit erwartet die Republik von Dir, Bürger, in diesen Tagen wirst Du mir Deinen ersten Rapport machen, jetzt bringe mir den Burschen. Gruß und Brüderschaft!“

„Gruß und Brüderschaft, tugendhafter Bürger,“ rief Brutus, „es lebe der unvergängliche Berg!“

Er schritt hinaus, der alte Kerl war wie verjüngt, er arbeitete wieder für die Republik, er war wieder thätig, die Zeit seiner Rache war nahe, wie er glaubte — „es lebe der unvergängliche Berg!“

Genau eine Stunde später klingelte der „schöne Jean", Madelon öffnete ihm, und sah mit großem Vergnügen den hübschen Menschen, der über seiner eleganten Kleidung einen stattlichen pelzverbrämten Ueberrock trug, und in ihren Augen weit schöner war, als selbst der Graf Matignon. Der „schöne Jean" bemerkte augenblicklich den günstigen Eindruck, den seine Erscheinung auf die Dirne gemacht, mit unverwüstlicher Unverschämtheit begann er damit, ihr einen Kuß zu rauben, den Madelon gern litt, dann erst fragte er: „Schönes Kind, wohnt hier Herr Laborde? er hat mich zu sich bitten lassen."

„Er wohnt hier," entgegnete das Mädchen, das sich nicht im Mindesten sträubte gegen die zärtliche Umarmung, mit der sie der „schöne Jean" beehrte.

„Was ist der Herr Laborde für ein Mann?" fragte der vornehme Kammerdiener, der gern das Angenehme mit dem Nützlichen verband.

„Ein Gelehrter, ein Arzt," sagte die Dirne, „ein alter Mann, sehr alt."

Das Letztere sagte sie nicht ohne eine gewisse Berechnung, über die der „schöne Jean", der sie augenblicklich durchschaute, selbstgefällig lächelte.

„Dieser sehr alte Gelehrte hat ein junges, sehr hübsches Mädchen bei sich?" meinte er forschend.

„Ich bin nicht bei ihm, meine Mutter ist in seinem Dienst!" erklärte Madelon, die doch auf ihre Art schlau war.

„Nun, führen Sie mich zu ihm, mein Engel, ich bin heute sehr eilig, ich denke aber, daß ich später

die Ehre Ihrer näheren Bekanntschaft haben werde, Sie werden mich Ihrer Frau Mutter vorstellen, Mademoiselle!"

Die Dirne lächelte ihm zärtlich zu.

Als der „schöne Jean" in das Zimmer des Jacobiners trat, hatte er eine Eroberung gemacht.

„Treten Sie näher, Herr Paspoil," redete Laborde den Kammerdiener an, ohne sich zu erheben, „ich bin etwas fußleidend, das muß mich entschuldigen, sonst würde ich Sie selbst aufgesucht haben, anstatt um die Ehre Ihres Besuchs zu bitten."

Mit einiger Verwunderung schaute der „schöne Jean" auf den seltsamen Alten und seine Umgebung, dann nahm er Platz und dachte, wie viel Mühe es ihm kosten werde, den Geruch des Tabaks wieder aus seinen Kleidern zu bringen.

Laborde musterte aufmerksam das Gesicht des jungen Mannes, der auf demselben Stuhl Platz nahm, auf welchem kurz zuvor sein würdiger Vater gesessen.

„Verzeihen Sie, mein Herr," begann der „schöne Jean" ungeduldig, „mein wackrer Erzeuger kam zu mir und befahl mir, mich sofort hierher zu begeben, ich habe als guter Sohn Gehorsam geleistet, ich bin hier und erbitte mir Ihre Wünsche."

„Hat Ihnen Herr Paspoil nichts weiter gesagt?" fragte der Jacobiner lauernd.

„Nein, er meinte," erwiederte Jean lachend, „ich würde den Weg nicht umsonst machen."

„Ihr Vater hat nicht gelogen, mein Herr," versetzte der Jacobiner, „darf ich Sie bitten, diese fünfzig Goldstücke von mir anzunehmen?"

„Ihre Art gefällt mir sehr, mein Herr," antwortete Jean, indem er ohne Weiteres die Rolle Gold nahm, die ihm der Alte reichte, „ich sehe zum ersten Male mich für meinen kindlichen Gehorsam belohnt; nun aber, sagen Sie mir, was wünschen Sie für dieses Gold von mir, denn Sie sehen zu klug aus, als daß ich glauben sollte, Sie hätten mich nur hierher bestellt, um mich zu beschenken. Aber ich billige Ihre Art Geschäfte zu machen, alter Herr, Sie wissen, wie man mit klugen Leuten umgehen muß, ein Geschäft, was mit fünfzig Louis anfängt, verspricht etwas!"

„Kluge Leute verstehen sich immer," entgegnete Laborde, dem Burschen die Hand reichend, „und ich denke, unser Verständniß soll bald noch ein besseres werden. Hören Sie, lieber Jean, ich darf Sie so nennen, in Anbetracht, daß ich Ihres Vaters alter Gönner bin, ich weiß die Vortheile der Lüge und der Zurückhaltung zu schätzen, aber wozu Lügen und Winkelzüge machen, wenn man mit der Aufrichtigkeit eben so gut und noch besser zum Ziele kommt! Also, Sie sind der Kammerdiener der Baronin Lepic, welche durch den Grafen Matignon sich hat bereden lassen, in die Dienste der geheimen Polizei zu treten —"

Der „schöne Jean" fuhr, wie von einer Natter gestochen, empor von seinem Sitz.

„Bleiben Sie sitzen, lieber Jean,“ fuhr der Jacobiner ruhig fort, „die schöne Baronin macht ein Haus, sieht die gute Gesellschaft, hält ein hübsches Spiel und die Polizei erfährt durch sie Alles, was sie wissen will. Diese reizende Spionin steht unter Ihrer besondern Aufsicht, lieber Jean, Sie sind also eigentlich die Hauptperson in jenem Hause, der wirkliche Hausherr.“

„Und Sie sind der Teufel oder —“

„Ich bin nur ein Mann, der zuweilen etwas erfährt!“ unterbrach Laborde den Menschen, der diesen Eröffnungen gegenüber seine Unverschämtheit fast ganz verloren hatte und sich nur mit Mühe faßte.

„Ich will annehmen,“ sagte der Kammerdiener endlich langsam, „das Alles wäre so, wie Sie sagen, alter Herr, was würde daraus folgen?“

„Nichts, mein lieber Jean,“ entgegnete der Jacobiner freundlich, „nichts weiter, als daß Sie im Stande sind, mir einen großen Dienst zu leisten.“

„Und wenn ich keine Lust hätte, den Dienst zu leisten, was dann?“ fragte Jean mit einer Mischung von Angst und Frechheit.

„Nun dann,“ der Königsmörder lächelte ihn fast zärtlich an, „würde ich beklagen, gewisse Umstände in die Oeffentlichkeit bringen zu müssen, die doch besser unter guten Freunden bleiben!“

„Und wenn ich Ihre Wünsche erfülle?“ fragte Jean wieder, indem er sich auf die Lippen biß.

„Dann, aber nur dann,“ versetzte der Jacobiner, „würde ich noch fünfzig Louisd'ors für meinen lieben

Jean haben, auch dürften sich dann noch verschiedene Gelegenheiten finden, bei denen Herr Paspoil der Jüngere nicht bereuen würde, nähere Bekanntschaft mit einem alten Gönner seines Vaters gemacht zu haben."

„Wissen Sie, alter Herr," nahm jetzt Jean zuversichtlich das Wort, „daß Sie mich ordentlich erschreckt haben? indessen, mir gefällt Ihre Art doch sehr, es ist wahr, kluge Leute verstehen sich immer, lassen Sie hören, was habe ich zu thun, um die andern fünfzig Louis zu bekommen?"

„Ich muß die Frau Baronin Lepic sprechen, bald sprechen, hier in diesem Zimmer sprechen, sie darf aber nicht wissen, daß ich mit Ihnen bekannt bin, mein Freund!"

Der „schöne Jean" wiederholte die Forderung des Jacobiners langsam, dann sagte er ruhig: „Sie können nicht die Absicht haben, mir zu schaden in der doppelten Stellung, die ich in dem Hause der Baronin bekleide, denn bei dem, was Sie wissen, hätten Sie dazu nicht nöthig gehabt, sich mir zu erkennen zu geben, mir Geld zu bieten; ich will thun, was Sie verlangen, wenn Sie mir sagen, warum Sie die Baronin hier sprechen wollen?"

„Ich brauchte nicht auf diese Bedingung einzugehen, mein lieber Jean," erwiederte der Alte lächelnd, „ich könnte Dir auch viel vorlügen, indessen ich habe heute meinen aufrichtigen Tag, also kurz und gut, ich bin in die schöne Frau verliebt!"

Der unverschämte Bursche brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Lache so viel Du willst, mein lieber Jean," meinte der Jacobiner gleichmüthig, „ich bin alt, sie ist jung, aber Du solltest nicht wie andere Dummköpfe urtheilen, die junge Dame ist klug, und ich alter Mann bin auch klug, und kluge Leute verstehen sich zuletzt immer."

„Sie haben Recht, alter Herr," rief Jean jetzt, „verzeihen Sie, ich war ein Dummkopf, warten Sie, bis morgen früh spätestens sollen Sie Nachricht von mir haben, jetzt aber gestatten Sie, daß ich Ihnen einen guten Tag wünsche und mich Ihnen empfehle."

Höflich, beinahe freundschaftlich begrüßten sich die Beiden und schieden mit gegenseitiger Achtung.

Es versteht sich, daß Madelon, trotz ihrer Schläfrigkeit und Gleichgültigkeit die Gelegenheit abgepaßt hatte.

Der „schöne Jean" nahm zärtlichen Abschied von seiner neuen Eroberung und versprach einen baldigen Besuch.

Dreißigstes Capitel.

Riniera's Abschied.

„Wer gab zu Liebesred' und Sang
Der Holden süßer Stimme Klang? —
Er, welcher Flötenmelodie
Der Lerch' und Nachtigall verlieh,
Er gab zu Liebesred' und Sang
Der Holden süßer Stimme Klang."

. . . .

Doch ach! für wen auf Erden lacht
Die Holde so in Liebes-Pracht? —
O Gott, bei deinem Sonnenschein!
Fast möcht' ich nie geboren sein,
Wenn mir in solcher Liebespracht
Die Holde nie auf Erden lacht."

(Bürger.)

In den ersten Tagen des Decembermonats hatte der Premierlieutenant von der Cavallerie Herr Husmann von Namedy den erbetenen Abschied in Gnaden erhalten und zwar mit der Rangerhöhung zum Rittmeister, in Anerkennung der vor dem Feinde bewiesenen Bravour und der untadeligen Conduite; gegen Mitte des Monats hatte der glückliche Bräutigam Abschied genommen von der verlobten Braut und sich nach Deutschland begeben, um in dem alten Haus zum Brink, dem Erbsitz seiner edeln Väter, eine Wohnung einzurichten für die neue Frau von Namedy, wie Riniera von den Angehörigen des Hauses zum Brink im Voraus benamset wurde.

Herr Gerlach Husmann hatte nämlich kaum leise den Wunsch angedeutet, sein Enkelsohn möge sich gleich ihm am ersten heiligen Weihnachtstage zu seiner Ehe mit dem lieben Fräulein Riniera einsegnen lassen und zwar in der uralten Kapelle des Hauses zum Brink, die Herr Gerlach, seit er bei zunehmender Körperschwäche öfter verhindert wurde, dem Gottesdienste in der Pfarrkirche beizuwohnen, für sich und sein Haus hatte neu einrichten und weihen lassen, als auch die Braut sofort erklärte, sie werde sich durch nichts abhalten lassen, den Wunsch des greisen Edelmanns zu erfüllen; umsonst machten selbst der Prinz und die Frau Prinzessin die junge Dame auf die Beschwerlichkeiten der Winterreise aufmerksam, die schöne Braut ließ sich nicht abhalten und so wurde ihre Reise auf den siebenzehnten December festgesetzt, nachdem der Bräutigam fünf Tage vor ihr Paris verlassen.

Von ihrem Bruder, dem königlichen Garde-Obersten Marquis von Ventadour, der bis zum neuen Jahre in Deutschland bleiben, und von Monna Pia, ihrer alten provençalischen Amme, welche sie bis zum Tode nicht verlassen wollte, begleitet, sollte Riniera am folgenden Tage abreisen. Prinz Carl Aemil aber hatte die nähern Freunde und Freundinnen der schönen Dame am Abend vor der Abreise zu einer Soirée in der Commanderie von Rhetel vereinigt.

Die Zahl derjenigen Personen, welche zu den nähern Bekannten des liebenswürdigen Fräuleins in Paris gehört hatten, war nicht eben groß, aber Jeder oder Jede hatte Anspruch auf eine gewisse Bedeutung.

Die Prinzeß von Lothringen durch ihre hohe Geburt, ihren unabhängigen Geist und ihren edlen Charakter; der Graf von Bourmont durch seine ganze Vergangenheit, so wie durch die Stellung, welche er in der Armee und in den Reihen der royalistischen Partei einnahm; der Chevalier von Dombideau durch seine gesellschaftlichen Talente und die unglaubliche Feinheit, mit welcher er nicht nur seine Verbindungen mit der geheimen Polizei versteckte, sondern auch durch dieselben den Prinzen Carl Aemil, lediglich Riniera's wegen, vor mancherlei unangenehmen Störungen bewahrte; Herr von Lourdoueix durch seine Stellung in der Pariser Presse; Martin Baldamus als deutscher Dichter und Freund des Bräutigams; der Marschall Victor und die Herzogin von Belluno, seine Gemahlin, endlich durch die würdevolle Bescheidenheit, durch welche sie sich trotz ihrer napoleonischen Antecedentien eine geachtete Stellung unter den Royalisten zu erwerben und zu erhalten wußten. Marschall Victor war einer von den wenigen Lieutenants des Kaiserreichs, der die Achtung und das Vertrauen des Königthums erhalten, ohne die Achtung und das Vertrauen der Bonapartisten zu verlieren. Der Herzog von Belluno war des Kaisers Napoleon treuer Feldherr gewesen, als dieser ihn aber durch die Acte von Fontainebleau seines Eides entlassen und ihn an Ludwig XVIII. gewiesen hatte, war er ein loyaler Unterthan des Königs geworden, der für den Kaiser wohl noch persönliche Theilnahme, aber sonst nichts weiter haben konnte. Die Bonapartisten

fanden ihn stets bereit, ihre Noth zu lindern, aber sie fanden ihn auch immer unzugänglich für ihre Verschwörungen. Als Napoleon zurückkehrte, verließ Marschall Victor Frankreich und begab sich nach Gent zu dem Monarchen, der seinen Eid hatte, er zog es vor treu zu bleiben und die glänzendsten Versprechungen vermochten ihn nicht wankend zu machen. Die Herzogin von Belluno war eine vornehme Niederländerin, eine Dame von großer, wenn auch etwas phlegmatischer Schönheit, mit stillem, freundlichem Wesen.

Aus diesen Personen bestand die Gesellschaft, welche Prinz Carl Aemil und die Prinzessin seine Gemahlin in der Commanderie von Rhetel versammelt hatten am Abend vor dem Tage, an welchem Riniera von Ventadour Paris verlassen sollte.

Es versteht sich von selbst, daß auch Riniera's Bruder, der Marquis von Ventadour, zugegen war, und die beiden neuen Hoffräulein der Prinzessin, zwei sächsische Fräuleins von Bünau, entfernte Verwandte der seligen Frau Oberhofmeisterin, und von dieser der Prinzessin empfohlen; das waren zwei Schwestern, welche sich zum Verwechseln ähnlich sahen und sich bei ihrer frischen Jugend, denn die ältere war noch nicht zwanzig, die jüngere kaum achtzehn Jahre alt, recht gut ausnahmen in ihren schlichten weißen Kleidern mit grünen Schleifen; diese beiden jungen Damen hatten blaue Augen und blonde Haare, waren munter und naiv und sprachen Beides, Französisch wie Deutsch, in einem so singenden Ton, daß Niemand,

der je in Sachsen gewesen, an ihrer sächsischen Herkunft zweifeln konnte.

Die beiden Fräulein waren erst seit drei oder vier Tagen in Paris; sie waren die einzigen Personen, außer dem Marquis von Ventadour, in der Gesellschaft, deren Heiterkeit nicht unter dem Eindruck des nahen Abschieds von Riniera gelitten, denn der Einfluß, den diese hochbegabte Dame auf alle ihre Umgebungen geübt, war so bedeutend gewesen, daß Jeder schon die Lücke im Voraus schmerzlich empfand, welche durch ihren Weggang von Paris nothwendig entstehen mußte.

Riniera selbst war ungewöhnlich ernst, denn auch sie empfand die Trennung von Vaterland und Freunden nicht leicht, obwohl sie den Mann innig liebte, dem sie folgen sollte nun zu einer neuen Heimath, zu neuen Freunden; sie würde noch trauriger gewesen sein, wenn sie nicht die Gewißheit gehabt hätte, die Prinzessin Ludovike Sibylle, mit der sie sich so innig befreundet hatte, namentlich seit Antonie die Commanderie verlassen, bald in Deutschland wieder zu sehen.

Die Prinzeß von Lothringen, welche ihr Haus fast niemals verließ, hatte zu Gunsten ihrer jungen Freundin, welche in der letzten Zeit ihre Mitverschworene gewesen bei manchem kecken Rettungs- und Befreiungsplan, eine Ausnahme gemacht, sie war in der Commanderie erschienen, in ihrer stolzesten rothen Sammetrobe und mit allen ihren Diamanten bedeckt, mit dem Stolz einer geborenen Montmorency und

vermählten Lothringen, aber auch mit der vollen Zärtlichkeit, welche ihre hohe Seele für die junge, schöne liebenswürdige und geistvolle Freundin hegte, die nun von ihr scheiden sollte. Sie ließ Riniera nicht von ihrer Seite an diesem Abend, was den Andern eben nicht besonders angenehm war. Die Prinzessin merkte das wohl, aber mit der ihr eigenen stolzen Offenheit sagte sie: „Kommen Sie, Herr Graf Bourmont, setzen Sie sich an Riniera's andre Seite, sie gehört für diesen Abend vorzugsweise uns, denn wir verlieren sie ganz, während mein Herr Cousin und die Frau Cousine früher oder später sie in Deutschland wieder finden."

„Und ich, Madame?" fragte der Chevalier von Dombideau sich verneigend.

„Und ich?" rief Herr von Lourdoueix beinahe schmerzlich bewegt.

„Meine Herren," versetzte die Prinzeß hochfahrend, „Sie haben diese liebe Dame so von Weitem angebetet, daß es sich bei diesem Abschiede für sie doch nur um eine mehr oder minder bedeutende Entfernung handeln kann."

Riniera, die gleich fühlte, welche Härte in der hochfahrenden Abweisung der Prinzessin lag, reichte mit lieblichem Lächeln den beiden Herren ihre beiden Hände, was diese reichlich entschädigte.

Graf Bourmont war der traurigste in der Gesellschaft, er sprach nur wenig, der Abschied ging ihm näher, als er vielleicht selbst zuvor geglaubt, und die unendliche Zartheit, mit welcher Riniera sich gerade

gegen ihn erzeigt, beglückte ihn zwar höchlich, war aber in der That das schlechteste Mittel ihm die Trennung leichter zu machen.

Die gute Prinzeß Ludovike Sibylle beschäftigte sich in voller mütterlicher Weise mit den Vorbereitungen zur Abreise der Freundin und ließ sich darin auch durch ihre Gäste nicht stören; Prinz Carl Aemil unterhielt sich mit dem Marschall, Baldamus mit der Herzogin von Belluno, während der Marquis von Ventadour den beiden sächsischen Fräulein seine Cour sehr eifrig machte unter dem Vorwande, von ihnen ein wenig Deutsch zu lernen, weil er doch einiger Worte und Phrasen bedürfen werde auf seiner Reise.

Das war die einzige Gruppe in der Gesellschaft, aus der man jene Töne anständiger Heiterkeit vernahm, welche sonst die Unterhaltung einer Gesellschaft immer zu begleiten pflegen, bei allen übrigen Personen machte sich das Gefühl der nahen Trennung geltend und legte sich wie ein Flor über die Conversation.

Graf Bourmont erhub sich, er ging zu dem offenen Clavier und schlug einige volle Accorde an, die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft wendete sich ihm zu. Sehr verwundert und fast beschämt blickte der ehemalige Chef der Chouanerie sich um, als er die Augen Aller auf sich gerichtet fand.

„Singen Sie, Herr von Bourmont, singen Sie!“ rief die Prinzeß von Lothringen in ihrer befehlenden Weise.

Graf Bourmont lächelte, aber er setzte sich nieder und sang, sich selbst begleitend, ohne alle Affectation folgende Strophen mit einer Baßstimme, die noch immer schön war:

„Sag' mir nicht, daß ich lieblos bin,
Flieh aus der süßen Ruh'
Vom keuschen Busen, stillen Sinn
Ich Krieg und Waffen zu.

Ja, eine Liebste such' ich neu:
Den Feind im Schlachtgefild'!
Und halte fest mit starker Treu
Ein Schwert und Roß und Schild.

Doch auch von Dir verdienet Preis
Ein Wankelmuth wie der!
Nicht könnt' ich lieben Dich so heiß,
Liebt' ich nicht Ehre mehr!"

Es war in dem Liede eine entfernte Beziehung auf des Grafen Liebe zu Riniera, doch lag sie mehr in der Musik und in der Art des Vortrags als in den Worten, und schwerlich fand sie ein Anderer außer Riniera selbst.

„Ist das Lied von Ihnen, Herr von Bourmont?" fragte die Prinzeß von Lothringen.

„Nein, Madame!" entgegnete der General. „Die Uebersetzung und die Begleitung habe ich mir selbst gemacht, der Text ist ursprünglich englisch und der Dichter ist der Oberst Richard Lovelace, einer der berühmtesten Cavaliere und Anführer der Royalisten gegen Cromwell, er war seiner Zeit ein Liebling der Damen und starb 1658 im tiefsten Elende, verlassen und vergessen von aller Welt."

Der General gab diese Erklärung einfach, aber mit einem Anfluge von düsterer Ahnung; die Ahnung betrog ihn nicht, auch ihm war es beschieden, von aller Welt verlassen und vergessen zu sterben, obwohl er vorher Kriegsminister und Marschall von Frankreich werden, Algier erobern und endlich noch sein Blut für die Legitimität im fremden Lande vergießen sollte.

Der Marquis von Ventadour, dem nach seinem ganzen Wesen die traurige Stimmung der Gesellschaft lästig fallen mußte, gab sich viele Mühe einen heiterern Ton zu wecken; er nöthigte die sächsischen Fräuleins sich am Clavier hören zu lassen und auch Baldamus mußte, seinem Wunsche nachgebend, ein Lied vortragen, doch war das alles vergebliche Mühe und der königliche Oberst begnügte sich, ein glücklicher Egoist, endlich mit der muntern Unterhaltung, welche ihm die beiden jungen Mädchen boten, und überließ die Gesellschaft ihrer trüben Stimmung.

Man wollte Riniera noch einmal singen hören, sie hatte auch den besten Willen dazu, Herr von Lourdoueix setzte sich, um sie zu begleiten, aber kaum hatte sie einige Töne gesungen, als sie von ihrem Gefühle überwältigt wurde, als Thränen ihre Stimme erstickten und sie sich nur mit großer Anstrengung zurückhielt, nicht in ein heftiges Weinen auszubrechen. Während dieses kleinen Vorfalls, der durchaus nicht dazu beitragen konnte, Heiterkeit zu verbreiten, war es unbemerkt geblieben, daß ein Diener den Domänenrath Baldamus hinausgerufen hatte. Der Prinz war der Erste,

der die Abwesenheit seines Getreuen bemerkte, er hatte sich so an ihn gewöhnt, daß ihm etwas fehlte, wenn sich Baldamus nicht in seiner Nähe befand.

„Ein Courier vom Scheurenschloß," hatte der deutsche Bediente dem Domänenrath zugeflüstert, als er ihn herausrief; draußen sagte er noch, vor dem Herrn hergehend: „Es ist Einer von Sr. Durchlaucht eigenen Jägern, der Wilhelm, der älteste Sohn vom alten Stelzner in Carlsnest."

Der Domänenrath eilte, so rasch sein Fuß das litt, auf sein Zimmer; er konnte, er mußte eine wichtige Botschaft erwarten, denn der Reichsfreiherr von Bylandt ging haushälterisch mit den Einkünften seines Prinzen um und pflegte nicht wegen unbedeutender Dinge einen Courier nach Paris zu senden.

Der Jäger war sichtlich im Zustande der höchsten Ermüdung und nahm deshalb gern eine Erfrischung an, nach welcher Baldamus den Diener sofort sendete, als er die Erschöpfung des Mannes beim Eintritt wahrnahm.

„Setze Dich, Wilhelm, setze Dich!" befahl er dem Jäger mit jener Freundlichkeit, die fast allen geistig vornehmen Menschen gegen Untergebene eigen ist, „so, nun sage mir, was ist vorgefallen?"

„Wir haben Trauer im Lande," antwortete der Jäger, indem er die Tasche aufschloß, die er um den Leib trug, und dem Domänenrath den Brief reichte, „der Prinz Philipp Aemil ist vorige Woche ganz plötzlich in Italien gestorben; die Leute sagen, eine verliebte Italienerin hätte ihn vergiftet,

weil er nach einer andern gegangen wäre und sie verlassen hätte; als die Nachricht nun am vorigen Sonnabend einging, haben sich Seine Durchlaucht der Herzog darüber so alterirt, daß sie in der Nacht zum Montag verstorben sind. Montag früh um fünf hat mich Seine Excellenz hierher geschickt!"

Der Domänenrath hatte während der Erklärung des Jägers die an ihn selbst adressirte Depesche des Barons von Bylandt mit großer innerer Bewegung geöffnet, denn da er ganz genau die Verhältnisse seines geliebten Prinzen zu dem regierenden Herrn kannte, so wurde ihm sofort klar, daß in diesem so plötzlichen doppelten Todesfall eine Wendung für das Schicksal seines Prinzen liegen konnte. Der Prinz Philipp Aemil war ein junger Herr von kaum zwanzig Jahren gewesen, seines Vaters, des Herzogs, Liebling; sein älterer Bruder, der bisherige Erbprinz aber hatte nur Töchter aus seiner Ehe.

Die Depesche des Prinzlichen Hofchefs lautete:

„Hochedelgeborner Herr,

Hochgeehrter Herr Domänen- und Kammerrath!

Euer Hochedelgeboren ersuche ich in ziemlicher Weise, Seiner Durchlaucht dem Prinzen, unserm Herrn, zunächst folgende Punkte mitzutheilen: 1) Am Sonntag Vormittag gegen zehn Uhr habe ich vom herzoglichen Hofmarschallamt in herkömmlicher Weise die Notification des bedauerlichen Hintrittes Seiner Durchlaucht des Prinzen Philipp Aemil, zweiten Sohnes Seiner Durchlaucht des Herzogs, erhalten, als welcher zu Verona am 4. d. M. an einem Fieber des

Todes verblichen. Ich habe das erforderliche Recepisse ausgestellt und sofort die gesammte Dienerschaft Seiner Durchlaucht Trauer anlegen lassen. 2) Am Montag, Abends in der fünften Stunde, als ich mich eben an den Schreibtisch setzte, um Seiner Durchlaucht dem Prinzen das Vorstehende zu berichten, fuhr eine Kalesche auf die große Rampe, Livree des regierenden Herrn, und der Kammerherr des Durchlauchtigsten Erbprinzen, Herr von Bodendieck, verlangte mich auf der Stelle zu sprechen Der von Bodendieck brachte mir die mündliche Botschaft, daß Serenissimus schwer erkrankt sei und mich zu sehen wünsche, weshalb der Durchlauchtigste Erbprinz ihn, den von Bodendieck, gesendet, mich zu holen. Ich ließ sofort anspannen und fuhr, den von Bodendieck in meinen Wagen nehmend, nach der Residenz. Unterwegs erzählte mir der Kammerherr, die Nachricht von dem Tode des Prinzen Philipp Aemil habe den Durchlauchtigsten Herzog so erschüttert, daß Höchstderselbe seinen Tod nahe glaube; die Aerzte hätten zwar erklärt, daß sie eine Gefahr nicht zu sehen vermöchten, Serenissimus aber habe sie gegen Mittag sämmtlich fortgeschickt, sie unwissend gescholten und ganz laut gesagt, er würde den nächsten Morgen nicht erleben. Der von Bodendieck war im höchsten Grade aufgeregt und verrieth, wie seit dem Mittage eine so unglückliche Verwirrung bei Hofe herrsche, daß es ihm kaum gelungen sei, einen Wagen zu erhalten, als er um Mittag von seinem Durchlauchtigsten Herrn selbst den Befehl bekommen, mich zu holen. Das fand

ich bestätigt, denn als wir im Schlosse einfuhren, war kein Diener an seinem Platz. Der militärische Dienst allein war in Ordnung, doppelte Posten überall. Eine Menge Leute waren, obgleich es spät war, auf dem Paradeplatz versammelt. Der von Bodendieck führte mich in die rothen Sammtkammern, wo ich die höchsten Beamten fand; dann ging er, mich zu melden. Ich wurde fast augenblicklich vorgelassen. Des Erbprinzen Durchlaucht faßten mich bei der Hand und sagten mir hastig: Kommen Sie, Baron Bylandt, mein Vater verlangt mit Ihnen, als dem Vertreter meines Vetters Carl Aemil, zu reden! Damit führte er mich in das Schlafgemach des Herzogs, der mich kaum sah, als er sofort den anwesenden Personen befahl, sich zurückzuziehen. Ich blieb mit dem Durchlauchtigsten Erbprinzen allein zurück bei ihm. Die Stimme des Herzogs war, wie immer, heiser aber kräftig, ich fand sein Aussehen fast unverändert, nur wechselte seine Gesichtsfarbe auffallend häufig vom tiefsten Roth bis zur fahlsten Bläße. Ohne Umschweife machte mir der Sterbende, denn das war er wirklich, so wenig es den Anschein hatte, eine Eröffnung von solcher Wichtigkeit, daß ich selbe nicht dem Papier anvertrauen kann, eine Eröffnung, welche es unumgänglich nöthig macht, daß unser Durchlauchtigster Prinz Paris sofort verläßt und sich hierher begiebt. Die Beweisstücke für die Richtigkeit dieser Eröffnung mußte der Durchlauchtigste Erbprinz zugleich mit mir übernehmen, doch sind selbige mir allein übergeben. Danach hatte der Durchlauchtigste Herr mir die Hand gereicht und mir

aufgetragen, dem Prinzen, seinem Vetter, seinen letzten Gruß zu bringen und ihm zu sagen, daß er nie vergessen möge, seiner freundlich zu gedenken, denn es sei ihm furchtbar schwer geworden, ihm gerecht zu werden. Als ich entlassen war und hinausging, kam mir der Durchlauchtigste Erbprinz nach und befahl mir, Seine Durchlaucht den Prinzen sofort zu benachrichtigen, den Courier aber nicht abgehen zu lassen, bevor ich nicht weitere Nachricht erhalten. 3) Kurz nach Mitternacht ist der Durchlauchtigste Herzog gestorben; wir wurden Alle an sein Bett gelassen und haben ihm die Hand geküßt; er war doch ein tapferer und kluger Herr, wenn wir uns auch über ihn zu beklagen hatten. Um drei Uhr hat mir der nunmehrige regierende Herzog das beifolgende Handschreiben an den Durchlauchtigen Prinzen selbst gegeben und mich noch ein Mal ersucht, den Prinzen zu sofortiger Rückkehr hierher zu bewegen. 4) Ich schicke den Wilhelm als Courier, ich traue dem Volk hier nicht. 5) Ich ersuche Sie, geehrter Herr, keine Mühe zu sparen, um die Herrschaften zu schleuniger Abreise von Paris zu bewegen, mich aber durch einen eigenen Courier von der Abreise in Kenntniß zu setzen und auch auf der letzten Tagereise einen Courier vorauszusenden. Nun bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen und mächtigen Schutz nehmen möge. In höchster Eile und großer Gemüthsbewegung der Ihrige Rolemann von Bylandt, Reichsfreiherr."

Der Domänenrath hatte diese Schrift kaum überflogen, als er die Gemüthsbewegung theilte, in welcher sie

der Baron geschrieben; er wußte Manches von den dunkeln Geheimnissen des fürstlichen Hauses, und er ahnte noch mehr, als er wußte; er fühlte instinctartig, daß es sich hier um ein solches Geheimniß handle, und selbst abgesehen davon, war der doppelte Todesfall, der so plötzlich das hohe Haus getroffen, erschütternd genug. Baldamus war außer sich darüber, daß sein Prinz sich gerade in Gesellschaft befand, denn er durfte nicht zögern, seinen Gebieter von dem Inhalt der Depesche in Kenntniß zu setzen, und wußte doch vorher, daß derselbe eine tiefe Erschütterung, wahrscheinlich einen neuen Anfall des alten Leidens zur Folge haben werde. Es wär in Paris bisher so gut gegangen, die Anfälle waren so selten gewesen und waren so schwach aufgetreten, daß selbst die Prinzeß Gemahlin noch nicht Zeuge eines jener erschütternden Auftritte gewesen, daß man sie der Gesellschaft ganz hatte verbergen können bisher.

Dennoch war Baldamus rasch entschlossen; er schickte den Jäger, der als Courier gekommen war, zu Bett und klingelte nach dem deutschen Diener des Prinzen, als dieser selbst eintrat und sich hastig erkundigte, warum Baldamus die Gesellschaft verlassen habe.

„Ein Brief vom Herrn Baron von Bylandt, gnädigster Herr!“ sagte Baldamus bestürzt.

„Ist das so wichtig?“ meinte der Prinz lachend, „daß Du uns gerade heute allein lässest, wo wir Deiner Hülfe so dringend bedürfen, um nur einigermaßen das Gespräch im Gang zu erhalten!“

„Der Brief des Herrn Barons kam durch einen Courier, Durchlaucht!“ bemerkte Baldamus.

„Dann allerdings,“ sagte der Prinz aufmerksam werdend, „muß es sich wohl um eine wichtige Sache handeln; nun, Baldamus, was zögern Sie? heraus mit der Nachricht, je schlimmer sie ist, desto schneller her damit, ist Feuer im Scheurenschloß?“

„Der Tod ist im fürstlichen Hause!“ erwiederte Baldamus feierlich.

„Meine gute alte Tante!“ rief der Prinz weich; er dachte unwillkürlich nur an seine engere Familie, schmerzlich bewegt.

„Nein, mein gnädiger Herr irrt,“ rief der Dichter, „des Prinzen Philipp Aemil Durchlaucht sind zu Verona in Italien am vierten dieses Monats verblichen!“

„Das wird dem regierenden Herrn sehr nahe gehen,“ meinte der Prinz, „war ja sein verzogener Lieblingssohn, ein schmucker kluger Herr, hatte ihn recht gern; hast Du so früh schon sterben müssen, armer Vetter!“

„Den Herzog hat der Tod des Prinzen tief erschüttert, er legte sich auf die Nachricht —“

Der Domänenrath brauchte nicht weiter zu sprechen, denn der Prinz stieß einen lauten Schrei aus und rief dann: „Der Herzog ist todt, ich sehe es Dir an, Martin!“

Der Prinz streckte die Hände aus, die riesige Gestalt wankte, Baldamus umfaßte seinen Herrn und leitete ihn zu einem Sessel.

„Er ist nicht gestorben, ohne Aufträge an mich zu hinterlassen, es kann nicht sein; mein Vater hat es auf seinem Todbette gesagt, der Herzog dürfe nicht sterben, ohne mir gerecht zu werden, sprich, Baldamus, was hat der Herzog gesagt?"

Dieses Alles flüsterte der Prinz in ungeheuerster Aufregung fast tonlos und athemlos vor sich hin; der Domänenrath, der mit Entzücken bemerkte, daß die irre wilde Gluth, die anfänglich in den Augen des Prinzen aufflammte, bereits zu erlöschen begann, der die Art seines Herrn genau kannte, las ihm nunmehr langsam den Brief des Barons von Bylandt vor. Als er zu Ende war, faltete der Prinz die Hände und betete für den heimgegangenen Herzog, das Haupt seines Hauses.

Dann faßte er nach dem Handschreiben des neuen Herzogs, das ihm Baldamus reichte; er nahm es wohl, aber seine zitternde Hand vermochte nicht, das Siegel zu lösen.

Ungeduldig gab er den Brief zurück, Baldamus öffnete ihn, aber er sagte leise: „Mein lieber gnädiger Herr, lesen Sie den Brief selbst, ich möchte nicht gern der Mitwisser eines Geheimnisses werden, das vielleicht zu schwer wäre für mich!"

„Lies," befahl der Prinz, halb bittend und mit schwacher Stimme setzte er hinzu: „was ich tragen kann, kannst Du auch tragen!"

Baldamus las: „Mein Herr und mein Vetter! Vor einer Stunde ist mein Herr Vater und Fürst gestorben, die Nachricht von dem plötzlichen Tode

meines Bruders hat ihn getödtet; bei dem doppelten Todesfall, der mich betroffen, muß es mir wünschenswerth sein, Alle um mich zu sehen, die mir verwandt sind; Sie aber, mein Herr Vetter, dürfen vor Allem nicht säumen, hierher zu kommen, denn es ist mit dem Tode meines Herrn Vaters ein Geheimniß gelöset, dessen Dasein wir Beide geahnt, wenn wir auch seine Bedeutung nicht gekannt haben. Erinnern Sie sich, lieber Herr Vetter, der letzten Unterredung, die wir gehabt haben, und Sie werden mich verstehen. Ich weiß, daß Euer Liebden den Menschen nicht zuschreiben werden, was mehr den Umständen zur Last fällt, daß Sie aber auch über Menschen selbst da milde urtheilen werden, wo sie große Schuld trifft. Ich bin überzeugt, daß ich Euer Liebden bald als Vetter und Freund hier umarmen werde; bis dahin bitte ich Gott, daß er Sie, mein Herr und lieber Vetter, in seinen heiligen und mächtigen Schutz nehmen möge."

Während der Domänenrath diesen Brief las, hatte sich der Prinz wieder etwas gefaßt, dennoch war er kaum im Stande, sich ohne Hülfe zu erheben.

„Wir müssen morgen abreisen, Martin," sagte er ernst, „Du mußt Alles machen, Alles in Ordnung bringen, meine arme Prinzessin muß nun mitten im Winter reisen, das geht nicht anders, oh! ich vergesse die Gesellschaft unten, komm, fasse mich unter den Arm, nein, laß mir erst ein Glas Wasser bringen, beunruhige Dich nicht, Du weißt, es ist sehr gut, wenn ich mich zwingen muß, und Gott sei Dank! ich kann mich ja jetzt zwingen!"

Der Prinz trank ein Glas Wasser mit Wein, dann sagte er: „Freund, das werden schwere Stunden, wenn wir in die Heimath kommen, doch genug für jetzt; ich habe den Herzog nicht geliebt, aber sein Tod geht mir nahe, er stirbt an gebrochenem Herzen über den Tod seines Sohnes, wer hätte so viel Liebe gesucht bei dem klugen alten Herrn? freilich Prinz Philipp war sein Liebling!"

„Der jetzige Herzog hat nur Prinzessinnen!" flüsterte Baldamus unwillkürlich und mehr vor sich hin, aber der Prinz hatte es doch gehört.

„Martin," fragte er plötzlich mit funkelndem Auge sich zu dem Dichter wieder wendend, „wie wäre es, wenn ich Dir versicherte, daß es für mich gleich ist, ob der Herzog, mein Vetter, Söhne oder Töchter hat?"

„Das ist ein Stück des Geheimnisses!" dachte der Dichter, aber er sagte nichts, sondern folgte dem Prinzen, der ohne eine Antwort abzuwarten, die Treppe hinabstieg. Wie schwer ihm dieser Weg auch wurde und wie heftig ihn auch der Vorgang angegriffen, obwohl der Anfall selbst kaum noch eine entfernte Aehnlichkeit mit den früheren hatte, verrieth das Krachen des Treppengeländers, auf das sich der Prinz zuweilen mit der ganzen Wucht seines riesigen Körpers stützte.

„Verzeihen Sie mir," redete der Prinz beim Eintritt in den Salon die Gesellschaft an, „unser lieber Baldamus hat inhaltschwere Depeschen aus unserer Heimath erhalten; theure Ludovike, es ist große Trauer über unser fürstliches Haus gekommen, mein

Vetter, Prinz Philipp Aemil, ist ganz plötzlich im blühendsten Alter vom Tode dahingerafft worden und seinem alten Vater, dem regierenden Herzoge ist das Herz darüber gebrochen, er ist wenige Tage nach seinem Sohne hinübergegangen."

Die Prinzessin Ludovike Sibylle weinte leise am Halse ihres Gemahls.

„Dieser Abend," fuhr der Prinz fort, „war dem Abschied gewidmet, wir ahnten aber nicht, daß diese Todesfälle in meinem Hause noch weitere Abschiede nöthig machen würden; ich bin genöthigt, schon morgen nach Deutschland abzureisen, der Herzog, mein Vetter, verlangt dringend im Interesse unseres fürstlichen Hauses meine sofortige Rückkehr!"

Die französischen Freunde gaben zunächst in geziemender Weise ihre Theilnahme kund und erboten sich sodann zu den verschiedenen Dienstleistungen, welche eine so plötzliche Abreise nöthig machte. Die Frau Prinzessin von Lothringen erklärte sich sofort bereit, die beiden Fräulein von Bünau, welche erst einige Tage in Paris waren, zu sich zu nehmen und sie bei sich zu behalten, bis die prinzliche Haushaltung aufgelöst werde; der Marquis von Ventadour war einigermaßen verdrießlich, daß er seine Schwester nach Deutschland begleiten mußte, er hätte gern den Begleiter der beiden jungen deutschen Fräulein in Paris gemacht.

Endlich trennte sich die Gesellschaft und Riniera's Abschied war ein allgemeiner Abschied geworden.

Einunddreißigstes Capitel.

Am warmen Ofen.

„Ach, wenn in uns'rer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unsrem Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blüh'n;
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quellen hin."
(Goethe: Faust.)

In dem alten Hause zum Brink, und zwar in dem großen Wohnzimmer des würdigen Herrn Gerlach Husmann von Namedy, in das wir unsere Leser im Verlauf unserer Erzählung schon öfter geführt, finden wir den Bräutigam der schönen Riniera von Ventadour wieder.

Der Rittmeister von Namedy ist schon seit einigen Tagen anwesend in dem theuren Hause seiner Ahnen, er hat sich schon lebhaft damit beschäftigt, die Wohnung seiner zukünftigen Gemahlin hochzeitlich zu schmücken; die Hausjungfer zum Brink aber hat sich dabei besonders thätig erwiesen und dadurch die Freundschaft des jungen Mannes gewonnen; der alte Herr Gerlach selbst hat in eigener Person verschiedene seltene und interessante Familienstücke, uralten Hausrath herbei getragen, auf daß die Wohnung würdig sei seiner jungen Tochter.

Im ältesten Theile des Hauses zum Brink wollte der Rittmeister wohnen mit seiner schönen Gemahlin; das war zwar keineswegs der bequemste Theil, aber er bot aus seinen hohen, schmalen Fenstern eine in jenem Flachlande seltene Aussicht über ein zerklüftetes Terrain, auf welchem blanke kleine Wasser standen, Wald- und Buschpartien sich bis dicht an die Mauer des Schlosses zogen und eine mit Tannen bestandene Hügelkette einen passenden Hintergrund bildete.

Der Rittmeister hatte seiner Braut oft in einem lackirten Pariser Salon bei strahlendem Kerzenschein von dem stillen Reiz dieser etwas melancholischen Landschaft erzählt, Riniera hatte ein besonderes Interesse dafür gezeigt, und der junge Mann gedachte sie damit zu überraschen.

Für ihn hatte die Wohnung, die er sich gewählt, noch eine besondere Anziehungskraft, es waren die Räume, in denen er seine frühesten Kinderjahre, umgeben von zahlreichen Geschwistern, verlebt hatte; denn auch seine Aeltern wohnten in dem sogenannten Steinbau, und der Großvater hörte es mit stiller Freude, daß neues Leben einziehen solle in jene so lange verwais'ten Räume; der Steinbau war nicht bewohnt gewesen seit des Rittmeisters Aeltern gestorben und der Großvater seine Enkelkinder zu sich genommen in seine Wohnung, um sie immer unter eigener Aufsicht zu haben, bis die jungen Nestfalken flügge würden und er sie ihre Schwingen entfalten hieß zum Flug in's Leben.

Das Leben war nicht säuberlich gefahren mit der Nachkommenschaft des Herrn Gerlach, mit seinen Söhnen und Enkeln; zwei hatten ein Grab gefunden in fremdem Lande, die andern waren heim geflattert mit geknickten Schwingen und hatten sich dann zur Ruhe gelegt in dem Kirchlein von St. Theobald drüben am See, wo die Husmänner begraben werden aus dem Hause zum Brink.

Der Rittmeister Traugott Ehrenfried Husmann war allein übrig geblieben von der zahlreichen Nachkommenschaft, und mit hoher Freude ruhte das immer noch helle Auge des greisen Edelmannes auf diesem stattlichen Stammhalter.

Herr Gerlach saß an seinem gewohnten Platze auf dem kleinen Sopha in nächster Nähe des großen Kachelofens, dessen Gluth dem Greise wohlthätig war; ihm gegenüber, jenseits des kleinen Tisches, auf welchem ein Armleuchter mit drei Kerzen stand, saß der Rittmeister rittlings auf einem Stuhl, den er umgekehrt hatte, so daß er die Hände und das Kinn auf die Lehne stützen konnte. Auf der andern Seite des mächtigen Ofens hatte die Hausjungfer Platz genommen, sie spann eifrig und Jacob, der Rabe, sah ihr mit verächtlichen Blicken zu.

„Wie oft, mein lieber Sohn," sagte der Greis lächelnd, „hat Deine Großmutter erst Deinem Vater und dann Dir selbst erklärt, daß die Stühle zum Sitzen und nicht zum Reiten gemacht sind, Ihr habt das niemals eingesehen, und wie ich bemerke, bist

Du noch heute in diesem Stück im Widerspruch mit Deiner seligen Großmutter."

„Ich denke, sie hat mir mehr verziehen und nachgesehen als das, Großvater," meinte der Rittmeister, dessen volles, rothes, gesundes Gesicht trotz mannichfacher Verschiedenheiten doch eine große Aehnlichkeit mit dem weißen Antlitz und den scharfen Zügen seines Großvaters hatte; „auch hat die Großmutter, das haben Sie nur vergessen, nach des Vaters Tode mir das Stuhlreiten niemals ernsthaft verwiesen, im Gegentheil habe ich ein paar Mal von ihr gehört: der Ehrenfried wird doch ganz wie sein Vater, er sitzt auch ganz wie der immer rittlings auf dem Stuhl; Sie können sich denken, Großvater, daß mich das eben nicht sehr abschreckte von dieser Unart."

„Nun, lieber Sohn," sagte der Alte freundlich, „sitze, wie Dir's bequem ist, aber Deine Großmutter hat Recht behalten, Du bist nicht ganz so stattlich, wie Dein lieber Vater, der wirklich ein schöner Mann war, sonst aber bist Du ganz wie er geworden und hast die Husmannische alte gute Art Dir bewahrt, dafür segne Dich Gott, mein Sohn!"

„Großvater," rief der Rittmeister lachend, „Sie sind zärtlich geworden, sonst lautete Ihre Rede etwas anders."

„Ich bin alt geworden, mein Sohn," setzte Herr Gerlach den Scherz fort, „da werden die Augen trübe und man sieht nicht mehr Alles, was man sonst bemerkt hat."

„Nun, Gott segne Ihre Augen, Großvater, ich dächte, was das beträfe, da könnten Sie es noch mit dem Jüngsten aufnehmen.“ Der junge Mann hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er mit tiefer Bewegung fort: „Wie glücklich bin ich doch, daß ich wieder in dem guten alten Hause zum Brink bin, hier ist's ganz anders als draußen in der Welt, hier verstehe ich Alles, hier reden die Steine selbst und Alles, was draußen mich verwirrte, das wird hier gerade und klar. Großvater, ich habe oft Heimweh gehabt und eine tiefe Sehnsucht nach dem alten Hause hat mich oft ganz unvermuthet ergriffen in der größten Gesellschaft, ja, als ich meiner theuren Riniera Liebe gewonnen hatte, da wurde diese Sehnsucht nicht geringer, sondern sie wurde immer mächtiger; wie viel habe ich ihr erzählt von diesem Hause! sie liebt es, sie kennt es schon jetzt, Großvater, Du wirst meine Riniera sehr lieben!“

„Ich zweifele nicht daran, mein guter Sohn,“ versetzte Herr Gerlach lächelnd, „und wenn meine liebe zukünftige Tochter dieses unser altes Haus zum Brink schon jetzt in ihr Herz geschlossen hat, so wird sie ja auch wohl einige kleine Schwierigkeiten überwinden, die ihr hier entgegen treten können.“

„Schwierigkeiten?“ fragte der Rittmeister, er hatte keine Ahnung, daß für Riniera im Hause zum Brink Schwierigkeiten zu finden wären.

„Du kennst unser altes Haus wohl, mein Ehrenfried,“ fuhr Herr Gerlach fort, „aber Du kennst doch noch nicht alle seine Geheimnisse, darunter aber ist

eins, was mich mit einer gewissen Bangigkeit erfüllt, wenn ich bedenke, daß meine liebe Tochter eine Fremde ist von Herkunft, fremd in deutscher Sitte und vielleicht ängstlicher in gewissen Dingen."

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Großvater," sagte Ehrenfried offenherzig, „aber meine theure Riniera ist deutscher Sitte nicht fremd, es ist überhaupt nichts Fremdes in ihr und an ihr, wenn Sie meine Braut eine Viertelstunde lang nur gesehen haben werden, Großvater, dann werden Sie überzeugt sein davon."

„Es handelt sich um ein ernstes Geheimniß dieses Hauses, mein lieber Sohn," sagte Herr Gerlach fast feierlich, „hier nimm diese rothe Mappe, lies die Schrift, die darin enthalten ist, dann aber sage mir offen und ehrlich Deine Meinung."

Herr Gerlach reichte seinem Enkelsohne eine alte Mappe, die mit verschossenem und theilweise zerrissenem rothen Sammet überzogen war, dann lehnte er sich ruhig zurück, ohne jedoch seine Blicke von dem Rittmeister abzuwenden, der sichtlich mehr neugierig als ängstlich das Band der Mappe lösete und die Schrift zu lesen begann.

Es war tiefe Stille in dem weiten Gemach, im Ofen knisterte leise das Feuer, leise schnurrte das Spinnrad der Hausjungfer, nur der Halsschmuck des großen alten Raben klingelte zuweilen, wenn das Thier den Kopf bewegte.

Herr Gerlach beobachtete scharf das Angesicht seines Enkelsohnes, der mit großem Eifer las, aber eben keine besondere Bewegung zeigte.

Als er die Schrift bis zu Ende gelesen, sah er seinen Großvater fragend und verwundert an, dieser aber sagte: „Lies auch das andere Blatt, bevor wir reden!“

Das Blatt, welches der Rittmeister gelesen, enthielt die pfarramtliche Nachricht über die Erscheinung, genannt die Mahre zum Brink, welche Herr Gerlach einst dem Baron von Bylandt und Rheidt mittheilte, das zweite Blatt enthielt die eigenen Begegnungen des greisen Edelmannes mit der Mahre zum Brink. Unter diesen Aufzeichnungen aber stand nur der kurze Satz: „Es soll keiner meiner Nachkommen genöthigt sein, sein Beilager im Hause zum Brink zu halten, auf daß seine junge Gemahlin nicht einer Begegnung mit der Mahre zum Brink ausgesetzt sei.“

Diese zweite Schrift von Herrn Gerlach's eigener Hand las der Rittmeister zwei Mal aufmerksam durch, dann legte er sie, ohne ein Wort zu sagen, wieder in die Mappe und band diese zu.

Der junge Mann sah sehr ernst aus, er blickte lange sinnend vor sich nieder, endlich hub er sein Haupt wieder empor und blickte seinem Großvater lächelnd in's Gesicht.

„Nun, was sagst Du, mein lieber Sohn?“ fragte Herr Gerlach zögernd.

„Sie wissen schon, was ich sage, mein Großvater,“ antwortete der Rittmeister fest, „ich halte mein Beilager am ersten heiligen Weihnachtsfeiertage im Hause zum Brink!“

„So Gott will und wir leben, mein Sohn!“ setzte Herr Gerlach hinzu, er hatte allerdings diese

Entscheidung seines Sohnes vorausgesehen, aber er freute sich ihrer doch.

„Ich kann nicht läugnen,“ fuhr der junge Mann ernst fort, „daß ich nicht darauf bestehen würde, mein Beilager hier im Hause zu halten, wenn meine theuere Riniera ihre Aeltern noch hätte und ich diesen Umstand zu früherer Zeit erfahren hätte, denn mich will es ein Frevel dünken, wenn man Begegnungen mit abgeschiedenen Geistern sucht; es ist mir immer unangenehm gewesen, wenn ich Männer auf so billige Art ihren Muth zeigen und den Glauben Anderer an einen Verkehr mit der Geisterwelt verhöhnen hörte, andererseits aber hat mich's auch nie erfreut, wenn ich Einige gar zu eifrig solchen Dingen nachforschen sah. Ich würde mich also wohl hüten, geflissentlich dieser Erscheinung, die man für Eine unserer Ahnmütter hält, in den Weg zu treten, oder zu suchen, mit ihr in Berührung zu kommen; auf alle Wege aber würde ich meine theuere Riniera vor solch' einer Erscheinung zu bewahren suchen. Die Sache steht aber jetzt für mich nicht mehr so, daß ich noch eine ganz freie Entscheidung hätte. Meine Riniera ist älternlos, sie hat außer ihrem Bruder, dem Marquis, der gar keinen eigenen Hausstand führt, keine näheren Verwandten; meine Hochzeit durfte also schicklicher Weise nur in diesem Hause gefeiert werden, was auch darum noch besonders wünschenswerth war, weil hier allein mein lieber Großvater der Trauung beiwohnen konnte. Jetzt ist Alles fest bestimmt, meine Riniera wird in wenigen Tagen hier eintreffen und unter diesen Umständen

würde ich es für eine Feigheit halten, für eine Feigheit, die meiner unwürdig wäre, wenn ich aus Furcht vor dieser Erscheinung, die ja der Neuvermählten nicht Unglück bringt, oder Unglück verkündet, meine Pläne ändern wollte. Ich habe die Erscheinung nicht aufgesucht, aber ich fliehe sie auch nicht und ist es wirklich der Geist einer alten Husmannin, so wird er der jüngsten Husmannin kein Leid zufügen, ganz abgesehen von der Zulassung Gottes."

„Du hast gesprochen, wie ein ächter Husmann, mein lieber Ehrenfried," entgegnete Herr Gerlach, „übrigens liegt doch ein kleiner Vorwurf für mich in Deiner Rede; Du hättest vielleicht erwarten können, daß ich Dich eher von diesen Umständen in Kenntniß setzen sollen, dann wäre Deine Entscheidung eine ganz freie gewesen, aber auch diesen Vorwurf muß ich ablehnen, denn es war längere Zeit meine Absicht gar nicht, daß Du Dein Beilager hier halten solltest. Der Baron Bylandt, mein alter Freund, mit dem ich über diese Angelegenheit zu Rathe ging, bot mir an, die Hochzeit auf Schloß Pendergracht abzuhalten, die paar Stunden da hinüber hätte ich recht gut fahren können, und mir gefiel der Vorschlag so gut, daß ich ihn sofort annahm. Nun aber hat Baron Bylandt seitdem wiederum Sitz auf dem Scheurenschloß genommen und Du kamst hier an mit der Absicht, Dein Beilager hier zu halten, kurzum, ich hielt endlich für besser, Dich von diesen Umständen in Kenntniß zu setzen. Solltest Du aber irgend eine Bedenklichkeit hegen, mein lieber Sohn, so ist hier

ein erst heute eingetroffener Brief des alten Bylandt, der sich unserer Verabredung erinnert hat und mir nun Schloß Pendergracht zu Deiner Hochzeit zur Verfügung stellt."

„Lassen Sie das, mein Großvater," lehnte der Rittmeister bestimmt ab, „es ist besser so, ich fühle es, Sie haben ganz den richtigen Weg gefunden; was ist uns das vertrackte holländische Zopfschloß da drüben? ich habe mich da nie wohl gefühlt, es kam mir immer vor, als wäre ich unter Narren, wenn ich dort war, es ist mir recht lieb, daß aus dem Plane nichts geworden ist. Was mein Urgroßvater von meiner Großmutter sagte, ei! das kann ich auch von meiner theuren Riniera sagen, sie will eine rechte Husmannin werden, sie wird sich auch nicht scheuen vor dem Hausgespenst, und selbst das schlimmste Gespenst kann ihr doch nicht mehr thun, als Gott zuläßt!"

Die beiden tapfern Husmänner waren gegenseitig sehr zufrieden mit einander, sie fühlten sich geistesverwandt auch bei diesem Gegenstand.

„Der alte Bylandt," sagte Herr Gerlach nach einer Weile, „hat mir da noch ein ganzes Actenstück geschickt, von dem er schreibt, daß es sehr interessant für mich sein werde, und daß er es meiner Discretion anvertraue; doch stellt er mir die Bedingung, daß ich mich durch dessen Inhalt zu keinem Schritte, zu keiner Eröffnung hinreißen lassen sollte, ohne erst mit ihm Rücksprache zu nehmen. Der alte Freund scheint mich für einen Tollwurm zu halten, weil ich

nicht gleich ihm, aus allen Dingen ein diplomatisches Geheimniß mache, und hat sich doch in der letzten Zeit starke Blößen gegeben, dieser überfeine Diplomat! Er hat dieses Actenstück in Pendergracht suchen lassen, weil er auf dessen vermuthlichen Inhalt schließen konnte, aus andern Nachrichten; das Actenstück war verlegt, es wurde ihm endlich nach dem Scheurenschloß gesendet, und von da ist es mit seinem Briefe nach Pendergracht zurück, und endlich hierher gekommen. Ich habe keine Zeit gehabt, die Papiere durchzusehen, ich denke daß ich nunmehr meine alten Augen etwas schonen darf, da ich in den Deinen ein Paar Helfer habe; hier, mein Ehrenfried, nimm die Papiere, sieh sie durch und sage mir, was, oder wen sie betreffen, denn die Sache kann nicht unwichtig sein, da dieser kluge Rolemann ein so großes Gewicht darauf legt."

Der Rittmeister nahm das ziemlich starke Fascikel mit einer gewissen Neugierde aus der Hand seines Großvaters, er begann aufmerksam zu lesen, bald aber bemerkte Herr Gerlach, der seinen Enkel aufmerksam beobachtete, daß derselbe zu blättern begann, und mit ziemlich gelangweiltem und enttäuschtem Gesicht die Bogen umschlug.

„Du scheinst keine interessanten Entdeckungen zu machen, mein Sohn?" fragte der alte Herr lächelnd.

„Lauter Tausch= und Kaufverträge, lieber Großvater," bemerkte der Rittmeister verdrießlich, „verschiedene Grundstücke betreffend, welche der Prinz Carl Ludwig im Auftrage seines Herrn Vaters an

einen Bauer Namens Kandler unter verschiedenen Bedingungen abtritt!"

„Kandler," meinte Herr Gerlach, „das wird der Mann sein, den die Leute den klugen Bauer nannten, er ist auch ein paar Mal hier bei mir gewesen; ich kannte seinen Bruder, den Propst Kandler, einen frommen Theologen, sehr gut!"

„Ah!" rief der junge Mann plötzlich, „das ist allerdings merkwürdig! Da ist ein, wie's scheint, eigenhändiger Brief des Fürsten, in welchem er seinem Sohne, dem Prinzen befiehlt, dem Kandler eine General-Quittung über die gesammte Kaufsumme auszustellen; diese Summe aber, es sind fast zwanzigtausend Thaler, in die ordinäre Rechnung von Pendergracht zu stellen, und dabei zu bemerken, das Geld sei ihm sofort in natura zugesandt worden. Und darunter steht von anderer Hand: „Die Summe ist nicht zu groß, wenn damit unseres fürstlichen Hauses Ehre gedeckt wird." Es scheint sich um eine geheime Angelegenheit des fürstlichen Hauses zu handeln, lieber Großvater, offenbar sind das Alles Scheinkäufe, welche eine Schenkung der zwanzigtausend Thaler maskiren sollen."

Der alte Edelmann war plötzlich sehr aufmerksam geworden, er stand auf, schickte die Hausjungfer unter einem leichten Vorwande hinaus, dann blickte er in das Actenheft, und sagte bestimmt: „Der Zusatz ist von der Hand des Prinzen Carl Ludwig; jetzt, mein Sohn, sage mir genau, was jedes einzelne Stück enthält; Du hast Recht, es handelt sich hier

offenbar um eine sehr wichtige Angelegenheit des fürstlichen Hauses, ich ahne schon welche Vorfälle es betrifft.“

„Dieses ist ein Brief,“ fuhr der Rittmeister, nachdem er das folgende Stück gelesen, fort, „in welchem der Kandler einem Johann Wilhelm Stelzner, Jäger in Carlsnest bezeugt, daß ihm derselbe ein Kind weiblichen Geschlechtes übergeben, dann folgt eine Specification der Wäsche und Kleidungsstücke dieses Kindes.“

„Der lahme Stelzner von Carlsnest, des alten Fürsten rechte Hand!“ flüsterte Herr Gerlach, „jetzt werden wir erfahren, wo das unglückliche Kind hingekommen?“

„Hier folgen zwei kurze Berichte von demselben Kandler, das Kind befinde sich wohl und gedeihe, aber er habe noch immer keine Gelegenheit gefunden, es, dem ihm gewordenen Auftrage gemäß, in einer anständigen Familie unterzubringen. Dann,“ fuhr der Rittmeister fort, „folgt wieder ein Kaufvertrag über eine Anzahl von Aeckern, und wieder der Befehl des Fürsten, ihm die Kaufsumme, als an ihn persönlich abgeführt, zu berechnen. Also wieder ein Scheinkauf, es muß das eine eigene Bewandtniß mit dem Kinde gehabt haben.“

Herr Gerlach nickte, und munterte seinen Enkelsohn auf, fortzufahren. Dieser schien einen längeren Brief zu lesen, endlich war er zu Ende und sagte: „Hier meldet ein Kandler, wahrscheinlich der Propst, dessen Sie eben gedachten, lieber Großvater, seinem

Bruder, dem Bauer, er habe einen Lehrer am Gymnasium, Dr. Scondenius, bereit gefunden, das Kind als sein Kind anzunehmen, und ihm niemals zu eröffnen, daß es nicht sein Kind sei, wenn ihm ein Kapital von zwanzigtausend Thalern zur Verfügung gestellt werde, von dessen Zinsen er die Erhaltung und Erziehung des Kindes bestreiten wolle; der Schreiber des Briefes verbürgt sich für die Ehrenhaftigkeit des Mannes und fügt hinzu, derselbe sei erst eben an das Gymnasium versetzt worden; seine Gattin sei noch nicht angekommen, sondern kränkelnd in dem früheren Wohnsitz zurückgeblieben; sie habe eben eine Tochter verloren, und außerdem nur noch ein Kind im zartesten Alter; es würde also am Ort gar kein Aufsehn erregen, wenn sie dort zwei Kinder mitbrächte."

Der Rittmeister bemerkte nicht, daß sich sein Großvater in der höchsten Aufregung befand, bis ihn dieser mit dem lauten Ausruf unterbrach: „Gott sei gelobt und gedankt, daß ich sie hinausgehen hieß, das war also die Aehnlichkeit, die mir zuweilen auffiel, richtig, das ist ganz die Stimme der Prinzeß, jetzt besinne ich mich. Dem guten Propst Kandler war nicht erlaubt zu reden, wie klug aber hat er es verstanden, das Kind in die Gegend zurückzuführen, aus der es seiner Ansicht nach stammen mußte; gewiß hat er dabei gedacht, daß er dadurch vielleicht eine wenn auch späte Erkennung herbeiführen werde."

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Großvater," versetzte der Rittmeister, der nur halb auf den Greis

gehört hatte, weil er mit der Durchsicht der letzten Blätter beschäftigt war, „hier ist eine Ordre, in welcher der Fürst dem Prinzen befiehlt, die verlangten zwanzigtausend Thaler aus Brüssel holen zu lassen, und sie baar an Kandler einzuhändigen, dann folgt Kandler's und endlich des Doctor Scondenius Quittung. Dann sind da noch verschiedene Rechnungen untergeordneter Personen, die wahrscheinlich auf diese Angelegenheit Bezug haben. Darauf folgen noch einige Berichte des Kandler über das Wohlbefinden des Kindes, ein Befehl des Fürsten an den Prinzen, derselbe solle dem Kandler anzeigen, er habe nicht nöthig weitere Berichte über das Kind zu erstatten; endlich ein Billet, in welchem der Fürst dem Prinzen befiehlt, die Correspondenz in der grünen Truhe zu vernichten, alles Uebrige aber in ein Actenstück zu vereinigen und dasselbe in einem Fache des Geheimschrankes in seinem Schlafzimmer zu Pendergracht zu reserviren. Darunter steht von der Hand des Prinzen Carl Ludwig geschrieben: „Ist Alles genau nach dem Befehle meines Herrn Vaters von mir selbst vollzogen worden. Gott sei uns gnädig!"

„Gott sei uns gnädig!" wiederholte Herr Gerlach ernst, „ja, dieser edle und unglückliche Prinz hat sein Lebenlang diese Angelegenheit nicht zu vergessen vermocht, er trug schwer an der Schuld seines Vaters, der wohl eine schwere Verantwortung auf sich geladen seiner Zeit!"

Der Rittmeister sah seinen Großvater mit Blicken an, die so dringend eine Erklärung heischten, daß

Herr Gerlach nicht wohl länger zögern konnte, sie zu geben.

„Mein lieber Ehrenfried," nahm er das Wort, „komm hierher, setze Dich nahe zu mir, ich liebe es nicht Dinge laut zu sagen, die man nur flüsternd sich mitzutheilen wagt — so, höre mich an: ich bin mit dem Hause des Prinzen Carl Aemil, den Du so liebst, seit meiner Jugend bekannt und befreundet gewesen. Deines Prinzen Großvater war ein regierender Herr von großer Thätigkeit im höchsten Alter noch, man kann viel zu seinem Ruhme sagen und nur weniges würde man an seinem Leben zu tadeln gehabt haben, hätte sich dieser sonst so ehrenwerthe Fürst nicht oft von einem furchtbaren Jähzorn und dann wieder durch eine eiserne Eigenwilligkeit zu Thaten hinreißen lassen, die vor Gott und Menschen nicht zu verantworten waren. Sein furchtbarer Jähzorn artete oft in förmliche Tobsucht aus; es war eine Krankheit, aber diese entsetzliche Krankheit selbst soll die Folge einer schweren That gewesen sein, es ist das ein Geheimniß des fürstlichen Hauses, das ich nicht ergründet habe, weil ich nicht an Dinge rühren wollte, die mir doch eigentlich fremd waren. Der Fürst hatte aus erster Ehe einen Sohn, den Vater des jetzt regierenden Herzogs; er lebte stets in Hader mit diesem Sohne, der zwar des Fürsten unbändige Leidenschaftlichkeit nicht geerbt hatte, aber auch kaum eine von dessen männlichen und fürstlichen Tugenden besaß. Er war ein feiner, kluger, weichlicher und arglistiger Herr, ganz wie seine Frau Mutter geartet,

mit welcher sich der Fürst nie wohl vertragen konnte. Als sich der Fürst in zweiter Ehe mit der Baronin von Hachenberg vermählte, welche der Kaiser in den Fürstenstand erhob, war der Erbprinz noch sehr jung, dennoch aber wußte er bald das Wohlwollen seiner Frau Stiefmutter, einer edeln schönen Frau zu gewinnen und ihr Wohlwollen war es, das ihn allein gegen den Grimm seines Vaters schützte, den er durch seine wenig löbliche Aufführung oft genug gegen sich heraufbeschwor. Als die edle Frau starb, verließ der Erbprinz das Land und ging nach Wien, wo er am kaiserlichen Hofe lebte, bis er zur Regierung kam."

Herr Gerlach hielt eine Weile inne und schien nachzusinnen.

„Ich will gleich zur Sache kommen," fuhr er endlich fort, „der Fürst hatte aus zweiter Ehe drei Prinzen und eine Prinzessin; diese letztere, das Abbild der verewigten Fürstin, liebte er noch mehr als die Söhne, er vergötterte das kleine Mädchen, ließ sie als Kind schon frei schalten und walten; er selbst, der eigenwilligste und eigensinnigste Fürst im deutschen Reiche, gehorchte diesem Kinde, das eine ganz eigene Erscheinung war; ich habe die Prinzeß Friederike damals gesehn, sie mochte etwa achtzehn Jahre alt sein, ich werde ihr Bild nicht vergessen, sie machte einen ähnlichen Eindruck auf mich wie Erzeugnisse ferner und fremder Welttheile, die man noch nie gesehen, doch das kommt hier nicht in Betracht. Auf einer Reise im Auslande, wie man mir gesagt hat, zu Straßburg, näherte sich ein junger Herr der Prinzessin,

sie mochte ihn für einen der dort studirenden Cavaliere nehmen, ein schöner und geistvoller Mann; er gewann das Herz der Prinzessin und, wie man wissen will, die Liebenden ließen ihre Ehe von einem katholischen Geistlichen in Frankreich einsegnen. Leider wurde das Geheimniß schlecht bewahrt, als die Prinzeß in das Scheurenschloß zurückgekehrt war, wurde dem Fürsten die erste Kunde, er wies sie zornig zurück, er glaubte nichts. Da beging der unglückselige Gemahl der Prinzessin, denn der war er, die unbegreifliche Thorheit, seine Gemahlin in Scheurenschloß selbst zu besuchen, er wurde dabei ergriffen, vor den Fürsten geführt, und bekannte vor diesem seine geheime Ehe mit der Prinzessin. Der alte Fürst tobte und wüthete, wie Du Dir denken kannst, dennoch aber hätte er wahrscheinlich den Bitten der Prinzessin nachgegeben, denn er liebte sein Kind über alle Maßen, da ereignete sich ein Zufall, der gräßliche Folgen hatte. Der Fürst hatte sich etwas beruhigt, er ließ den Gemahl seiner Tochter vor sich führen, der selige Amtmann von Rudelhoff, mit dem ich in Göttingen studirte, hat mir das erzählt und er war selbst zugegen — nun der Fürst überströmte den jungen Mann erst mit einer Fluth von Schimpfworten, dann aber redete er ruhiger; er war schon daran, seine Einwilligung zu geben, als des Fürsten vertrauter Büchsenspanner, den man allgemein den lahmen Stelzner nannte, in's Gemach trat und erstaunt vor dem jungen Manne stehen blieb. Nun, der Büchsenspanner erklärte endlich, der vermeinte Cavalier sei der Sohn des Scharf-

richters Wallparter, der Unglückliche gab das zu und war — verloren!“

„Ich weiß es, Großvater,“ fiel der Rittmeister lebhaft ein, „der Fürst ließ den Unglücklichen im Beisein der Prinzessin enthaupten, und zwar durch seinen eigenen Vater.“

„Das wolle Gott nicht,“ rief Herr Gerlach erschrocken, „davon habe ich nichts vernommen, Ehrenfried, woher weißt Du das? die Geschichte ist so schon schrecklich genug, es wäre furchtbar, wenn es so wäre wie Du sagst.“

„Es wird eine Uebertreibung sein oder ein poetischer Zusatz; Sie haben Recht lieber Großvater, aber ich weiß von dieser Sache nur durch ein Gedicht; merkwürdig, Baldamus muß von dieser ganzen, seinen Prinzen so nahe berührenden Angelegenheit gar keine Ahnung haben, sonst hätte er sie gewiß nicht zum Gegenstand einer Dichtung gemacht, und Prinz Carl Aemil selbst muß nicht unterrichtet darüber sein, denn ich hörte Baldamus das Gedicht vorlesen in des Prinzen Gegenwart!“

„Das ist begreiflich,“ nahm Herr Gerlach das Wort wieder, „Prinz Carl Ludwig hatte verboten, seinem Sohne Mittheilungen über diese und andere schreckliche Ereignisse im fürstlichen Hause zu machen; der Vater fürchtete, sein Sohn könne dadurch mehr noch jenem Leiden zugänglich gemacht werden, dem er selbst erliegen mußte. Also ist diese blutige Geschichte schon Eigenthum der Sage, der Poesie geworden! Doch höre mich weiter, mein Sohn, der Ge=

mahl der unglücklichen Prinzessin wurde rechtlich zum Tode verurtheilt und im großen Saale des Jagdschlosses Carlsnest in Gegenwart der Prinzessin enthauptet. Der Fürst hat seine Tochter seitdem nie wieder gesehen, diese aber gab einige Monate nach der Hinrichtung ihres Gemahls einem Kinde das Leben, einer Tochter; auf Befehl des Fürsten wurde das Kind von der Mutter getrennt und blieb verschwunden, heute habe ich dieses Kind wieder gefunden; Baron Bylandt hat es schon eher entdeckt; es ist das Kind, von dem dieses Actenstück handelt, und meine Hausjungfer Clotilde Scondenius ist die Tochter der Prinzeß Friederike in Travendahl!" —

„Und sie hat keine Ahnung davon?" fragte der Rittmeister eifrig.

„Sie kann keine Ahnung davon haben," entgegnete Herr Gerlach, „sie hält sich für die rechte Tochter des Professors Scondenius, den sie auch mit kindlicher Liebe gepflegt hat bis an seinen Tod."

„Was gedenken Sie zu thun, Großvater, werden Sie ihr das Geheimniß ihrer Herkunft mittheilen?" Der junge Mann befand sich in einer Aufregung, die sonst nicht in seinem Wesen lag, die aber durch die Unterhaltungen, welche er an diesem Abend mit seinem Großvater gehabt, leicht zu erklären war.

„Für meine gute Hausjungfer würde es vielleicht das Beste sein," meinte der alte Edelmann, „sie erführe nie etwas von dieser schauerlichen Geschichte; sie wird ihr nur großen Kummer bereiten, aber ich fürchte nicht, daß sie dadurch in ihrem festen Gang beirrt

werden wird. Das Geheimniß gehört aber nicht mir allein; für jetzt werde ich also nichts thun und dem guten Rolemann die Einleitung überlassen. Der Fürst, wie Prinz Carl Ludwig, das geht deutlich aus den verschiedenen Actenstücken da hervor, wollten die Sache beendigt wissen und glaubten sie wirklich begraben zu haben. Man könnte sie ruhen lassen und wenn ich an einen Auftritt denke, der sich vor zehn oder elf Jahren kurz vor dem Hinscheiden des Prinzen Carl Ludwig in Pendergracht ereignete, so muß ich zugeben, daß man vielleicht dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Prinzen entgegenhandelt, wenn man die Prinzessin von dem Leben ihres Kindes unterrichtet; andererseits weiß ich freilich nicht, ob man ein Recht hat, der Mutter ihr Kind, nach dem sie schmerzlich sich sehnt, vorzuenthalten. Wenigstens sehnte sie sich einst sehr nach diesem Kinde, ich weiß, daß sie eine Zeitlang sehr kostspielige Nachforschungen betrieben hat. Der „kluge Bauer" aber hatte seine Maßregeln so gut genommen, das Kind war sicher genug versteckt. Ohne dieses Actenstück wäre seine Auffindung ganz unmöglich gewesen."

„Ihr habt kein Recht, der unglücklichen Prinzessin die Entdeckung ihres Kindes zu verschweigen!" sagte der Rittmeister bestimmt und mit einem Eifer, der seinen Großvater bedenklich machte.

„Und Du, mein lieber Ehrenfried," entgegnete der Greis ernst, „hast kein Recht, Dich in die Sache einzumischen; vergiß das nicht, Du weißt ja nicht einmal, ob die Prinzeß die Sache so ansieht; übri=

gens sind da auch noch immer Zweifel, kann nicht das Kind der Prinzeß gestorben und meine Hausjungfer wirklich das Kind des Scondenius sein? Der Name Clotilde reicht nicht aus zu einem Beweise!"

„Jedenfalls müßte man den Versuch machen," meinte der Rittmeister, „die Mutter wird ihr Kind schon erkennen!"

„Der Versuch, meinte Herr Gerlach, „könnte für die Prinzessin tödtlich sein!"

Der junge Mann ergab sich nicht sogleich in seines Großvaters Gründe, aber er mußte schweigen, denn die Thüre öffnete sich und hinter dem Raben, der den Rittmeister boshaft anblinzelte, wie es dem vorkam, trat Clotilde ein, mit ruhigem freundlichen Antlitz, und dem jüngern Husmann wollte plötzlich doch bedünken, daß es nicht wohl gethan sei, das ruhige Gleichmaß dieses liebenswürdigen Wesens zu stören. —

Zweiunddreißigstes Capitel.

Neues Leben im alten Hause.

„Nicht auf der Erde kann die Blüthe währen;
Die Frucht, die süße, gute zu erhalten
Muß streng die Zeit die Blüthe bald verzehren.
Aus Liebe wird die Freundschaft sich gestalten;
Die Blüthe mußt Du frühe zwar entbehren,
Doch ihre Frucht wird niemals Dir veralten."
(König Ludwig von Bayern.)

Die Thätigkeit der Hausjungfer zum Brink war mächtig in Anspruch genommen in den Tagen, welche zwischen dem Tage waren, an welchem die verlobte Braut des Herrn Ehrenfried Husmann erwartet wurde, und jenem Abend, an welchem das Geheimniß ihrer Geburt kund geworden dem greisen Hausherrn und seinem wackern Enkelsohne; dennoch war in dem ruhigen, klaren, bestimmten Wesen Clotildens eine Aenderung merkbar.

Nicht daß die Hausjungfer eine Ahnung von dem Geheimnisse, das sie betraf, gehabt hätte, aber sie fühlte, daß in dem Benehmen der beiden Husmänner gegen sie ein Etwas war, welches früher nicht darin gewesen. Sie hatte das zuerst an der forschenden Art bemerkt, mit welcher der Rittmeister sie beobachtete, und endlich war sie sich klar geworden, daß auch Herr Gerlach nicht ganz so gegen sie mehr war, wie er seit Jahren gewesen.

Die arme Hausjungfer schrieb das einem Umstande zu, der nicht im Entferntesten damit in Verbindung stand; sie glaubte nämlich, der Rittmeister wünsche sie aus dem Hause zu entfernen, damit seine junge Gemahlin das Regiment allein führe; diesen Wunsch fand sie denn auch völlig gerechtfertigt, aber der Gedanke, das liebe Haus zum Brink verlassen zu sollen, das ihr eine wahre Heimath geworden, war ihr doch in so hohem Grade schmerzlich, daß sie sich mehrmals in ihr Zimmer zurückziehen mußte, um die Thränen nicht sehen zu lassen, deren sie sich nicht erwehren konnte.

Sie war früher gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß sie einer neuen Hausfrau im Wege sein könne; ja, sie hatte eigentlich geglaubt, als Helferin einer solchen recht an ihrem Platze zu sein, und bei ihrem greisen Herrn, den sie so innig liebte und verehrte, hatte sie sich für unentbehrlich gehalten, so weit das ihre Bescheidenheit erlaubte.

Nun kam ihr der Gedanke, daß sie das Haus zum Brink verlassen müsse, ganz plötzlich, und nachdem sie einige Tage gezögert, beschloß sie, mit Herrn Gerlach zu reden, denn sie glaubte, daß der sich in Verlegenheit befinde, weil es ihm unangenehm sei, ihr den Dienst zu kündigen. Dieses liebenswürdige Mädchen würde die Ungewißheit, in der sie sich befand, gern noch länger getragen haben, so quälend diese auch für sie war, sie beschloß, mit ihrem alten Herrn zu reden, lediglich um diesen

der Verlegenheit, in der er sich nach ihrer Ansicht befand, so rasch als möglich zu entreißen.

Es war kurz nach Mittag an dem Tage, an welchem Riniera im Hause zum Brink erwartet wurde. Man hatte früher gespeist als gewöhnlich. Die Hausjungfer brachte ihrem Herrn in gewohnter Weise den Kaffee; dieser war allein, denn der Rittmeister war zu Pferde gestiegen, um seiner Braut ein paar Stunden weit entgegen zu reiten. Tiefe Stille herrschte in den festlich geschmückten Räumen, weil auch die Dienerschaft beschäftigt war, sich in die besten Livréen zu kleiden ihrer zukünftigen Herrin zu Ehren.

Herr Gerlach erkundigte sich bei seiner Hausjungfer sehr genau nach verschiedenen Einrichtungen, die zu Riniera's Empfang getroffen waren, er forschte sorglich, ob auch die Gastzimmer, in welchen die Braut wohnen sollte bis zu ihrem Hochzeittage, gehörig durchwärmt wären; denn der greise Edelmann glaubte, die Braut seines Enkels ganz besonders vor der deutschen Kälte schützen zu müssen, entweder, weil er an den Contrast dachte, den die Wärme der Provence, wo Riniera's Wiege gestanden, mit dem deutschen Winter bildete, oder weil ihm selbst bei seinem hohen Alter die Kälte sehr lästig fiel.

Die Hausjungfer berichtete, daß die Gastzimmer vollkommen durchwärmt seien, sie habe dieselben schon seit zwei Tagen tüchtig heizen lassen, und setzte dann hinzu, daß schon seit acht Tagen in allen Räumen des Steinbau's geheizt werde.

Den Steinbau, die Wohnung, in welcher das junge Paar seinen Sitz nehmen wollte, sollte Riniera vor ihrem Hochzeittage gar nicht sehen, sie sollte, wie Herr Gerlach sagte, mit einem Schritt in ein neues Leben und in ein neues Haus eintreten.

Der Greis freute sich wie ein Kind über alle die kleinen Ueberraschungen, mit welchen er die junge Frau dort an ihrem Hochzeittage zu erfreuen gedachte. Er war so froh, der alte Herr, und plauderte viel eifriger, als das sonst eigentlich seine ernste Art zuließ. Nach einer ziemlichen Weile erst bemerkte er, daß seine Hausjungfer doch nicht den rechten herzlichen Antheil an seiner Freude nahm; er war darob etwas verdrießlich, denn er war enttäuscht, hatte er doch gerade bei seiner getreuen Hausjungfer die vollste Theilnahme für sein häusliches Glück vorausgesetzt; einen Augenblick that er der armen Clotilde das Unrecht an, sie, wenn auch nicht laut, der Herzlosigkeit zu beschuldigen, dann musterte er sie mit einem scharfen Blick und sagte besorgt: „Sie haben geweint, Clotilde, was fehlt Ihnen? Sie gehören nicht zu den Frauenzimmern, die wegen einer Kleinigkeit weinen, reden Sie, ich denke, Sie dürfen es schon wagen, mir Ihren Kummer mitzutheilen."

„Gnädiger Herr," versetzte die Hausjungfer mit einer Hast, welche deutlicher als sonst etwas verrieth, welche Eile sie hatte, die Last abzuwerfen, welche ihre Seele bedrückte; „verzeihen Sie, gnädiger Herr, wenn meine Thränen Ihre Freude stören, ich habe Unrecht, aber ich kann nicht ohne Thränen daran

denken, daß ich nun dieses liebe Haus zum Brink verlassen muß, in welchem Gott mir durch Sie endlich eine Heimath geschenkt, in welchem ich besser wurde, weil es mir einen Beruf gönnte, der mir sonst in der Welt versagt war. Gnädiger Herr, mit einem Herzen voll dankbarer Verehrung für Sie scheide ich aus Ihrem Hause, welches Gott segnen möge auch um meinetwillen; ich unterwerfe mich willig der göttlichen Fügung, die mich auf's Neue hinausführt in's Leben; aber, verzeihen Sie mir, daß ich's nicht freudig kann, daß ich mit Thränen scheiden muß. Vielleicht würde mir das Scheiden von diesem lieben Hause leichter, wären Sie weniger edel und liebreich gegen mich gewesen; ich werde mein ganzes Leben lang mit Stolz und Freude daran denken, daß ich Jahre lang die Hausjungfer zum Brink gewesen, und in meinem Gebet werden niemals die herzlichsten Wünsche für Sie und für Ihr edles Haus fehlen!"

Die Hausjungfer sprach mit einer Hast und in einer Aufregung, die ihrem sonst so ruhigen, gehaltenen Wesen so fern als möglich waren. Der alte Herr hörte ihr mit steigender Verwunderung zu; er sann nach und glaubte endlich, Clotilde müsse durch einen Brief des Barons von Bylandt oder durch sonst eine Nachricht Kunde von dem Geheimniß ihrer Geburt erhalten haben; er vermochte gar nicht, sich einen andern Grund ihrer Aufregung zu denken; fast hätte er ihr in diesem Glauben das Geheimniß wirklich verrathen, aber die dem Greisenalter

eigene Behutsamkeit schützte es noch im letzten Augenblicke.

„Was wollen Sie eigentlich, liebes Kind?" fragte Herr Gerlach zögernd.

„Ich bitte um meinen Abschied!" rief Clotilde, in ein lautes Weinen ausbrechend.

Der alte Herr ergriff die Hand des weinenden Mädchens, bat sie milde und freundlich, sie möge sich beruhigen, und fragte endlich, wie sie denn dazu komme, gerade jetzt ihren Abschied zu verlangen.

Die Hausjungfer nahm sich zusammen, sie trocknete ihre Thränen, bat, ihr Weinen zu entschuldigen und sagte dann endlich, was sie beunruhigt hätte seit einigen Tagen; sie sei hier überflüssig, wenn die junge Frau von Namedy hier das Hausregiment führe, und sie habe wohl bemerkt, daß der Hausherr in Verlegenheit darum gewesen sei; um ihm darüber hinwegzuhelfen, habe sie selbst davon angefangen.

Jetzt, da der alte Herr wußte, daß das Geheimniß nicht der Grund dieser Scene war, wurde er etwas unwillig in seiner Weise, er ließ die Hand der Hausjungfer los und sagte: „Gehen Sie, Clotilde, waschen Sie sich Ihr Gesicht mit frischem Wasser, damit die französische Braut nicht Ihre verweinten Augen sieht und sich einen falschen Begriff von Ihnen macht, Sie sind ein Kind, ich hätte Sie wirklich für verständiger gehalten."

Die Hausjungfer faltete ihre Hände und sah den Greis mit einem so naiven Staunen an, daß dieser unwillkürlich lächeln mußte.

„Nun," fuhr er nach einer Weile freundlich fort, „soll ich der klugen Hausjungfer zum Brink denn erst noch weitläuftig auseinander setzen, daß sie sich geradezu albern, ja, wirklich, ich weiß kein anderes Wort, albern gezeigt hat? Grämen Sie sich darüber nicht zu sehr, liebe Clotilde; ich habe Menschen, die sich für viel klüger als Sie hielten und es auch in gewisser Beziehung waren, noch viel albernere Streiche machen sehen. Sagen Sie selbst, liebes Kind, wie können Sie sich einbilden, daß der alte Gerlach Husmann auch nur daran denken würde, Sie aus seinem Hause zu entfernen, weil sein Enkelsohn Hochzeit hält? Ich würde ja keinen Bedienten von mir lassen, der mir treu gedient, geschweige denn Sie, meine liebe Hausjungfer, die seit zehn Jahren meinem Hauswesen so treu und verständig vorgestanden."

„Ach, gnädiger Herr!" rief Clotilde, deren Augen in unendlicher Freude strahlten.

„Sein Sie ruhig, kleine Thörichte," redete Herr Gerlach weiter, „Sie hatten kein Recht, mich für so ungerecht zu halten, aber Sie hatten noch weniger Recht, mich für so einfältig zu halten; in der That, es wäre wohl sehr weise von mir gewesen, die treue Pflegerin meines Greisenalters von mir zu thun, weil mein Enkelsohn eine schöne, vornehme Französin heirathet! Nein, Clotilde, sagen Sie mir, wo haben Sie Ihren Verstand gehabt, daß Sie sich dergleichen einbilden konnten? Nehmen Sie selbst an, diese liebe fremde Dame wäre ein solcher Engel, daß sie ihre Tage mir widmen und meine Pflegerin sein

wollte, wie dürfte ich denn das annehmen? Hat sie nicht einen ganz andern Beruf hier zu erfüllen? Sie soll ihres Mannes Weib sein, aber nicht die Pflegerin von dessen Großvater. An der einen Aufgabe hat sie ihren Theil für's Leben, und die zweite, die wird meine treuverständige Demoiselle Clotilde Scondenius erfüllen, so lange es Gott gefällt."

Die Hausjungfer, ganz entzückt, kniete vor dem Greise nieder und wollte ihm die Hand küssen, der litt das aber nicht, er legte seine Rechte auf ihr Haupt und sprach herzlich: „Gott segne Sie, liebes Kind, Gott segne Sie, ich weiß, daß kein Falsch in Ihnen ist! Nun aber stehen Sie auf und zeigen Sie der jungen Dame ein fröhliches deutsches Angesicht, daß sie Respect bekommt vor der deutschen Freudigkeit und eine Lust zu den deutschen Leuten. Die Hausjungfer zum Brink ist eine gewaltige Person, gewiß, in's Künftige aber soll sie noch viel gewaltiger werden, denn sie soll meiner zukünftigen Tochter lehren, was einer deutschen Hausfrau ziemt, soll sie unterweisen in den tausend kleinen und großen Geheimnissen der Haus- und Landwirthschaft, denn eine rechte Husmannin muß das Alles aus dem Grunde wissen und verstehen. Meine liebe Selige war auch ein Stadtkind. Blutsauer ist's der oft geworden trotz des besten Willens und ihrer herzlichen Zuneigung zu mir, denn meine gute Mutter war eine tapfre Hauswirthin und schonte oft gar zu wenig; meine liebe Selige hat zuweilen ihre bittern Thränen geweint, und ich als ein junger Ehemann wußte man-

ches liebe Mal nicht, wie ich's halten sollte, endlich aber machte sich mit Gottes Hülfe doch Alles, wie's sein sollte, wie's recht war, und in ihren letzten Jahren hat mir die Frau Mutter oft gesagt: „Hörst Du, Gerlach, ich hab' vor meinem lieben Herrgott und darnach vor meinem Eheherrn stets den gebührenden Respect gehabt, vor keinem Menschen auf Erden sonst habe ich mich gebeugt, vor Deiner Ehewirthin aber da mache ich meine Reverenz, wer hätte das gedacht, als Du das Dämchen aus Trier hierher brachtest!" Ja, ja, Hausjungfer, Sie werden milder verfahren mit der jungen Frau meines Sohnes, ist ja jetzt eine mildere Sitte, aber Sie werden eine tüchtige Hausfrau aus der jungen Frau von Namedy machen, nicht wahr, liebe Clotilde, das versprechen Sie mir?"

Der alte Herr hatte eine treffliche Art, Menschen zu fischen und zu fangen, es war in seinen freundlichen Worten so viel, was die Hausjungfer wirklich erheben mußte, er zeigte ihr einen Beruf weiblicher Thätigkeit und machte sie dadurch unendlich glücklich.

Als Clotilde das Zimmer verließ, begriff sie gar nicht, wie sie hatte auf den Gedanken kommen können, Herr Gerlach werde sie verabschieden, und Jacob, der alte Rabe, sah sie so boshaft an mit seinen schiefen Augen und schüttelte so geringschätzig seinen Halsschmuck gegen sie, daß sie mit voller Ueberzeugung zu sich selbst sagte: „Wahrlich, selbst das alte schlechte Stück Federvieh da macht sich lustig über meine Albernheit!" Darauf aber rief sie den Raben und

nahm ihn mit nach der Küche, wo sie ihm eine stattliche Schnitte Käse reichte.

Dieses Zeichen von Aufmerksamkeit nahm Jacob mit Würde entgegen, und die Hausjungfer rief lachend: „Nun, so dumm ich auch bin, Jacob, das weiß ich doch noch, wie ich mich in Deiner Achtung wieder rehabilitire." Aber sie täuschte sich, denn als der alte Rabe seinen Käse verzehrt hatte, warf er erst einen sehr sehnsüchtigen Blick nach dem verschlossenen Schrank, in welchem noch viel mehr Käse war, dann aber einen höchst verächtlichen Blick nach der Thür, durch welche die Hausjungfer hinausgegangen; wer sich aber auch nur einigermaßen auf die Rabensprache verstand und die Gefühle dieses Thieres zu würdigen wußte, der übersetzte sich diesen Blick sehr leicht in die einfachen Worte: „Wie albern dieses Mädchen ist, sie bildet sich ein, mir mit diesem kleinen Stück Käse eine Freude gemacht zu haben, während sie das Meiste für sich behält."

Es sind aber nicht nur Raben, welche so sprechen oder denken!

Während Herr Gerlach Husmann von Namedy diesen Auftritt mit seiner Hausjungfer hatte, war sein wackerer Enkelsohn, von einem Reitknechte gefolgt, im schärfsten Trabe der Braut entgegengeritten.

Herr Ehrenfried machte eine stattliche Figur zu Pferd; seine Reitkunst war zwar nicht weit her, aber er war ein tüchtiger Campagnereiter, und das starke Braunroß, das er ritt, paßte ganz zu ihm. Es lag

zwar etwas Schnee, aber er war nicht hart gefroren und ein beinahe milder Wind strich langsam über die Fluren. Der junge Mann war in freudigster Erwartung und sein Herz so voll, daß die rasche Bewegung des Rosses seinem Ungestüm nicht genügen wollte. Er trieb es eine Weile schärfer an, so stark, daß ihm der Diener nicht zu folgen vermochte, als er das aber bemerkte, schämte er sich seiner Hast wegen, ließ das Thier erst in ein langsameres Tempo fallen und endlich einen ganz ruhigen Schritt gehen.

So kam er in ein Dorf, welches schon an der großen Straße lag, aber zum Hause zum Brink gehörte erb- und eigenthümlich, da trat plötzlich eine geputzte Bauerdirne in seinen Weg und sagte, heiter grüßend: „Wollen Sie meinen Strauß nehmen, junger Herr? Es ist hier zu Land Sitte, daß der einen Strauß hat, welcher der Braut entgegenreitet!"

„Gern, mein hübsches Kind," entgegnete der Rittmeister, einen kleinen, mit Silberfäden gebundenen Strauß nehmend, den ihm die Dirne bot, „aber wer bist Du? wie heißt Du?"

„Nun, wenn mich unser junger Herr nicht mehr kennt, dann sag' ich's ihm auch nicht, wer ich bin!" entgegnete die Dorfschöne lächelnd, „der junge Herr ist wohl der Einzige im alten Hause, der mich nicht kennt!"

„Es ist die Jungfer Johanna, Herr Rittmeister," rief jetzt der Reitknecht, „die Tochter der Flachsbäuerin, die zehn Jahre bei der gnädigen Frau Mutter gedient hat."

„Nun, Hannchen," sagte der Rittmeister, „Dank für Deinen Strauß, Du mußt aber auch zu meiner Hochzeit kommen, ich lade Dich ein!"

„Danke schön," versetzte die ländliche Nymphe knixend, „aber ich wäre auch ohne die Einladung gekommen, der gnädige Herr hat mich schon einladen lassen, mich und die Mutter und —"

„Halt Dein Maul, Hannchen!" unterbrach der Reitknecht sie ziemlich unzart, „das ist ja ein Geheimniß, der Herr Rittmeister soll ja davon nichts wissen!"

„Lachend sprengte Herr Ehrenfried davon, die hübsche Dirne schlich halb stolz und halb beschämt in ihr Haus, dem Reitknecht aber warf sie einen bitterbösen Blick nach, denn „der brauchte doch nicht gleich so grob zu sein," wie sie schmollend vor sich hin sagte, „was bildet sich denn der ein? Er soll mir wieder kommen und mit mir schön thun oder gar tanzen wollen!"

Der Reitknecht hatte es gründlich verdorben mit der ländlichen Schönheit, die ihm sonst nicht abgeneigt gewesen, die sich nun aber durch die barsche Mahnung, deren Zeuge der junge Herr gewesen, auf's Tiefste verletzt fühlte.

Indessen war der Rittmeister vor dem Dorfe draußen langsam auf der großen Straße weiter geritten, er nahm seinen Hut ab und befestigte den zierlichen Strauß der Dirne in der Hutschnur. Es dünkte ihm lustig, also der Braut entgegen zu reiten mit dem Strauß am Hut. Auch that er, als sähe er

nicht, daß sein Reitknecht auf der Stelle seinem Beispiel folgte, aus seiner Satteltasche zwei tüchtige Sträuße zog und mit dem einen sich selbst den Hut, mit dem andern aber dem Pferde das Hauptgestell stattlich zierte.

Dieser gute Rittmeister hatte gar nichts bemerkt, er wußte gar nichts davon, daß Herr Gerlach lange Conferenzen mit der Hausjungfer und dem Hofemeister und andern hohen Hofchargen gehalten, um der schönen Riniera einen würdigen Empfang zu bereiten. Er hatte auch die schlauen Blicke der Diener nicht bemerkt, kurz er hatte entschlossen gar nichts gethan, was den Leuten die angenehme Hoffnung, ihn tüchtig zu überraschen, hätte stören können.

Weiter und weiter ritt der junge Mann, das Herz war ihm so voll und die Zeit wurde ihm so erbärmlich lang, denn er sah noch nichts von der Geliebten und hatte doch hier ein mächtiges Stück der Landstraße frei vor sich.

Einmal war er schon schmerzlich getäuscht worden, er sah ein Gefährt des Weges kommen und sprengte im Galopp auf den jüdischen Hausirer von Maestricht los, dem ganz angst und bange wurde bei dem stürmischen Anritt. Diese Täuschung hatte den Rittmeister sehr verdrossen, er hatte sich nicht umgesehen, aber er wußte doch, daß sein „Schlingel“, wie er den Reitknecht zu nennen pflegte, sein rothes Gesicht zu einem breiten Lachen verzerrt hatte.

Da ersah der Falkenblick des ehemaligen Dragoner-Offiziers einen Reisewagen in weiter Ferne, der-

selbe war mit vier Pferden bespannt; das Herz sagte dem Rittmeister, daß er sich dieses Mal nicht täusche, dennoch hielt er an sich; plötzlich aber, er vermochte seine Aufregung nicht länger zu halten, schrie er mit lauter Stimme: „Hurrah, Jan Jürgen, da kommt die Braut!" Das Roß, beide Sporen zugleich fühlend, stieg hoch auf und flog dann in langen Sätzen auf der Straße dahin. Unter lautem Hurrahruf folgte Jan Jürgen, so rasch es ihm sein schwereres Pferd gestattete.

Wie ein Pfeil flog der Rittmeister an dem Reisewagen vorüber, eine ganze Strecke hinter dem Wagen erst warf er sein Roß herum, trabte dem Wagen nach und neigte sein Haupt in den offenen Schlag: „Willkommen in der deutschen Heimath, meine Riniera!"

Das war sein erster Liebesgruß.

Mit glänzenden Augen dankte ihm die Braut, die nicht gleich zu sprechen vermochte, aber ihre Handschuhe auszog und erst die eine, dann die andere Hand dem geliebten Manne über den Schlag hinüber zum Kuß reichte.

„Ist's noch weit bis zu Ihrer Ritterburg, lieber Namedy?" fragte der Marquis von Ventadour, der an seiner Schwester Seite saß, „ich bin entsetzlich verhungert!"

„Armer Marquis!" rief der Rittmeister in frohster Laune, „was werden Sie noch alles leiden müssen, bevor Sie zu essen bekommen!"

„Ist Ihr Großvater gesund, lieber Ehrenfried?" fragte Riniera.

„Er stirbt vor Sehnsucht nach Ihnen, meine Riniera!“ entgegnete der glückliche junge Mann, „er ist gesund und wohl, aber er hat sich mit mir um die Wette nach der Braut gesehnt.“

Riniera dankte durch einen seelenvollen Blick.

„Ho! Jan Jürgen!“ rief der Rittmeister dem Reitknecht zu, der jetzt erst ansprengte, „komm hierher, Schlingel, mach Deine Reverenz, das ist Deine zukünftige gnädige Frau, Du hast Glück, Du bist nach mir der Erste, der sie begrüßt.“

Der Rittmeister hielt sein Pferd einen Augenblick zurück und ließ den Reitknecht an den Schlag, der ganz manierlich seinen Hut zog und mit lauter Stimme sagte: „Willkommen, gnädige Frau!“

„Wie heißest Du?“ fragte Riniera freundlich.

„Jan Jürgen!“ antwortete der Diener.

„Nun, lieber Jan Jürgen, ich werde nicht vergessen, daß Du der Erste gewesen bist, der mich in meiner neuen Heimath begrüßt hat!“

Kaum hatte Riniera das gesagt, als Jan Jürgen sich verneigte, seinen Hut auf den dicken Kopf stülpte und mit einem schallenden Jubelruf auf und davon sprengte, daß Kies und Funken stoben.

Herr Ehrenfried ritt nun wieder neben dem Schlage des Wagens her und unterhielt sich mit Riniera und dem Marquis, so gut das bei der Schnelligkeit, mit welcher der Postillon fuhr, möglich war.

Eben erkundigte sich der Marquis nach dem Zustande der Jagd, als ein einzelner Schuß krachte,

dem gleich darauf das Knattern eines unregelmäßigen Gewehrfeuers folgte.

„Was ist das?“ fragte der Marquis beinahe erschrocken; er war, wie wir wissen, vor Kurzem erst aus einem Lande gekommen, wo Ueberfälle feindlicher Parteien noch nicht ganz aufgehört hatten.

„Es ist kein Angriff auf die königlich französische Garde,“ entgegnete der Rittmeister lachend, „mit Kanonendonner wird der Einzug der Fürstinnen begrüßt, da die Husmannischen Hintersassen aber keine Kanonen haben, so begrüßen sie ihre neue Herrin mit Kleingewehrschüssen.“

„Oh! mein Diner!“ schrie der Oberst mit komischer Verzweiflung, „jetzt sehe ich äußerst weitläuftige Empfangsfeierlichkeiten vor mir, entsetzliche Perspective!“

„Mein lieber Bruder,“ nahm Riniera ernst das Wort, „ich hoffe, daß Du durch kein Wort, durch keinen spöttischen Blick die Leute stören wirst, die mir eine Ehre erzeigen und mir eine Freude machen wollen.“

„Ich will thun, was ich kann,“ rief der Marquis, „aber nehmen Sie sich in Acht, Namedy, sehen Sie, diese Dame, hat sie nicht schon ganz den strengen Blick einer gebietenden Burgherrin? Wahrhaftig, da kommt die Garde-Cavallerie der zukünftigen Beherrscherin dieser Lande schon.“

An einem Feldstein, der die Grenze des alten Gerichtsbannes des Hauses zum Brink bezeichnete, stellten sich etwa fünfzig berittene Bauern, gleich-

mäßig mit gelben Westen, langen, blauen Röcken und runden, bekränzten Hüten bekleidet, in einer Reihe auf; die Linie der kräftigen Männer auf hochbeinigen, starken Pferden bot einen ganz stattlichen Anblick, und selbst das militärische Auge des königlichen Obersten fand Gefallen daran.

Der Wagen hielt vor dem Feldstein, ein alter Dorfschulze mit grauen Haaren ritt langsam an den Schlag, salutirte mit seiner langen Peitsche und sprach einfach, aber nicht ohne Würde: „Gott zum Gruß, mein gnädiges Fräulein, ich bin der Schulz von Badenroth und bin mit diesen Bauersleuten gekommen, Sie hier zu begrüßen von wegen der ganzen Unterthanenschaft, die bei dem alten Hause zum Brink gewesen ist seit alten Zeiten; denn wenn die Gerichte jetzt auch königlich sind, so gehören wir doch alle noch mit Leib und Seele zum alten Hause und wollen dabei bleiben. Wir wollen Sie als unsere liebe gnädige Frau annehmen und verehren und Sie werden mit uns sein, wie die edlen Frauen alle, die vor Ihnen das Regiment geführt im Hause zum Brink; dazu gebe der allmächtige Gott seinen Segen. Amen!"

„Amen!" riefen die Bauern, unbeweglich auf ihren hohen Rossen haltend.

Da reichte Riniera ihre Hand dem alten Schulzen, die dieser kräftig drückte; dann sprach sie: „Ich danke Euch, Ihr lieben Leute, für Euren frommen Gruß, ich liebe Alles, was zum Hause meines zukünftigen Gemahls gehört, und werde Euch durch die

That zeigen, daß mit mir nichts Fremdes in das alte Haus zum Brink gekommen ist."

„Außer meinem Bruder, der aber bald wieder geht!" flüsterte der Marquis spöttisch, Riniera warf dafür ihm einen strafenden Blick zu.

Jetzt setzte sich der Zug in Bewegung, die Bauern ritten dem Wagen vor, in dem Augenblick aber, wo der Wagen wirklich auf Husmannischen Grund und Boden kam, wurden in allen Dörfern der Umgegend die Glocken geläutet. Nicht nur in den Dörfern, die zum Hause zum Brink gehörten, sondern in allen ringsum, denn Adel, Geistlichkeit und Gemeinden weit und breit nahmen Theil und suchten auf diese Weise dem greisen Herrn Gerlach ihre Theilnahme zu beweisen.

„Im Ernst, das ist der Einzug einer Fürstin!" meinte der Marquis; selbst der etwas leichtsinnige Hofmann konnte sich der Rührung nicht ganz erwehren.

In den beiden großen Dörfern, die der Zug passirte, bildeten Jung und Alt Spalier an der Straße, und in tiefster Bewegung erwiederte Riniera die Grüße der guten Leute. Herr Ehrenfried war ganz stumm geworden, er hatte wohl allerlei Empfangsfeierlichkeiten erwartet, aber dieser Empfang ging doch über seine Erwartungen. Er sah mit eigenen Augen den Segen, den ihm seine frommen und edlen Väter in der Liebe dieser Dorfschaften verlassen.

Der Wagen fuhr jetzt ganz langsam und die Menge strömte hinter ihm her; es war etwa vier

Uhr Nachmittags und helles, klares Wetter, als der Zug auf der Lindenhöhe ankam, von der aus man das alte Haus zum Brink mit seinen zahlreichen Thürmchen, Giebeln, Erkern und Galerien gerade vor sich hatte.

„Da, das ist das Haus zum Brink, Dein Haus, unser Haus!" rief der Rittmeister mit nassen Augen und faßte die Hand Riniera's; in demselben Augenblick krachten einige Böllerschüsse und majestätisch entfaltete sich auf dem Hauptthurm das große Banner der Husmänner von Namedy, das goldene Lilienkreuz im weiß über schwarz getheilten Felde.

Ein brausender Hurrahruf der Menge begrüßte das Banner; zugleich aber bedeckte sich das ganze Gebäude mit Flaggen und Wimpeln in den Wappenfarben oder mit den Wappenzeichen der edlen Geschlechter, die den Husmännern Ehefrauen gegeben seit alten Zeiten.

Ueber dem Steinbau aber, wo dies junge Paar residiren sollte, flatterte die gold und roth geschachte Wappenfahne des Hauses Ventadour.

„Da, wo die Fahne von Ventadour weht, da werden wir wohnen!" flüsterte der Rittmeister der Braut zu, die schweigend seinen Händedruck erwiederte.

Jetzt fuhr der Wagen unter Glockengeläut und Jubelruf in scharfem Trabe nieder und dann durch die schöne Linden-Allee den Hügel hinauf, auf welchem das Haus thronte; vom ersten Thore bis zum zweiten stand das Hofgesinde, im Ehrenhofe aber die

Hausdienerschaft. Als der Wagen im Ehrenhofe vor der Thür hielt und Herr Ehrenfried, der rasch vom Pferde gesprungen war, die Braut aus dem Wagen hob, da entstand eine tiefe Stille, denn langsam stieg Herr Gerlach die breiten Stufen nieder und ging der Braut seines Enkels mit ausgebreiteten Armen entgegen. Die edle, schöne Gestalt des greisen Edelmannes, mit dessen langen, weißen Locken der Abendwind spielte, machte einen mächtigen Eindruck auf Riniera nicht nur, sondern auf alle Anwesenden. Mitten auf der Treppe umarmte der Greis die Braut und sprach mit starker Stimme: „Deinen Eingang segne Gott heute und Deinen Ausgang einst gleichermaßen!" Dann drückte er die Weinende an sein Herz und küßte sie zärtlich auf die Stirn.

„Ehrenfried, mein Sohn!" rief er dann, „komm', hebe Deine verlobte Braut über die Schwelle unseres Hauses; meine Tochter, noch bist Du frei, willst Du unser werden ganz, so sprich ja!"

„Ja, mein Vater!" entgegnete Riniera feierlich.

Darauf faßte der Greis ihre rechte Hand, Ehrenfried aber hob die Geliebte über die Schwelle; das war ein alter Brauch der Husmänner.

„Gott segne Dich, meine Tochter," rief der greise Herr heiter, „Du bist in unserm alten Hause, ein Husmann hat Dich über die Schwelle gehoben, darum sollst Du hinfort eine Husmannin sein bis an's Ende!"

Dann bot er der Dame den Arm und führte sie die Treppe hinauf in den Ahnensaal, dessen Wände

mit den Bildern, dessen Pfeiler mit den Waffen der Husmänner geziert waren, hier harrten einige Edelleute und viele Geistliche der Umgegend.

„Liebe Vettern, liebe Freunde," sagte Herr Gerlach, Riniera vorführend, „Fräulein Riniera von Ventadour, die junge Husmannin, welche am ersten heiligen Weihnachtsfeiertage meines Enkelsohnes Gemahlin werden soll."

Den Mantel hatte Riniera im Wagen abgelegt, jetzt nahm ihr die Hausjungfer den Hut ab und staunend fast blickten die Männer in dieses reizende Antlitz, das durch die frohe Aufregung noch schöner geworden war. Riniera war in ein einfaches Reisekleid von blauem Tuch mit weißen Perlmutterknöpfen gekleidet, welches die Herrlichkeit ihres Wuchses besser vielleicht noch hervorhub, als eine Staatsrobe oder eine Balltoilette nach der Mode jener Tage vermocht hätte.

Jetzt küßte Herr Gerlach die Braut auf den Mund und sprach: „Zum Ersten, Gott segne die guten Worte, die Du sprichst in diesem Hause!"

Dann küßte er sie auf beide Augen und sprach: „Zum Andern, Gott lasse die Augen der Hausfrau hell sein und trockne Deine Thränen mit seiner Gnadenhand."

Dann küßte er sie auf die Stirn und sprach: „Zum Dritten, Gott lasse Dein Denken, Dichten und Trachten gedeihen in alle Wege!"

Der Greis war so beschäftigt mit seiner Tochter, daß ihn Ehrenfried mit leisem Zwang umdrehen mußte, um ihm den Marquis vorzustellen.

„Der Herr Marquis von Ventadour," sagte er förmlich, „Oberst in der Garde des Königs von Frankreich und Kammerherr des Grafen von Artois."

„Ah!" rief Herr Gerlach heiter, „Sie sind der Bruder dieses lieben Engelkindes, ich heiße Sie herzlich willkommen in meinem Hause, nein, es ist das Haus Ihrer Schwester, Herr Marquis, Sie sind hier bei sich!"

Dann faßte er die Hand des Marquis und machte ihn mit den anwesenden Edelleuten und Geistlichen bekannt, an denen der höfische Spott gewiß mancherlei Lächerliches ausgespürt haben würde, wenn ihm nicht die ganze Erscheinung des alten Edelmannes mächtig imponirt hätte. Der Marquis fühlte sich in eine ihm völlig fremde Welt versetzt, es war die deutsche Sitte, die ihm hier zum ersten Male ganz ungefälscht entgegentrat, der deutsche Brauch reichte ihm die biedere Hand und der deutsche Geist umwehte ihn so frisch, daß er später oft erzählte, es sei ihm zu Muth gewesen, als sei er aus einem parfümirten Boudoir plötzlich in einen duftigen frischen Wald versetzt worden.

Der Pastor von Brüningen, auf welchen Herr Gerlach so große Stücke hielt, widmete sich ganz besonders dem Marquis, da er bemerkte, daß dieser kein Wort Deutsch verstand, und er das Französisch seiner Herren Amtsbrüder nach Gebühr zu schätzen wußte. Der deutsche Landprediger und der französische Hofmann fanden gegenseitig bald ein so großes Gefallen an einander, daß der Marquis gar nicht daran

dachte, seine Reisekleider abzulegen und sich zur Tafel umzukleiden.

Riniera hatte das nicht vergessen, sie hatte sich mit der Hausjungfer entfernt und sich in die Zimmer begeben, die für sie in Bereitschaft gesetzt waren. Hier fand sie auch ihre alte Amme, die mit dem Kammerdiener des Marquis etwa eine halbe Stunde später als sie im Hause zum Brink eingetroffen war.

Die Hausjungfer war so entzückt über die Schönheit und Liebenswürdigkeit Riniera's, daß sie beim Ankleiden oft minutenlang in stummer Bewunderung vor ihr stand, so daß Riniera schwerlich so bald wieder im Saale hätte erscheinen können, wenn nicht die alte erfahrene Monna Pia gewesen wäre, die indessen ihrerseits die ungeheuchelte Bewunderung, die Clotilde für ihre junge Herrin zeigte, wie ein Compliment für sich betrachtete und sie dafür mit den schönsten Schmeichelnamen im provençalischen Patois belohnte.

Unterdessen sprach Riniera deutsch mit der Hausjungfer, bat sie in liebreizender Weise, sie möchte ihr beistehen und ihr helfen, damit sie sich recht bald in die deutsche Sitte und in die Sitte des Hauses finde, damit nichts Fremdes bemerkbar werde. Clotilde hatte sich noch nie so gehoben und so glücklich gefühlt, wie in dieser Stunde.

Als die Braut umgekleidet war, rief die Hausjungfer den Bräutigam und ließ die Liebenden allein, aber diese mißbrauchten die gegönnte Freiheit so arg, daß Clotilde zwei Mal kommen und ihnen sagen

mußte, die Tafel sei servirt und der gnädige Herr zeige bereits einige Ungeduld.

Als Herr Ehrenfried seine Braut wieder in den Saal führte, machte sie einen beinahe noch größeren Eindruck auf die Versammelten als zuvor, so wahr ist es, daß selbst die höchste Schönheit noch gewinnt durch Schmuck und Putz. Riniera war weiß gekleidet, sie trug in ihrem dunklen Haar und um ihren glänzenden Nacken einen antiken Schmuck von Perlen und Korallen, überhaupt war ihr Anzug zwar kostbar durch reiche Spitzen, eigentlich aber doch sehr einfach.

Herr Gerlach führte seine Tochter, er gab ihr vom ersten Augenblicke an diesen zärtlichen Namen, zur Tafel; man konnte sich kaum einen anmuthigeren Gegensatz denken, als den, welchen diese junge, liebliche, ganz weiß gekleidete Frauengestalt zu dem alten Edelmann bildete, der wie gewöhnlich in schwarzem Sammet erschienen war. Seine heitere Würde stimmte trefflich zu der ernsten Freundlichkeit der jugendlichen Schönheit.

Bei dem heiteren Festmahl begründete Riniera durch die geistvolle und doch anspruchslose Weise ihrer Unterhaltung die Eroberung, die sie durch ihre Erscheinung schon an der ganzen Gesellschaft gemacht, noch fester; sie sprach nur deutsch, sie sprach es ohne Fehler, aber mit einer so frischen und anmuthigen Betonung, daß selbst unbedeutende Worte einen eigenen Reiz erhielten.

Der Marquis, der in Paris und unterweges oft mit leichtem Schauder an die deutsche Küche gedacht

hatte, fühlte sich gleich bei den ersten Gerichten sehr erleichtert und rief bei einer saftigen Rehschnitte ganz naiv: „auf meine Ehre, das habe ich in Paris nie so gut gegessen!“

„Sehr erklärlich, mein lieber Marquis,“ antwortete ihm Herr Gerlach lächelnd und in froher Laune scherzend, „Sie haben weit und breit um Paris kein Wild, ehe es dort ankommt, ist es halb faul und muß dann erst wieder genießbar gemacht werden durch scharfe Saucen. Oh! wir werden Ihnen hier noch Dinge auf den Tisch bringen, die Sie noch nie gesehen haben, Ihnen Genüsse bereiten, von denen Sie an Ihren berühmten Tafeln in Paris keine Ahnung haben.“

„Die Hausjungfer zum Brink,“ sagte der Pastor von Brüningen zu dem Marquis, „ist als eine der berühmtesten Kochkünstlerinnen hier bekannt weit und breit, und unser lieber alter Herr von Namedy hat immer eine gewisse Schwäche für gute Speisen und Weine gehabt.“

„Das nennen Sie eine Schwäche, Herr Pfarrer!“ entgegnete der Marquis, einen Augenblick aufblickend von seinem Teller, „das ist eine Stärke, sage ich Ihnen, eine Tugend.“

„Nun, mein Herr Marquis,“ gab der Geistliche lächelnd zu, „lassen Sie Ihrem Zorn nicht Lauf gegen mich, ich mache dem trefflichen Herrn keinen Vorwurf daraus, auch bin ich nicht der Meinung, daß der Mensch verschmähen solle, was ihm Gott bescheert hat, es kommt da Alles auf den rechten Sinn an;

Herr von Namedy aber pflegt den Ernst, mit welchem er zuweilen Gegenstände der Art zu behandeln liebt, selbst seine Schwäche zu nennen."

Der Marquis hatte nicht Zeit zu antworten, denn soeben brachte man ein neues Gericht, das seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, eine warme Hasenpastete, sie hatte des Feinschmeckers höchsten Beifall und der wackere Pastor selbst mußte laut lachen über den Enthusiasmus, den der Marquis kund gab, der drei oder viermal der lächelnden Hausjungfer zurief: „Ich küsse Ihnen die Hand, Mademoiselle, ich küsse Ihnen die Hand!"

Jetzt ließ Herr Gerlach einen uralten Silberbecher, mit dem Husmannischen Wappen verziert, füllen, ein Familienstück, auf das er sehr viel hielt, weil es der Stifter der Husmannischen Linie zum Brink, von dem alten Burgmannensitze in Andernach mitgebracht.

„Du sollst zuerst trinken, meine Tochter," sagte er zu Riniera, „das ist deutscher Wein, Kind, stark und duftig, nicht schmeichelnd, aber köstlich erquickend; sag' nach unserer Weise einen guten Spruch, einen treuen Wunsch und trinke dann daraus kräftig, wie so viele fromme Husmanninnen vor Dir gethan, nicht nippend, wie man wohl sonst andere Weine trinken mag."

„Gott schütze dieses edle Haus, in dem ich heut so herzlich als eine Tochter aufgenommen worden!" sagte Riniera und that einen kräftigen Zug, daß alsbald ihre Wange und ihr Hals in dunklem Purpurroth erglüheten.

Herr Gerlach aber streichelte ihr freundlich die Wange, hub den Becher hoch empor mit beiden Händen und rief mit lauter Stimme: „Neues Leben im alten Hause!“

Rund um ging der Becher im fröhlichen Kreise, „Neues Leben im alten Hause.“

Dreiunddreißigstes Capitel.

Euer Durchlaucht und Liebden!

„Und mögen Reiche rings vergehn,
Wechselnd von Hand zu Hand,
Dein Laub soll fort und fort bestehn
Und deine Frucht im Land.
Zerstückle nie die Axt den Baum
Und nie der Säge Gier
Den schönsten Baum im ganzen Raum
Von Lizard-Point bis hier."
(Tennyson.)

Es war eilf Uhr Morgens und auf dem Rathskeller der herzoglichen Residenz nahmen die pensionirten Beamten, die nichts mehr zu thun hatten, nach und nach ihre stets respectirten Lieblingsplätze ein neben den älteren Kaufleuten, die das „Geschäft" ohne Sorge ihren Nachfolgern überlassen konnten, und den wenigen Leuten, die nie etwas gethan hatten in ihrem Leben, weil sie Geld genug ererbten von fleißigern Vätern. Auch fand sich wohl schon ein Rath oder ein Secretär ein, dem ein freundlicher Chef das etwas frühzeitige Verlassen der Bureauzimmer nachsah.

Die Gaststube im Rathskeller war das allgemeine Versammlungszimmer der großen Familie, welche die Residenz bewohnte; die Leute waren alle untereinander verwandt, verschwägert und mehr oder minder be=

freundet und befeindet, etwas Fremdes oder Unbekanntes konnte gar nicht aufkommen unter ihnen. Verlief sich zuweilen ein Fremder, ein Durchreisender auf den Rathskeller, was allerdings selten genug der Fall war, so mochte ihn wohl ein Gefühl der Bangigkeit beschleichen, denn er fand sich unter Freundlichen und Höflichen, die sich lebhaft in der lieben deutschen Frau Muttersprache unterhielten, von deren Unterhaltung er aber doch nicht im Stande war, etwas zu begreifen. Er konnte irre werden an sich, denn er vernahm deutsche Worte und verstand sie nicht, er hörte Scherze und die Männer schauten sich einander gerührt an, dafür wurden schaurige Redensarten gewechselt mit lachendem Angesicht. Der ganze Rattenkönig deutscher Vettermichelei macht sich vernehmbar in solch einem Rathskeller.

Da saßen sie auf ihren altmodischen Stühlen mit Steiflehnen und blauem Kattun überzogenen Polstern in ihren nicht sehr saubern „Wirthshausröcken," die noch viel weniger saubern Tabakspfeifen im Munde, da saßen sie die Honoratioren der Residenz; Honoratioren nur noch, keine Patricier mehr, trotz des Rattenkönigthums, nur noch Individuen, nicht mehr Vertreter bevorrechteter Geschlechter.

Seit die Aemter, welche die Patricier einst aus Standespflicht unentgeltlich verwaltet hatten, bezahlten Beamten übertragen wurden, da schrumpfte das Patricierthum zu einem Honoratiorenthum zusammen, dessen Namen wahrscheinlich am richtigsten von dem Honorar, von dem Ehrensold für ihr Amt abgeleitet

wird. Vom Patriciertthum waren nur die Zöpfe noch da, die Köpfe und die Männer, die einst an diesen Zöpfen gesessen, die waren verschwunden.

Heut saß ein Fremder, ein wohlgekleideter, blasser, junger Mann an einem Fenster des Rathskellers in der herzoglichen Residenz, er blickte zuweilen trübe hinaus auf die schmutzige, schlecht gepflasterte Straße, bald verwundert genug in die Wirthsstube, die sich allmählich zu füllen begann.

„Gieb der Lotte einen Rippenstoß," rief Einer der Herren dem Wirth zu, „der „Lange" kommt gleich und Du weißt, Bruder, daß er den Proceß gewonnen hat."

„Hat er?" rief der Wirth, „ich hätte es nimmer geglaubt, der Stadtrichter war anderer Ansicht!"

„Er hat gewonnen," bestätigte ein Anderer, „meine Tochter sagte es mir gestern schon, die hatte es von der Barnewitz und daß die Barnewitz es wissen kann, daran zweifelt wohl Keiner?"

Die ganze Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus, der Wirth aber ging hinaus mit seinem Heber, um von einem besonders geschätzten Fasse, welches von den Gästen die „alte Lotte" genannt wurde, einen Trunk zu holen für den „Langen," der seinen Proceß gewonnen. Das nannte man der alten Lotte einen Rippenstoß geben.

Gespräche der Art, die sich lediglich um kleine Dinge, um ganz persönliche Verhältnisse drehten, wurden mit einer gewissen schläfrigen Behaglichkeit geführt und selbst der Wein, der ziemlich stark ge=

trunken wurde, erzeugte weder größere Lebhaftigkeit noch brachte er das Gespräch auf ein besseres Thema.

„Reich mir mal das Blatt," rief endlich ein Advocat, „der Postmeister hat mir gesagt, es kämen etliche von des hochseligen Herzogs Wagenpferden zur Auction, vielleicht paßt sich eines davon zu meiner Bläsſe!"

„So herunter ist noch keines von den Pferden, daß es zu deiner Bläſſe paßte!" antwortete der andere und reichte dem Advocaten die einzige wöchentlich ein Mal erscheinende Zeitung der Residenz, einen halben Bogen im mäßigsten Quartformat.

„Seid still, der Lange studirt!" sagte ein alter Kaufmann lustig, als der Advocat die Brille aufſetzte, um zu lesen.

Die genügsame Gesellschaft lachte fröhlich über diesen Scherz, welchen der alte Krämer wenigstens schon dreißig Mal bei ähnlichen Gelegenheiten gemacht hatte.

„Nein", rief der Advocat, der in das Blatt geblickt hatte, überrascht, „seid wirklich still, habt ihr das Blatt schon gelesen?"

„Ich lese es immer erst Nachmittags nach Tische!" sagte Einer.

„Ich lese es niemals!" antwortete ein Anderer.

„Ist wirklich einmal was drin?" fragte ein Dritter.

„So lies doch!" drängte ein Vierter.

Die ganze Gesellschaft nannte sich unter einander „Du," was nicht Vetter war, das war zum wenigsten doch Gevatter, endlich las der Advocat laut:

„Ihro Durchlauchten der Prinz Carl Aemil und die Frau Prinzeß Ludovike Sibylle werden von Paris kommend heute hier eintreffen und in den für sie in Bereitschaft gesetzten Zimmern auf dem herzoglichen Residenzschlosse abtreten."

Staunend blickte die ganze Gesellschaft den Vorleser an, der aber fragte stolz, als habe er das Vaterland gerettet: „Was sagt ihr nun?"

Tiefe Stille folgte dieser Frage, offenbar wußte Niemand, was er zu dieser überraschenden Neuigkeit sagen sollte, denn eine überraschende Neuigkeit war das gewiß, das verriethen die weit aufgerissenen Augen und die hängenden Unterlippen der Honoratioren hinlänglich.

„Man merkt, daß der alte Herzog todt ist!" sagte endlich Einer mit einer Wichtigkeit, als ob er die tiefste politische Weisheit großmüthig ausschenke.

„Wahrlich, Du hast Recht," bestätigte der Nebenmann und schlug mit der Faust auf den Tisch, „bei Lebzeiten des hochseligen Herzogs hat der Prinz niemals im Schloß logirt."

Das mußte ein unbestreitbares Factum sein, denn nicht Einer widersprach, und Alle neigten zustimmend die weisen Häupter. Danach aber, nachdem sich Alle von ihrer ersten Ueberraschung erholt und einmal kalt nachgetrunken hatten, erhub sich ein Wortgewirr ohne Gleichen, dieweil fünf oder sechs der Herren zugleich sprachen und Jeder zuerst sagen wollte, was er von dem Hader wußte, in welchem sich der jüngst verstorbene Herzog mit seinem Vetter, dem Prinzen,

bei Lebzeiten befunden. Da wurden denn die sonderbarsten und unglaublichsten Geschichten erzählt, man hätte den verstorbenen Herzog, der einer der feinsten und schlauesten Diplomaten seiner Zeit gewesen, geradezu für einen Cretin halten müssen, wenn auch nur der hundertste Theil wahr gewesen von dem, was diese guten Leute hier mit dem ernsthaftesten Gesichte erzählten. Nichts war so wunderbar, wie der Scharfsinn, mit welchem sich diese guten Philister der geheimsten Gedanken eines ehrgeizigen Fürsten bemächtigt zu haben glaubten, und nichts war so rührend wie die Gutmüthigkeit, mit der sie den hirntollsten Gevatterklatsch für die reinste Wahrheit annahmen und wieder ausgaben.

Der junge Mann am Fenster, der das schwarzweiße Band des preußischen eisernen Kreuzes im Knopfloch trug, nahm, seit der Artikel über die Ankunft des Prinzen Carl Aemil vorgelesen worden war, mehr Interesse an dem Gespräche der Leute, das ihm vorher völlig unverständlich gewesen war; er mußte mit den Verhältnissen des herzoglichen Hofes vertrauter sein als die Honoratioren, denn so zurückhaltend er war, so konnte er doch nicht immer das spöttische Lächeln unterdrücken, welches um seine Mundwinkel zuckte.

„Ich habe mich gar nicht gewundert, daß der Prinz kommt und im Schloß wohnt," bemerkte jetzt ein junger Mann hochmüthig, obwohl er mindestens eben so erstaunt gewesen war wie die Andern, „der alte Freiherr von Bylandt ist ja seit des hochseligen Herzogs Tode kaum vom Schloß heruntergekommen,

er ist nur ein Mal nach Scheurenschloß gefahren und gleich am andern Morgen wiedergekommen!"

„Kunze hat Recht," schrie jetzt ein Anderer, „der Prinz und der alte Bylandt, das ist ganz dasselbe, wie Hand und Handschuh; übrigens braucht sich Keiner zu wundern, daß der Prinz im Schlosse wohnt, wäre auch geschehen, wenn der alte Herr noch lebte, hatten sich ja mit einander ausgesöhnt der Herzog und der Prinz, im Blatt hat ja die Vermählung mit der osterburgischen Prinzessin gestanden!"

„Ich sage, man merkt, daß der alte Herzog todt ist!" unterbrach der Kaufmann den Redner, er konnte unmöglich so leichten Kaufes den Satz aufgeben, bei dem ihm noch kurz zuvor alle Anwesenden zugestimmt; dieses Mal aber fand er nicht den gehofften Anklang, denn etwas geringschätzig bemerkte ein Registrator: „Die Sache liegt ganz anders als ihr denkt, der Prinz muß hierher kommen, geht gar nicht anders, versteht sich ganz von selbst!"

Ein zwanzigstimmiges „Warum denn?" erklang ringsum.

„Weil er, so zu sagen, jetzt unser Erbprinz ist!" spielte der Registrator seinen Trumpf aus.

„Oh! der Herzog ist noch jung!" warf der Advocat ein, während alle Andern in's tiefste Erstaunen versetzt waren, „er hat schon vier Kinder!"

„Vier Prinzessinnen machen noch lange keinen Prinzen!" beharrte der Registrator.

Nach einer ziemlich langen Debatte endlich sahen Alle, auch der Advocat, dieser natürlich erst zuletzt ein,

daß der Prinz Carl Aemil wirklich, so zu sagen, als Erbprinz betrachtet werden müsse, so lange aus des Herzogs Ehe kein Sohn hervorgegangen; hatten kurz zuvor die Honoratioren allein schon in der Ankunft des Prinzen etwas ganz Außerordentliches gesehen, so fingen sie jetzt an, sich ungenügsam zu zeigen, sie wollten die Gründe dieser Ankunft ganz genau erforschen, und in Zeit von nicht ganz einer halben Stunde war die Hälfte der Gesellschaft darüber einig, daß der neue Herzog abdanken und dem Prinzen Carl Aemil die Regierung abtreten werde; die andere Hälfte der Gesellschaft bestritt das natürlich aufs allerheftigste, und der Fremde im Fenster, so leidend er zu sein schien, erstickte fast vor Lachen über den Eifer, den diese guten Leute an den Tag legten.

Nach einer ziemlichen Weile erst begriffen die Klügeren unter den Streitenden die Lächerlichkeit der Aufstellung wie des Widerspruchs, ließen sich einen frischen Schoppen bringen und lehnten sich zurück, mit vornehmer Selbstzufriedenheit der Fortsetzung des Streites lauschend, der noch ziemlich lange dauerte.

Der Fremde am Fenster, der in die Residenz gekommen war, um den Leibarzt des verewigten Herzogs zu Rath zu ziehen, der besonders wegen seines Geschicks und Glücks in Behandlung von Brustkrankheiten berühmt war, machte die Bemerkung, daß die versammelten Honoratioren ganz entsetzlich schlecht über die Verhältnisse des herzoglichen Hauses unterrichtet waren und sich selbst in denjenigen Dingen

unwissend zeigten, die Jeder wissen konnte, der einigermaßen ein Interesse dafür hatte.

Er erklärte sich diese auffallende Erscheinung aus dem Umstande, daß die Stadt seit der ersten Invasion der französischen Republikaner bis zum Wiener Congreß nicht weniger als fünfmal ihren Besitzer und Beherrscher gewechselt hatte. Zur Zeit des heiligen römischen Reichs deutscher Nation hatte sie zwar auch schon zu den Besitzungen des fürstlichen Hauses gehört, war aber nicht Residenz gewesen. Erst der so eben verstorbene Herzog hatte seine Residenz in diese Stadt verlegt, das alte Bergschloß über der Stadt bedeutend erweitert und sich um den Ort überhaupt sehr verdient gemacht; was indessen sehr wenig anerkannt wurde, denn der Rattenkönig des Honoratiorenthums, der so lange die Stadt ganz unumschränkt beherrscht hatte, fühlte sich gewaltig gehemmt und gestört durch die Anwesenheit eines Hofes und Uebersiedelung der Centralbehörden des Landes. Uebrigens muß man nicht glauben, daß deshalb ein Widerwille, oder Abneigung, oder gar Feindseligkeit gegen das fürstliche, oder nunmehr herzogliche Haus geherrscht hätte, durchaus nicht, es war schlimmer als das, es regierte eine totale Gleichgültigkeit gegen das Geschlecht des Landesherrn, und man hatte für Alles, was mit dem fürstlichen Hause zusammenhing, kein weiteres Interesse, als das der gewöhnlichsten Neugierde und Klatschsucht.

Der Fremde stand plötzlich auf, öffnete das Fenster, an welchem er gesessen, und blickte hinaus; das

erregte die Aufmerksamkeit der Honoratioren, sie drängten sich alsbald hinter dem Fremden zum Fenster, denn sie nahmen an, daß draußen etwas zu sehen sein müsse, und das kam nicht allzuhäufig vor in ihrer Stadt.

Von dem Markte her trabte in die Straße ein Piqueur vor, der, wenn auch mit Trauerabzeichen, in großer Gala-Livrée war, dem Piqueur folgte in kurzer Entfernung ein offener Vierspänner, in welchem zwei Damen saßen, ein Stallmeister ritt am Schlage.

Die beiden Damen im Wagen waren nicht schön, ja, die Jüngere war fast unschön zu nennen, aber sie grüßten mit fürstlicher Herablassung nach allen Seiten und zeigten in ihrem Wesen eben so viel Einfachheit als Wohlwollen.

„Es ist die Herzogin und die älteste Prinzessin!“ sagte Einer.

„Da wird es schwer halten, diese Prinzessinnen alle zu verheirathen!“ bemerkte einer der profundesten Denker des Rathskellertisches.

„Haben Geld genug, um Männer zu finden!“ brummte ein Dritter.

„Damit allein finden sie noch keinen Prinzen!“ wies der profunde Denker den Brummer ab.

„Ich wette, die Herzogin fährt dem Prinzen Carl Aemil entgegen!“ sagte der lange Advocat plötzlich.

„Unzweifelhaft,“ stimmte ein Anderer bei, „denn sonst fährt sie ja immer nur mit zwei Pferden, ohne Piqueur und ohne Stallmeister!“

„Wenn man nur wüßte, wie weit sie führe!“ meinte der profunde Denker, „man könnte alsdann ihre Rückkehr hier erwarten, ich möchte die Prinzessin Ludovike Sibylle sehen, habe ihren Vater, den alten osterburger Fürsten gekannt, der war gut.“

„Man könnte bis dahin ein Paar Schoppen auswürfeln!“ schlug der Brummer vor.

Dieser Vorschlag wurde mit Acclamation angenommen, obwohl Niemand wußte, wann die Herrschaften zurückkehren würden.

Der Wirth brachte ein Stück Kreide und den großen Würfelbecher von schwarzem Leder. Jeder Gast machte sich vor seinem Platze fünf Striche, von denen derjenige einen löschte, der den höchsten Wurf gethan, wer den letzten Strich behielt, bezahlte die Zeche. Unaufhörlich klapperten nun Reihe um die Würfel von den herkömmlichen Scherzen begleitet und die Herren Honoratioren schienen sich sehr zu belustigen bei diesem altdeutschen Spiel; nur Einige, die lauter geringe Würfe thaten, meinten unzufrieden, man sollte lieber ein anderes Spiel versuchen; so schlugen ein paar das geistreiche Spiel: „Alle in einen Teich“ vor, drangen aber damit nicht durch.

Nach und nach wurde das Spiel sehr lebhaft, einige Herren wetteten um Kreuzer und Gulden und vertieften sich so sehr, daß die Meisten gar nicht aufstanden, als nach einer Stunde etwa die hohen Herrschaften ankamen.

In dem offenen Wagen neben der Herzogin saß jetzt Prinz Carl Aemil, Prinzeß Johanna dagegen

hatte in dem Reisewagen, der unmittelbar folgte, neben der Prinzeß Ludovike Sibylle Platz genommen.

Hinter der vierspännigen Berline kamen noch zwei zweispännige Reisewagen und zuletzt eine offene Calesche, in dieser saßen zwei Herren, die sich lebhaft unterhielten; der Fremde, der bisher die Honoratioren beobachtet hatte, beugte sich weiter aus dem Fenster, als diese Calesche vorüberfuhr, dann trat er zurück und sagte leise: „Er ist es, aber er sieht elend und erbärmlich aus, bleicher und elender noch als ich!“

Unterdessen fuhren die fürstlichen Equipagen langsam den ziemlich steilen Schloßberg hinauf, sie rollten endlich durch das Thor und an der Schloßwache vorüber, der Posten rief sein: „Heraus!“ die Mannschaft trat unter's Gewehr und der Tambour schlug den Wirbel, im nächsten Augenblick hielt der Wagen auf der Rampe; Prinz Carl Aemil half der Herzogin aussteigen und führte sie dann hinauf, während die beiden Prinzessinnen Arm in Arm folgten.

Die Ankunft mußte etwas früher erfolgt sein, als man im Schlosse erwartet haben mochte, denn erst auf der Mitte der Treppe erschienen die zum Empfang befohlenen Kammerherren, offenbar in großer Verlegenheit und gleich hinter ihnen kam der Herzog die Treppe hinunter.

„Willkommen, mein Herr Vetter!“ rief der Herzog.

„Euer Durchlaucht und Liebden haben befohlen!“ versetzte der Prinz freundlich und verneigte sich tief.

„Euer Durchlaucht und Liebden!“ wiederholte der Herzog, ein kurzer starker Herr mit kleinen Augen, der traurig aussah, aber nicht verdrießlich, kummervoll trotz seiner gesunden, rothen Wangen. Er stutzte etwas bei der cerimoniösen Anrede seines Vetters, aber gleich darauf umarmte er ihn mit einer Herzlichkeit, die gewiß nicht verstellt war. Er umarmte auch die Prinzeß Ludovike Sibylle, sagte ihr einige freundliche Worte und führte sie dann selbst in die für sie bestimmten Zimmer.

Man ließ dem prinzlichen Paar einige Zeit, sich umzukleiden und zu erholen.

Prinz Carl Aemil war allein mit seiner Gemahlin, beide sahen sich etwas befremdet an.

„Diese liebe Cousine Johanna ist ein sehr gutes Mädchen!“ sagte die Prinzessin endlich, weil ihr das längere Schweigen peinlich war.

„Und diese liebe Herzogin gefällt mir ganz wohl!“ entgegnete der Prinz.

„Und was sagst Du zu dem Herzog, mein Lieber?“ fragte die Prinzeß leise und schüchtern, „er sieht so traurig aus, hat er seinen Herrn Vater sehr geliebt?“

„Ich glaube das nicht, meine Theuere,“ antwortete der Prinz eben so leise, „der Erbprinz, der Herzog wollte ich sagen, ist immer eine ehrliche Haut gewesen, er war auch stets gut Freund mit mir; sein Vater war von anderm Holz, er konnte seinen Erbprinzen nicht leiden und gab ihm doch fast immer nach, wo der ernsthaft seinen Willen durchsetzen wollte;

der jüngere Prinz war der entschiedene Liebling des alten Herrn; es waren verzweifelte Verhältnisse hier bei Hofe und deshalb habe ich mich stets so fern als möglich gehalten, jetzt konnte ich nicht wohl anders, als hierher kommen, aber es ist mir, als wenn ich von lauter Räthseln umgeben wäre, seit ich hier eingetreten. Hast Du bemerkt, wie der Herzog sich erst fassen mußte, ehe er mich umarmte?"

„Ich habe es wohl bemerkt, Lieber," entgegnete die Prinzessin, „aber ich habe auch bemerkt, daß er Dich nachher sehr herzlich umarmte und auch mich!"

„Das ist eben das Räthsel!" sagte der Prinz trübe, „und dieser Bylandt, mein ältester Diener, er kommt mir wie ein alter Freund entgegen; sobald ich aber frage, wird er verschlossen wie ein venetianischer Staats-Inquisitor, was ist das? was haben diese Menschen hier vor? um was für ein schauderhaftes Geheimniß handelt es sich? ich will nichts zu thun haben mit dem Kram, ich will nichts wissen von den verwickelten Intriguen des alten Herzogs, verdammt, ich will nichts wissen!"

Der Prinz wurde heftig, doch beruhigten ihn die Liebkosungen und zärtlichen Worte der Prinzessin bald wieder uud endlich ging er, sich zur Tafel umzukleiden und auch seiner Gemahlin Zeit dazu zu lassen. Kaum war er angekleidet, so verlangte er nach Baldamus; der Kammerdiener entschuldigte den Domänenrath, der ihm aufgetragen hatte, Seiner Durchlaucht zu melden, sein Bruder, der Studiosus, sei angekommen.

„Ich habe niemals einen Bruder gehabt!“ sagte der Prinz, der immer verdrießlich wurde, wenn etwas geschah, was ihm nicht recht war, doch war er weit entfernt deshalb dem Domänenrath zu zürnen.

„Bitten Sie den Herrn Baron von Bylandt zu mir!“ befahl er dem Kammerdiener.

„Euer Durchlaucht verzeihen . . . . .“

Der Diener wollte eben melden, daß der Baron von Bylandt bei dem Herzoge sei, und das würde jedenfalls einen tüchtigen Zornausbruch zur Folge gehabt haben, denn zwei Versagungen auf einmal mußte man der Geduld oder vielmehr der Ungeduld des Prinzen nicht zumuthen; glücklicherweise trat der Baron in diesem Augenblick unangemeldet ein.

„In Euer Durchlaucht Vorzimmer war Niemand, der mich hätte melden können!“ sagte der Baron sich entschuldigend.

Der Kammerdiener entfernte sich ohne weiter einen Wink abzuwarten. Der Prinz aber, der seine Laune eben so schnell wieder zu finden als zu verlieren pflegte, lachte seinem getreuen Freunde und Diener ganz ungenirt ins Gesicht und rief: „So sagen Sie mir doch, mein alter lieber Bylandt, sind Sie denn toll oder bin ich's? ich finde Sie ganz anders, als ich mir gedacht, ich finde nichts als Complimente und eine unbillige Menge von Zurückhaltung, wo ich sonst Rathschläge und Offenheit fand; sagen Sie mir, mein alter Freund, was ist hier vorgegangen, welches Geheimniß lastet auf Ihnen? ich habe wahrhaftig nicht Lust, noch länger in diesem Spiel mitzuspielen.“

„Mein theurer Prinz,“ entgegnete der alte Reichsbaron beinahe weich, „hören Sie auf die Bitte eines Mannes, der Sie mehr liebt, als ein Vater seinen Sohn lieben kann, drängen Sie mich jetzt nicht, mein Herz ist so voll, daß ich das Geheimniß kaum noch bewahren kann Ihnen gegenüber, aber ich habe dem hingeschiedenen Fürsten meine Hand darauf gegeben, Ihnen das Geheimniß, das er mir auf dem Todbette anvertraute, nur in Gegenwart seines Sohnes und vor zwei Zeugen, von denen der eine von dem Herzoge, der andere von Eurer Durchlaucht zu wählen ist, mitzutheilen. Ich ahne, daß der hingeschiedene Herr einen guten Grund zu dieser Verfügung gehabt hat; machen Sie es mir nicht zu schwer, mein theurer Prinz, Wort zu halten einem Todten, der mein Feind war, so lange er lebte, und in der letzten Stunde noch mir Genugthuung gab, die er mir vierzig Jahre hindurch hartnäckig verweigert hatte. Ich theile wahrhaftig nicht die Besorgnisse, welche hier ein Herz bedrücken, aber man glaubt mir nicht und ich muß doch meinen Prinzen, meinen Carl Aemil, besser kennen als die andern alle zusammen.“

„Lieber Rolemann.“ nahm der Prinz, der immer rasch erweicht war, sobald man nur menschlich einfach zu seinem Herzen zu reden verstand, freundlich das Wort; „fürchten Sie nichts von meiner Neugierde, ich werde Sie nicht drängen. Sie wissen, daß ich wahrhaftig nicht der Mann bin, der Ihnen auch einer eine unangenehme Viertelstunde geflissentlich bereiten würde, obgleich ich, allerdings ohne Absicht und

gegen meinen Willen, Ihnen Kummer und Verdruß genug gemacht habe. Sagen Sie mir einfach, mein alter Freund, wann soll die Mittheilung erfolgen? denn ich bekenne Ihnen offen, daß ich hier nur so lange bleiben werde, als es unumgänglich nothwendig ist; meine Gemahlin brennt vor Begierde, das Scheurenschloß zu sehen, der närrische Mensch, der Baldamus, hat ihr soviel von unseren Sammlungen erzählt, daß ich große Eile habe zu Hause zu kommen, und überdem gefällt es mir hier nicht sehr, es fröstelt mich in diesem Schloß!"

„Der Herzog hat mir aufgetragen, Euer Durchlaucht zu fragen," begann der Freiherr wieder in seiner gewöhnlichen gemessenen Weise, „ob es Denselben gelegen, gewisse Mittheilungen heute Abend nach der Tafel, gegen acht Uhr etwa, entgegen zu nehmen!"

„Das ist doch ein Wort," rief der Prinz erfreut, „also heute noch? ist mir sehr lieb, vielleicht kann ich mich dann morgen schon losmachen und wir fahren übermorgen nach dem Scheurenschloß; ist die Chaussee jetzt ganz fertig?"

„Beinahe, so gut wie ganz!" entgegnete der Baron.

„Dann fahren wir vier, höchstens fünf Stunden von hier bis zum grünen Gitter!" Der Prinz lachte und rieb sich vergnügt die Hände, man sah es ihm an, welche Freude es für ihn war, seine Gemahlin in's Scheurenschloß zu führen.

„Wollen Sie sich gnädigst erinnern, Durchlaucht," ihm der Freiherr das Wort wieder, „daß Hochdie-

selben noch eine Persönlichkeit zu bestimmen haben, welche in der Eigenschaft eines Zeugen meinen Mittheilungen heute Abend zu assistiren hat."

„Nun, Baldamus," rief Prinz Carl Aemil, „das versteht sich ja ganz von selbst," setzte er hinzu, „oder haben Sie etwas dagegen, Baron Bylandt?" Die Frage klang scharf und unmuthig, der Prinz fürchtete schon einen Angriff auf seinen Liebling.

„Oh nein," entgegnete der Reichsfreiherr kopfschüttelnd, „ich habe gar nichts gegen den Herrn Domänen-, so wie auch Kammerrath Baldamus, angesehen, daß sich derselbige in dieser letzten Zeit über alle meine Erwartung als ein zuverlässiger, sorgsamer und umsichtiger Diener Eurer Durchlaucht gezeigt hat; hätte zuvor solches nicht für möglich gehalten, bekenne hiermit, ein gänzlich ungerechtfertigtes Vorurtheil gegen die Herren Poeten geheget zu haben, sehe vielmehr, daß solche wohl tauglich sind selbst zu importanten Geschäften."

Der Freiherr erging sich noch eine ziemliche Weile in Lobeserhebungen höchst schmeichelhafter Art für den Domänenrath, die den Prinzen zugleich ergötzten und erfreuten, und lachend gab er endlich auf sehr zweideutige Weise dem alten feinen Herrn das Versprechen, seine vollkommene Satisfaction dem Domänenrath nicht verrathen zu wollen, damit der junge Mann nicht übermüthig dadurch gemacht werde und sich auf eine falsche Seite lege.

Es versteht sich von selbst, daß der Prinz vor Begierde brannte, dem Domänenrath die wohlgesetz-

ten Lobsprüche des Hofchefs mitzutheilen und gehörig darüber zu lachen, er war beinahe verdrießlich, daß Baldamus gemeldet wurde, als der Baron noch zugegen war und er also seine Lust verschieben mußte. Er bemerkte auch nicht gleich, daß der Domänenrath bleich und trauriger noch als gewöhnlich, ja wirklich bestürzt aussah, sondern wandte sich erst an den Kammerdiener und sagte ihm befehlend: „Der Herr Baron von Bylandt wird niemals gemeldet, Schlegel, er hat immer und zu jeder Stunde Zutritt zu uns, ganz wie sonst in Scheurenschloß und in Pendergracht, der Herr Domänenrath Baldamus wird nur angemeldet, wenn ich nicht allein bin!“

Mit feinem Verständniß machte der Prinz einen Unterschied zwischen seinem ältern und seinem jüngern Freunde. Der Unterschied bedeutete an sich nichts, er schützte aber den Freiherrn in seiner höhern Würde, auch nahm Baron Bylandt sofort eine Hochmuths-Prise und sah etwas von oben herab auf den Dichter.

„Ihr Bruder ist hier, Baldamus?“ wendete sich der gütige Fürst an seinen Freund.

„Der unglückliche Mann ist hier, Durchlaucht,“ erwiederte der Dichter und eine Thräne trat in sein Auge, „er sucht hier ärztliche Hülfe; denken Sie, Durchlaucht, diese mächtige Kriegergestalt, dieser Hüne, den seine Kameraden den Lieutenant Baldamfeind nannten, er ist brustkrank, unheilbar brustkrank, wie er sagt!“

„Unheilbar? dummes Zeug!“ rief der Prinz in gutmüthigem Eifer, „schicken ihn nach Nizza, wird

wieder gesund, verlaß Dich d'rauf, Martin! Bring' mir den langen Menschen her, habe ihn noch in Paris gesehen, nämlich Anno 14, bring' mir ihn her!"

Baldamus dankte, fuhr aber dann hastig fort: „Durchlaucht, es ist noch etwas geschehen, etwas Unerklärbares!"

Der Prinz sah den Dichter verwundert an.

„Hotspur ist fort," rief Baldamus im Tone höchster Trauer, „Wilhelm sagt, er habe ruhig auf dem Wagen gesessen, bis wir in das Schloß eingefahren, dann hätte er sich plötzlich scheu umgesehen, wäre vom Wagen gesprungen und mit großen Sätzen in's Feld hineingerannt."

Der Prinz und der Baron brachen jetzt in ein lautes Lachen aus, das dem guten Domänenrath so unangenehm klang, daß er sich beinahe ernstlich erzürnt hätte.

„Excellenz haben schon früher zuweilen über meine Liebe zu Hotspur gespottet —" begann er gereizt.

„Ruhig, Martin!" rief der Prinz noch immer lachend, „Du bist früher nicht mit Hotspur hier gewesen, wir lachten über Deinen Kummer und über Dein trauriges Gesicht, Freund, weil Du nicht Ursache hast, um Hotspur besorgt zu sein. Der gute Hund hat eine Aversion vor diesem Schloß, vor einigen Jahren haben wir's öfter probirt, wir haben ihn hierher gebracht, sobald er aber frei war, ist er stets davongelaufen und hat seinen Rückweg nach dem Scheurenschloß genommen. Beunruhige Dich weiter nicht, Hotspur meldet uns an im Scheurenschloß, das ist Alles."

Baldamus blickte den Prinzen fest an, dann sagte er hastig: „Durchlauchtigster Prinz, ich bliebe in Ihrer Stelle keine Stunde in einem Schloß, vor dem Hotspur solche Abneigung hat; ich habe Eurer Durchlaucht oft bewiesen, daß die instinctmäßigen Ab- und Zuneigungen der Hunde sehr triftige Gründe haben."

„Da haben wir wieder den ganzen Herrn Poeten!" bemerkte der Baron und nahm eine Prise.

„Ich theile vollkommen die Abneigung Hotspur's gegen dieses Schloß," bemerkte der Prinz verständig, „wahrhaftig, hätte ich nicht als Mensch und Prinz verschiedene Rücksichten zu nehmen, welche Hotspur in seiner vorzüglichen Eigenschaft als Hund nichts angehen, ich machte es gerade wie er und liefe schnurstracks nach dem Scheurenschloß."

Offenbar hatte Baldamus noch allerlei Einwendungen zu machen, der Prinz aber ließ ihn nicht wieder zu Worte kommen, sondern befahl ihm, sich auf sein Zimmer zurückzuziehen und sich zur Tafel umzukleiden, da ihm kaum noch eine halbe Stunde dazu übrig bleibe.

Der Prinz begab sich, nachdem sich Baldamus etwas verdrießlich entfernt, begleitet von dem Freiherrn, zu seiner Gemahlin, wo er die vier Prinzessinnen, Töchter des Herzogs, fand, welche mit der liebenswürdigen Cousine bereits Bekanntschaft gemacht hatten. Die drei jüngern Prinzessinnen waren viel hübscher als ihre älteste Schwester, die gute Prinzeß Johanna, standen ihr aber sowohl an Geistes- wie

an Herzensgaben bedeutend nach. Diese kleinen, hübschen, aber unbedeutenden Cousinen gereichten dem prinzlichen Paare jedoch zu einem gewissen Trost, sie waren wenigstens nicht geheimnißvoll, ganz und gar nicht, und zerstreuten durch ihre laute Munterkeit in Etwas wenigstens die trüben Eindrücke, durch Lachen und Plaudern die Zeit bis zur Tafel ausfüllend.

Vierunddreißigstes Capitel.

Fast hundert Jahre.

„Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling über's Land,
So webt er Dir aus Blüthen
Ein schimmernd Brautgewand.
Auch mir stehst Du geschrieben
In's Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name, mir so traut.
Und stechen mich die Dornen
Und wird mir's drauß zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen
Und reit' in's Neckarthal!
(J. V. Scheffel.)

Die Tafel war vorüber, offenbar zur Freude aller, die daran Theil genommen, denn die Aengstlichkeit, die Traurigkeit, welche der Herzog zeigte, konnten zuletzt keinem der Anwesenden entgehen. Prinz Carl Aemil wurde nachdenklich; die Herzogin, welche sich sehr vor Aufsehen aller Art fürchtete, wurde peinlich, die höheren Hofbeamten, welche zur Tafel befohlen waren, sprachen kein Wort; sie hatten eine wohl anständige Entschuldigung, die Trauer um ihren hingeschiedenen Herrn, wenn sie sich auch im Grunde mehr um ihre eigene Stellung kümmerten, die noch keineswegs gesichert war, da der Herzog auffallender Weise bis jetzt gezögert hatte, seinen Hofstaat zu bilden.

Die Herren legten die Unruhe, die Aufregung, die sie an ihrem Gebieter bemerkten, nicht zu ihrem Vortheil aus. Der Baron von Bylandt aß nicht und sprach nicht, er war ein Gegenstand geheimen Grauens für die herzoglichen Hofstaaten; sie wußten, daß ihn der hochselige Herzog hatte holen lassen in der Nacht, da er starb, sie betrachteten ihn wie die Wolke, welche das Wetter birgt, dessen Ausbruch man fürchtet. Baldamus, der mit einem herzoglichen Cabinetssecretär unten an der Tafel saß, verstand seine Partie viel zu gut zu nehmen, als daß er sich hätte hinreißen lassen können, eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Es würde wahrscheinlich Grabesstille bei Tafel geherrscht haben, wenn nicht die Prinzeß Ludovike Sibylle mit einer edlen Aufopferung, für die ihr die Herzogin mehrmals verstohlen die Hand drückte, ihre jungen Cousinen zum Sprechen gebracht und auch zuweilen den Herren fragender Weise ein Wort abgepreßt hätte.

So war denn endlich, wie gesagt zu großer Befriedigung Aller, die Tafel aufgehoben worden, und kaum hatten sich die hohen Herrschaften in die innern Gemächer zurückgezogen, als die andern Gäste auch spurlos verschwunden waren.

Baldamus war eben im Begriff, den Saal zu verlassen und zu seinem Bruder zu gehen, der ihn auf seinem Zimmer erwartete, als der Baron von Bylandt seinen Arm ergriff und ihn in ein Nebenzimmer führte, wo er mit bewegter Stimme zu ihm sagte: „Herr Domänenrath Baldamus, der Dienst

unseres Prinzen verlangt gebieterisch Ihre Gegenwart bei einer Verhandlung, wie sie vielleicht noch niemals vorgekommen ist in einem fürstlichen Hause. Unser Prinz hat Sie zu seinem Zeugen dabei ernannt, vielleicht ist noch nie einem so jungen Manne ein solcher Beweis von Vertrauen gegeben worden. Ihre Anhänglichkeit an den Prinzen ersetzt, was Ihnen an Lebensjahren und Dienstjahren fehlt. Herr Baldamus, ich schätze Sie sehr, aber ich kann Ihnen in diesem ernsten Augenblick nicht verhehlen, daß ich mehr Ihretwegen ängstlich bin, als des Prinzen wegen. Ein Wort, mein lieber junger Freund, nur eins, denn ich darf nicht mehr sagen, der Prinz wird einen Augenblick zögern, das ist natürlich; vielleicht fragt er Sie, seinen Freund, um Rath, mich darf er nicht fragen, oder vielmehr ich darf ihm nicht antworten. Sie aber dürfen antworten, müssen antworten, oh, lieber junger Freund, dann bedenken Sie, daß Großmuth die beste Politik ist."

„Ich verstehe Sie nicht, Excellenz!" sagte Baldamus aufrichtig, als der Baron schwieg, obwohl er sich durch die tiefe Bewegung des alten Herrn mit ergriffen fühlte.

„Ich glaube es," flüsterte der Baron, „aber vergessen Sie nicht: Großmuth ist die beste Politik! Man kommt!"

Es war ein Diener, welcher die Zimmer der ganzen Reihe heller erleuchtete, als sie es bisher waren.

Jetzt, als es ganz hell war, bemerkte der Dichter erst, daß der Baron todesblaß war. Es kam ein

unheimliches Gefühl über den jungen Mann, die Angst vor einem nahen Unglück krampfte sich heftig in seiner Seele.

Da trat ein Geistlicher in Amtstracht ein, grüßte mit feierlicher Würde und sprach: „Vor einer Stunde habe ich eine Zuschrift Seiner Durchlaucht des Herzogs erhalten, in welcher mir aufgegeben wird, mich bei Euer Excellenz zu melden und Ihnen anzuzeigen, daß ich an der Verhandlung dieses Abends Theil nehmen soll und zwar als Zeuge Serenissimi."

„Ich freue mich, daß ein Geistlicher zugegen sein wird," sagte der Baron, die Hand des Ober-Hof-Predigers ergreifend und mit großer Herzlichkeit drückend, „das hat Seine Durchlaucht sehr gut gemacht. Halten Sie vor dem Beginn der Verhandlung ein Gebet, hochwürdiger Herr, daß der allmächtige Gott die hohen Herren beide stärke und uns dazu, und Keinen in Versuchung führe, hören Sie, nicht in Versuchung führe!"

Der Geistliche schien betroffen über die Sprache, die er vernahm, doch faßte er sich rasch, sein Amt machte ihn vertrauter mit dergleichen Ueberraschungen, wenn auch in minder hohen Sphären.

Der alte Reichsfreiherr sah nach seiner Uhr, dann nahm er den Arm des Geistlichen und sprach feierlich: „Die Stunde ist gekommen, folgen Sie uns, Herr Baldamus!"

Um dieselbe Minute fast trat der Herzog zu dem Prinzen Carl Aemil und sagte leise: „Man erwartet uns, mein Herr Vetter, kommen Sie." Der Prinz

stand sogleich auf und empfahl sich der Herzogin und den Prinzessinnen. Er war erschrocken, als er sah, daß der Herzog seine Gemahlin beinahe außer sich umarmte und seine Töchter küßte, während er ganz vergaß, sich bei der Prinzeß Ludovike Sibylle zu verabschieden. Verstört und ängstlich blickten die Frauen den beiden Herren nach.

„Sie sind krank, mein lieber Herr Vetter!" sagte der Prinz zu dem Herzoge, als sie den Salon verlassen hatten.

„Nein, ich bin nicht krank, nein, aber ich werde es, wenn das noch länger dauert!" versetzte der Herzog und schritt weiter.

Im nächsten Zimmer stand ein Offizier der Schloßwache und der Kammerdiener des Herzogs.

„Ist Alles versammelt?" fragte er den Kammerdiener.

Dieser zeigte ihm drei Finger.

„Benno," wendete sich der Herzog jetzt zu dem Offizier, „Sie nehmen sechs Mann und besetzen den Eingang zu den Zimmern weiland Sr. Durchlaucht des hochseligen Herzogs, Sie lassen Niemand eintreten, und nur den austreten, der Ihnen diesen Ring zeigt."

„Zu Befehl, Durchlaucht!" antwortete der Offizier und entfernte sich mit militärischem Gruß, nachdem er den Siegelring, den ihm der Herzog zeigte, genau betrachtet hatte.

„Ich konnte die Wache nicht eher aufziehen lassen," flüsterte der Herzog dem Prinzen zu, „es soll

Niemand die drei Personen kennen lernen, welche dieses Geheimniß theilen, jetzt folgen Sie mir, mein Herr Vetter!"

Der Prinz entgegnete kein Wort, das Geheimnißvolle, Räthselhafte umspann seine Seele, er ging schweigend neben dem Herzoge her.

Die Wache stellte sich eben auf, als die beiden Vettern den Eingang der Zimmer des verstorbenen Herzogs erreichten; langsam durchschritten sie drei oder vier matt erleuchtete Räume, endlich öffnete der Herzog die Thür des Schlafgemachs, in welchem sein Vater gestorben war. Der Prinz athmete freier auf, als er seine beiden Getreuen sah, wenn auch deren bleiche Gesichter seine Besorgnisse nicht zerstreuten, sondern vermehrten; denn er konnte sich wohl denken, daß es sich hier um höchst traurige Geheimnisse des fürstlichen Hauses handeln müsse, nur begriff er all' diese ängstlichen Vorkehrungen nicht und sah sich höchst unbehaglich durch das Sterbezimmer berührt, in welchem noch die vollste Unordnung herrschte.

Schweigend nahmen die fünf Herren Platz um einen runden Tisch, der vor dem Bette stand, in welchem der alte Herzog gestorben war. Alle waren sichtlich tief bewegt, am auffallendsten war es der Herzog, auf seinem Antlitz wechselten Röthe und Bläffe mit einer fieberhaften Schnelligkeit; er hatte sich die Uniform aufgeknöpft, man sah ihm an, daß er sich mit höchster Anstrengung nur einigermaßen ruhig hielt; dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und mit heiserer, beinahe verlöschender Stimme

sagte er: „Die beiden Herren müssen einen Eid leisten, mein Herr Vetter nicht!"

„Schwören Sie, meine Herren, das Geheimniß der Dinge zu bewahren, die Sie hier erfahren werden!" sagte der alte Reichsbaron mit tiefer Stimme und befehlender Handbewegung.

Der Domänenrath sah den Geistlichen an, der mit Recht Bedenken trug, einen Eid zu leisten, der so gebieterisch verlangt wurde; kaum bemerkte der Herzog, daß der Hofprediger zögerte, so stand er auf und sprach feierlich: „Bei meinem fürstlichen Wort, Sie erfahren hier nichts, zu dessen Anzeige Sie durch Ihr Gewissen, oder durch die Gesetze gezwungen wären, das muß Ihnen genügen."

„Es genügt mir!" entgegnete der Geistliche ernst, erhub sich und schwur mit erhobener Hand, das Geheimniß zu bewahren. Baldamus folgte seinem Beispiel.

„So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum zur ewigen Seligkeit!" schloß der Hofprediger.

„Nun beginnen Sie!" rief der Herzog dem Freiherrn zu, indem er sich wieder niedersetzte und den Andern ein Zeichen gab, sich ebenfalls zu setzen, denn bei der Eidesleistung hatten Alle gestanden.

„Es sind fast hundert Jahre jetzt," begann der Freiherr ernst, „als der Fürst Carl Aemil Claudian ohne Neigung, aber gehorsam den Befehlen seines regierenden Herrn Oheims, noch in seiner Minorennität sich vermählte mit der Prinzessin Eleonore aus dem nunmehr erloschenen gräflichen Hause von Manderscheid, während am selben Tage der Prinz

Florus Carl, sein jüngerer Bruder, die Prinzessin Vera Jucunda, die ältere Schwester der Fürstin Eleonore, heimführte. Beide Ehen waren nicht glücklich und längere Zeit auch nicht mit Nachkommenschaft gesegnet. Die Prinzessin Eleonore lebte in steter Angst vor dem wilden Jähzorn ihres Gemahls, und statt denselben durch milde Nachgiebigkeit zu versöhnen, zu sänftigen, ließ sie sich durch die Bosheit ihrer älteren Schwester, vor welcher sie einen unbegrenzten Respect hatte, verführen, den Zorn ihres Gemahls bei jeder vorkommenden Gelegenheit zu reizen und zu erregen; das hatte ihr die Schwester gerathen als ein untrügliches Mittel, endlich die Herrschaft zu gewinnen über den wilden Zorn des Gemahls. Die Prinzessin Vera Jucunda dagegen verachtete den Prinzen Florus Carl, ihren Gemahl, weil er in brüderlicher Anhänglichkeit an seinen Bruder sich nicht zu den herrschsüchtigen Intriguen herzugeben vermochte, welche seine Gemahlin überall anzuspinnen versuchte, weil sie es nicht ertragen konnte, daß ihre jüngere Schwester eine regierende Fürstin des Reiches war, während sie nur eines nachgeborenen Prinzen Gemahlin. Trotz dieses Unfriedens, der oft in entsetzlichen Vorfällen sich kund gab und selbst im Lande kein Geheimniß blieb, wurden die Ehen der beiden Brüder nach einander mit mehreren Kindern gesegnet, die indessen alle im zartesten Alter, kaum einige Tage alt, wieder starben. Da begab es sich, daß die beiden Schwestern wieder guter Hoffnung waren und auf Andringen der Prinzeß Vera Jucunda

von dem Fürsten verlangten, er solle sie ihre Niederkunft hier in diesem Schlosse, das damals ziemlich verfallen war und wenig von der fürstlichen Familie besucht wurde, halten lassen. Der Fürst liebte diese Stadt nicht, er hoffte auf die Geburt eines Erben, er wünschte, daß derselbe auf einer der alten Stammburgen seines Geschlechtes mitten unter der Bevölkerung geboren werde, die seinem Hause seit undenklichen Zeiten angehörig, er weigerte sich, das Verlangen der beiden Schwestern zu erfüllen, und sein Bruder Carl Florus war gleicher Ansicht mit ihm. Die Fürstin würde sich gewiß dem Wunsche ihres Gemahls gefügt haben, aber ihre Schwester, die Prinzessin Vera Jucunda, bestärkte sie in einem hartnäckigen Bestehen auf ihrer Forderung; es kam zu einem Auftritt, in welchem der maßlose Jähzorn des Fürsten alle Grenzen überstieg, er mißhandelte die beiden Frauen, ohne ihre Umstände zu berücksichtigen, auf's Fürchterlichste, so daß man für deren Leben fürchtete, und mitten in diesen Gräueln stieß die Prinzeß Vera Jucunda den Fluch aus, daß der wahnsinnige Jähzorn des Fürsten seiner Nachkommenschaft anhängen möge in ewige Zeit und sie bis zum Wahnsinn treiben, um der Missethat des Fürsten willen. Solcher Fluch hat den Fürsten entsetzt, er kam zu sich, und wie er sonst ein edler und wackerer Herr war, so bereuete er scharf und bat demüthig sein Weib um Verzeihung, die ihm auch gewährt wurde."

Der Baron hielt hier einen Augenblick inne und sah auf seinen Prinzen, der hier zum ersten Mal den

wahren Grund des furchtbaren Leidens erfuhr, das seinen Großvater und Vater im Wahnsinn hatte enden lassen, das ihn selbst verfolgt hatte sein ganzes Leben hindurch. Aber Carl Aemil blickte nur traurig, nicht irr vor sich nieder, der Fluch mußte von ihm gewichen sein.

„Weiter, weiter!“ befahl die heisere Stimme des Herzogs.

„Der Fürst,“ fuhr der Baron mit hohem Ernst fort, „gab den fürstlichen Frauen nach und erlaubte ihnen, ihre Niederkunft auf diesem Schlosse zu halten, während er selbst die Residenz auf seinem geliebten Scheurenschloß nahm.“

„Weiter! weiter!“ heischte der Herzog und stierte den Prinzen an, als habe der zu erzählen.

„Geben Sie Achtung, meine Herren,“ der Baron erhob seine Stimme, „in der Nacht zum siebenten Mai gegen Mitternacht gebar die Fürstin eine Tochter, die Prinzessin Vera Jucunda aber genas etwa eine Stunde später eines Sohnes, dennoch,“ fuhr der Baron leiser sprechend fort, „wurde dem Fürsten und Allen angezeigt, daß die Fürstin einen Sohn, die Prinzessin aber eine Tochter geboren habe.“

Der alte Edelmann hatte diese letzten Worte ganz leise gesprochen, jetzt schwieg er still und sah abwechselnd den Herzog und seinen Prinzen an. Offenbar legte der Letztere dieser Mittheilung nicht ganz die rechte Bedeutung bei, der Baron, der das gewahrte und die Spannung der Situation, die für den Herzog unerträglich sein mußte, enden wollte,

sagte rasch: „das Kind der Prinzessin, der Sohn des jüngeren Sohnes wurde der Erbprinz, die Tochter der Fürstin, das Kind des regierenden Herrn, als Tochter des jüngeren Sohnes betrachtet.“

Das war wohl deutlich, aber Prinz Carl Aemil, mehr mit dem Fluch beschäftigt, der ihn selbst betroffen, als mit dem ungeheuren Betrug, den seine listige Großtante gespielt, fragte hastig: „was nun, was folgt daraus?“

„Daraus folgt,“ kreischte der Herzog auf, der nicht mehr fähig war, sich zu beherrschen, „daß Du und Dein Haus um Fürstenthum und Herrschaft betrogen wurdest, daß mein Vater, mein Großvater und ich widerrechtlich durch einen schändlichen Betrug die regierende Linie bilden. Göttlichem und menschlichem Rechte nach,“ setzte der unglückliche Fürst, der jetzt, nachdem das Furchtbare ausgesprochen, mehr Ruhe gewonnen zu haben schien, hinzu, „sind Sie, Herr Vetter, Herzog und regierender Herr im Lande, ich aber bin der letzte Sproß von nachgebornen Prinzen, die nur durch einen entsetzlichen Betrug in Besitz der Herrschaft gelangt sind!“

Jetzt erst begriff Prinz Carl Aemil die furchtbare Alternative, vor die er gestellt war; er begriff, daß er durch diese Mittheilungen der rechtmäßige Landesherr war, er begriff aber auch, daß er es factisch nur werden konnte, wenn er einem verwandten Fürsten, der keine Schuld hatte an diesem Verbrechen, den Tod gab; er begriff ferner, daß ein Mann wie der Herzog, der sein Leben lang als Erbprinz zur Regie=

rung aufgesehen als zu dem Endziel seines Strebens, daß der den Verlust derselben nicht ertragen könne; er begriff endlich, daß sein Vetter mit einer Ehrlichkeit und einer Selbstüberwindung in dieser schweren Angelegenheit zu Werke gegangen war, welche die höchste Anerkennung verdienten; er erinnerte sich schließlich, daß dieser Vetter nur Töchter hatte, daß also die Regierung und das Fürstenthum doch an ihn, oder wenigstens an seine männliche Nachkommenschaft fallen müßten. Deshalb stand er rasch auf und sagte ernst: „Ich danke Euer Durchlaucht und Liebden für diesen Beweis von Vertrauen, es versteht sich aber doch von selbst, daß alle diese Mittheilungen nichts in den Verhältnissen ändern; Euer Durchlaucht können nicht glauben, daß ich auf diese Erzählung hin, selbst wenn dieselbe mit den besten Actenstücken unterstützt wäre, Euer Durchlaucht die Regierung streitig machen würde!"

Die beiden Fürsten umarmten sich mit aufrichtiger Zärtlichkeit, Baldamus war aufgestanden, er küßte verstohlen die Hand seines Prinzen, der es gar nicht merkte, der Geistliche sprach leise ein Dankgebet, der Baron nahm eine Prise nach der andern und sagte mit so viel Gleichgültigkeit, als es seine Bewegung zuließ, er habe das Alles ganz genau vorhergesehen! Man mußte den guten alten Herrn aber vorher beobachtet haben, um ganz genau zu wissen, in wie hohem Grade es möglich ist, daß selbst kluge Menschen der Selbsttäuschung erliegen.

„Mein Herr Vetter," nahm der Herzog gefaßter als vorher das Wort, „ich bekenne Ihnen offen, daß

ich nicht an eine so augenblickliche, großmüthige Entschließung Ihrerseits glaubte, ich gestehe aber, daß ich im Falle einer Zögerung versucht haben würde, Ihnen klar zu machen, daß der Entschluß, den Sie jetzt ganz frei gefaßt haben, daß der, wie er der großmüthigste ist, auch der weiseste sei; ich würde versucht haben zu beweisen, wie schwer es Ihnen werden würde, sich in Besitz der Regierung gegen meinen Willen zu setzen, welchen Schaden Sie durch einen Proceß dem fürstlichen Gesammthause, dem Lande und sich selbst zufügen würden; jedenfalls habe ich Ihnen den Beweis gegeben, daß ich nicht ohne Ihre Zustimmung, mein Herr Vetter, Herzog sein wollte, allerdings aber hoffte ich diese Zustimmung zu erlangen."

„Es bedarf keiner Worte mehr, Sie sind mein Herzog und Souverain!" sprach Prinz Carl Aemil freudig.

„Und Sie mein Nachfolger und Erbprinz!" entgegnete der Herzog.

Die Fürsten sahen sich an wie Männer, die sich verstanden haben, und Baldamus flüsterte dem Baron zu: „Excellenz haben Recht, Großmuth ist die beste Politik!"

„Ich bitte den Herrn Baron von Bylandt, fortzufahren!" befahl jetzt der Herzog, „wir haben noch viel und schweres zu hören!" setzte er seufzend hinzu.

„Nachdem die Vertauschung der Kinder geglückt war," fuhr der Reichsfreiherr nach einem kurzen Besinnen fort, „befand sich die regierende Fürstin vollends in der Gewalt ihrer Schwester und die Prinzessin, welche dem Fürsten einen ewigen Haß gelobt hatte, wußte jeden Plan zur Versöhnung der fürst-

lichen Ehegatten listig zu kreuzen. Die Fürstin starb unversöhnt mit ihrem Gemahl, ihre Tochter, die für die Tochter der Prinzeß Vera Jucunda galt, war schon vor ihr gestorben; vielleicht hätte nunmehr wenigstens ein gutes Verhältniß zwischen dem Fürsten und dem Erbprinzen, den er für seinen Sohn hielt, eintreten können, aber die Prinzessin wußte auch das zu verhindern; mit einer Berechnung, die etwas Grauenhaftes hat, verlockte sie den Erbprinzen immer wieder zu Handlungen, die den Jähzorn des Fürsten auf's Höchste entflammen mußten, sie speculirte auf den Jähzorn des Mannes, den sie mit ihrem Fluch belegt hatte, sie suchte diesen Fluch selbst in's Werk zu setzen, sie wollte den Fürsten zum Wahnsinn treiben."

„Wenn ihr das nicht sofort gelang, so war das die Folge der zweiten Vermählung des Fürsten. Das Glück, welches der von unsichtbaren Furien verfolgte Fürst in seiner zweiten Ehe fand, bildete ein Gegengewicht gegen die Machinationen der Prinzessin. Als diese unselige Frau auf dem Sterbebette lag, ließ sie den Erbprinzen rufen; ihre letzten Worte sollten wenigstens die Kluft zwischen ihm und dem Fürsten auf ewig befestigen, sie vertraute ihm das Geheimniß seiner Geburt an, sie machte ihn zum Mitwisser und zum Mitschuldigen des ungeheuren Betrugs, den sie dem Fürsten und dem Lande gespielt."

Der Baron hielt einen Augenblick inne und sah den Herzog fragend an, der winkte ihm, fortzufahren.

„Der Prinz," erzählte der Reichsfreiherr weiter, „war ein kluger, feiner, aber etwas weichlicher Herr,

nicht unedel war seine Art; wir haben Beweise, daß er mehrfach damit umgegangen ist, dem Fürsten den Betrug zu entdecken, er war nicht abgeneigt, dem ältesten Sohne des Fürsten aus zweiter Ehe die Nachfolge zu überlassen, und sich mit einer Rente nach Wien zurückzuziehen; es fehlte ihm nur an Energie, diese Entschlüsse ins Werk zu setzen. Die harte, oft rohe Weise des Fürsten schreckte ihn zurück. und als des Fürsten zweite Gemahlin, seine Stiefmutter, mit welcher er stets in gutem Vernehmen gestanden, plötzlich starb, da riß das letzte Band zwischen ihm und dem Fürsten, der für seinen Vater galt; er ging nach Wien, und kehrte erst als regierender Herr zurück. Im Gefühl seiner Unrechtmäßigkeit ließ er die Zersplitterung des fürstlichen Hausvermögens zu, die sein Vorgänger verfügt hatte, um seine drei nachgebornen Söhne reich zu machen auf Kosten des regierenden Herrn; er duldete viele Jahre lang die Vorwürfe, die ihm sein ältester Sohn und Erbe darüber machte, der eine Kühnheit des Handelns, eine Energie, ohne Gleichen möchte man sagen, mit der Feinheit und Klugheit seines Vaters verband. Die nachgeborenen Prinzen und die Prinzeß Friederike standen in keinem besonders nahen Verhältnisse mit dem Hofe, aber sie wurden nicht feindselig behandelt, und konnten sich kaum beklagen. Das änderte sich, als der letztregierende Herzog, damals noch als Reichsfürst, zur Regierung kam; es ist nicht zu bestimmen, wann er Mitwisser des Geheimnisses geworden, jedenfalls war er schon vorher den nachgeborenen Prinzen feind-

lich gesinnt, und wahrscheinlich hat ihm sein Vater das Geheimniß mitgetheilt, um sich vor ihm wegen der Schwäche, wenn man's so nennen will, die er gegen die nachgeborenen Prinzen zeigte, zu entschuldigen. Er processirte fort und fort und niemals ohne Nachtheil mit den Prinzen, und wahrscheinlich würde er die Zeiten der Verwirrung, kurz nach der französischen Revolution und dem Zerfall des deutschen Reichs, noch energischer zum Schaden seiner Vettern benützt haben, wenn ihm nicht eine Person im Wege gestanden hätte, vor der er sich scheute, diese Person aber war die durchlauchtige Prinzeß Friederike in Travendahl. Der Herzog hatte nämlich mit großer Umsicht Alles gesammelt, was sich auf den großen Betrug an Actenstücken, Schriften und Briefen finden ließ; er war seiner Sache so gewiß, alles Andere zu haben, daß er ganz genau bestimmen konnte, was ihm fehlte. Ihm fehlte aber ein Briefwechsel, den die Fürstin, seine vermeinte Großmutter, mit einer Mitwisserin des Geheimnisses kurze Zeit geführt; dieser Briefwechsel konnte compromittirende Mittheilungen enthalten, der Herzog vermuthete diesen Briefwechsel in Travendahl, und einzelne Aeußerungen der Prinzeß Friederike gaben ihm den Glauben, daß die Prinzeß wenigstens einen Theil des Geheimnisses kenne; das schützte die nachgeborenen Prinzen."

„Herr Baron," unterbrach hier der Herzog etwas ängstlich, wie's schien, „vergessen Sie nicht, daß der Fürst, von welchem Sie hier reden müssen, mein Vater war!"

„Ich kenne meine Schuldigkeit," versetzte der Reichsfreiherr ernst, „aber ich bitte Euer Durchlaucht gehorsamst, Höchstsich zu erinnern, daß ich hier auf Befehl des Herrn Herzogs, eben Ihres Herrn Vaters rede; ich werde meine Worte so schonend wählen, als ich vermag, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Jener Briefwechsel, dessen Fehlen dem Herzoge so vielen Kummer verursachte, befand sich nicht zu Travendahl, und war nicht zur Kenntniß der Frau Tante Durchlaucht gekommen; der Herzog hatte sich in dieser Beziehung getäuscht, die Briefe fielen in die Hände einer Person, in deren Händen sie der Herzog eigentlich noch unlieber sah, als in denen der nachgeborenen Prinzen selbst; kurz der damalige Erbprinz, des gegenwärtigen Herzogs Durchlaucht, fanden die Briefe, und gelangten durch dieselben zwar nicht in Besitz des ganzen Geheimnisses, aber doch zu der Ueberzeugung, daß von Seiten der regierenden Linie ein großes Unrecht gegen die nachgeborenen Prinzen verübt worden sei. Der Erbprinz verlangte von dem Herzoge, den er sofort von seiner Entdeckung in Kenntniß setzte, nähere Erklärungen, die dieser, bekannt mit den strengen Rechtsanschauungen seines Sohnes, verweigerte. Von dem Tage an herrschte eine Mißstimmung zwischen dem Herzoge und dem Erbprinzen, der nur noch einen Einfluß auf seinen Vater übte, welcher lediglich auf der Kenntniß eines kleinen Theils von einem großen Unrecht beruhte. Seitdem machte sich der Erbprinz zu einem Vertheidiger der nachgeborenen Prinzen, kam selbst in ein freundschaftliches Verhältniß

zu dem Letztüberlebenden, dem Prinzen Hans Carl, und der Prinzeß Friederike, endlich auch zu dem Prinzen Carl Aemil, dem Erben der ganzen prinzlichen Domäne nach dem Tode seines Vaters und seiner Oheime. Der regierende Herzog dagegen zog seinen jüngern Sohn in ganz auffallender Weise vor, und verhehlte dem Erbprinzen das Mißfallen nicht, das er besonders an dessen Freundschaft für Sie, mein Prinz, hatte. Wir haben nicht in Erfahrung gebracht, welche Pläne der Herzog in letzter Zeit hegte, er gab es plötzlich auf, sich Ihrer Vermählung, mein Prinz, länger zu widersetzen, ja, mit überraschender Bereitwilligkeit gestattete er dem Erbprinzen, Sie und Ihre Gemahlin zu einem Besuche hier einzuladen; er nahm ferner für alle Streitigkeiten die Prinzeß Friederike als Vermittlerin an, kurz er zeigte eine Nachgiebigkeit, welche dem Erbprinzen, nach Lage der Verhältnisse, verdächtig sein mußte, obwohl er keinen positiven Grund für sein Mißtrauen hatte."

Der Vortragende hielt hier inne und sagte dann düster: „Ich komme zu dem schwersten Theile meiner Erzählung, nur mein Eid, der Eid, den ich einem todten Feinde geleistet habe, zwingt mich weiter zu reden."

Der Herzog blickte starr vor sich nieder, offenbar vermochte er nicht mehr, den Baron anzusehen.

„Gleich nach Eingang der Trauerkunde von dem plötzlichen Ableben seines Lieblingssohnes," nahm der Freiherr das Wort wieder, „erklärte der Herzog, daß er diesen Todesfall nicht lange überleben werde, und befahl dem Erbprinzen, sofort nach dem Scheuren-

schloß zu senden und mich holen zu lassen. In diesem Bette lag der sterbende Herzog, nur sein Sohn und ich waren zugegen; er heischte von mir einen Eid, daß ich seinen letzten Willen erfüllen wolle. Ich weigerte mich und erklärte, ich sei nicht sein Unterthan. Darüber lachte er und sagte, ich sei sein Feind von Anbeginn an gewesen und bliebe es bis zuletzt, aber auch er sei sich bewußt, mich stets gehaßt zu haben, indessen fordere er mich noch einmal auf, ihm zu gehorchen, da es sich um die höchsten Interessen des Prinzen handele, den ich meinen Freund nenne. Ich gab mich endlich und schwur ihm in seine Hand, daß ich seinen letzten Willen erfüllen wolle, so weit mir das mein Glaube als Christ und meine Ehre als Edelmann gestatte. Das genügt mir, entgegnete der Herzog, denn Sie werden es ganz von selbst für Ihre Pflicht halten, die Mittheilungen, die ich Ihnen mache, Ihrem Prinzen nicht vorzuenthalten, und in den Formen, die ich dabei für nöthig halte, liegt Nichts, was den frömmsten Christen, noch was den loyalsten Edelmann verletzen könnte. Darauf hat mir der Herzog, im Beisein des Erbprinzen, alles das mitgetheilt, was ich so eben vortragen mußte, hat mir in dieser Truhe —"

Der Baron zeigte auf einen eisenbeschlagenen Kasten, welcher zu Häupten des Bettes stand.

„— die Documente, Briefe und Schriftstücke übergeben, welche, ich habe sie alle aufmerksam geprüft, gar keinen Zweifel lassen an dem ungeheuern Betrug, durch den vor fast hundert Jahren nun die recht=

mäßige Nachkommenschaft eines deutschen Fürsten um ein Fürstenthum betrogen wurde. Endlich hat der Herzog alle die Formen genau bestimmt, unter denen die Mittheilung erfolgen sollte, und ich kann mir das Zeugniß geben, daß dieselben unter Zustimmung und Beihülfe Seiner Durchlaucht des Herzogs aufs Genaueste erfüllt worden sind. Freilich hat der Sterbende, Gott sei ihm gnädig! seinen Zweck trotz alledem nicht erreicht, den sein letztes Wort an mich deutlich genug verrieth. Dieses letzte Wort lautete: Und schließlich, Bylandt, sagen Sie Ihrem Prinzen, daß ich nicht aus Scrupeln einer hier ganz ungehörigen Rechtlichkeit, noch weniger aber aus Liebe zu ihm, diese Eröffnungen gemacht habe, die ihm eine Herzogskrone aufsetzen und ihn zum Souverain machen, sondern lediglich, weil ich einen Andern noch mehr hasse als ihn! Das waren die letzten Worte eines Fürsten, der großes Unheil zu wollen schien, selbst nach seinem Tode. Zu wollen schien, sage ich, denn ich bin geneigt, die letzte Aeußerung des Herzogs als eine reine Aufwallung zu betrachten, hatte er doch kurz zuvor noch geäußert, wie schwer es ihm werde, Ihnen, mein Prinz, gerecht zu werden. Er wollte also gerecht sein! Uebrigens hat Gott das Unheil abgewendet und sein heiliger Name sei gelobt!“

Die Indignation, mit welcher der Baron die letzte Mittheilung gemacht, theilte sich allen Anwesenden mit, jedoch sprach sie keiner aus, des Sohnes wegen; es entstand eine lange, peinliche Stille.

„Der Inhalt jenes Kastens also gehört mir?“ fragte endlich Prinz Carl Aemil.

„Es ist Ihr unbestrittenes Eigenthum, Durchlaucht!“ entgegnete der Baron und bot dem Prinzen den Schlüssel.

„Nein,“ rief dieser heftig, „ich will das Erbe des Hasses nicht anrühren, nicht ansehen, öffnen Sie die Truhe, Baldamus, werfen Sie den Inhalt bis auf das letzte Blatt, hören Sie, bis auf das letzte Blatt in den Kamin und gehen Sie nicht davon, bevor nicht das letzte Fünkchen verglimmt ist!“

Niemand wagte eine Einwendung, und bald knisterte die Erbschaft eines unnatürlichen Hasses in dem Kaminfeuer. Der Prinz sah sich noch nicht einmal um.

„Euer Durchlaucht Befehl ist erfüllt!“ meldete Baldamus.

„Jetzt bin ich regierender Herzog!“ sagte der Herzog aufstehend, „ich werde nichts vergessen, mein Herr Vetter, mein Freund, mein Bruder.“

„Und ich werde Alles vergessen, mein theurer Herzog,“ entgegnete Prinz Carl Aemil ernst, „nur nicht, daß Euer Durchlaucht lieber die Zuneigung Ihres Vaters verlieren wollten, als ungerecht sein.“

Die Fürsten brachen auf, Arm in Arm verließen sie das Gemach, das Zeuge so unheimlicher Entdekkungen, so rascher und großmüthiger Entscheidungen gewesen. Die drei Herren folgten ihnen, nicht weniger glücklich als die Fürsten über diesen Ausgang.

Am andern Tage wurde die Parole ausgegeben: „Carl, Ludwig und Concordia!“

Fünfunddreißigstes Capitel.

Zwei Mütter.

„Und hat der Baum mich betrogen,
Verdorrend der Zweig mich belogen,
Mag Alles dann Lüge sein!
Dann steht kein Stern am Himmel,
Kein Stern giebt der Liebe Schein!“
(A. v. Chamisso.)

„Sie ist doch niemals recht zufrieden, Fiekchen!“ meinte die Frau Tante Durchlaucht, indem sie ihr weißes freundliches Gesicht von der Frau Rose, ihrer ersten Dienerin und treu ausharrenden Gesellschafterin abwendete, um nicht die respectwidrige Miene bemerken zu müssen, mit welcher die gute, kleine, runde Frau Opposition machte.

Die alte Dame saß in ihrer Perlenhaube und ihrem altmodischen Sammetkleide, den großen Pompadour auf dem Schooß, in dem Fauteuil ihres verewigten Bruders Hans Carl; Frau Rose stand vor ihr und verfocht mit vielen Worten und noch mehr Geberden sehr eifrig ihre Meinung; der Vorwurf der Unzufriedenheit schien sie auf's Tiefste zu kränken, denn weinerlich entgegnete sie: „Meine Durchlaucht verfährt recht hart mit einer armen Person, welche einundvierzig Jahre und mehrere Monate lang durchlauchtigste Kammerfrau gewesen und sich niemals be-

klagt hat; es schickt sich nicht für mich, Euer Durchlaucht zu widersprechen, sonst würde ich sagen, daß ich die pure Zufriedenheit selber wäre!"

„Sei Sie nur ruhig, Fiekchen," beruhigte die Prinzessin lächelnd, „Sie braucht mir nicht bei jeder Gelegenheit die lange Reihe Ihrer Dienstjahre vorzurechnen, Sie weiß, daß ich ein gutes Gedächtniß habe, Sie weiß, daß ich Alles verzeihen, aber Nichts vergessen kann; ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Sie die Angewohnheit hat, sich über Alles unzufrieden zu äußern, was Ihr nicht gerade paßt. Sieht Sie, Fiekchen, das ist nicht weise von Ihr, denn damit macht Sie sich selbst ganz unnütze Noth, und mich macht sie zuweilen verdrießlich, das aber will Sie doch gewiß nicht, denn dazu hat Sie ein viel zu gutes Herz."

Die Prinzessin sah mit ihren großen schwarzen Augen, die durch das Alter vielleicht ein wenig an Glanz, aber doch eigentlich nichts von ihrer früheren Schönheit verloren hatten, die mundfertige Dienerin so ernst und doch auch wieder so freundlich an, daß Frau Rose ganz beschämt neben ihr niederkniete und die zarte kleine weiße Hand, die wie die Hand eines Kindes aussah, küßte.

„Sieht Sie, Fiekchen," fuhr die greise Dame in dem belehrenden Tone, den sie gern annahm, fort, „wir haben jetzt so viel zu thun, so viel, daß ich gar nicht weiß, ob die paar Lebenstage, die mir noch zuzumessen, ob die ausreichen werden, Alles zu Ende zu bringen. Ich bin all' die Jahre her nicht saum=

selig gewesen bei dem, was mir zu thun oblag, und nun ist, namentlich da drüben —" die Prinzessin streckte die Hand nach der Richtung hin, in welcher das Zimmer lag, wo sie die Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte mit ihren Beamten zu erledigen pflegte — „da drüben so manches, was ich meinem Herrn Neffen unerledigt hinterlassen muß, hier aber sind doch zunächst die Frühlingsarbeiten zu ordnen, die trotz unseres Besuchs nicht eingestellt werden dürfen; sieht Sie, Fiekchen, es wird schon wieder Frühling, da hat mir die „kleine Marie" schon weiße Himmelsschlüsselchen gebracht und hochgelbe Primelblumen, der Frühling kommt noch ein Mal zu der alten Prinzessin Friederike nach Travendahl, der Frühling mit seinem milden Schein, mit seiner lauen Luft und seinem reichen Blumenschmuck; ach! ich habe den Frühling immer so lieb gehabt! Es ist mir, als käme er zum letzten Male, und darum will ich ihn recht fröhlich und dankbar begrüßen und mich seiner besonders freuen, da mit dem Frühling auch mein Herr Neffe, der Prinz Carl Aemil, kommt, um seine alte Tante zu besuchen; sieht Sie, Fiekchen, er hat mir einen recht treuen, liebevollen Brief geschrieben, ganz wie sein lieber Vater, mit großen, langen, dicken Buchstaben."

„Kommen denn Seine hochfürstliche Durchlaucht ganz allein?" fragte Frau Rose neugierig.

„Was Sie doch für eine kleine närrische Person ist, Fiekchen," lächelte die greise Dame, „mein Herr Neffe kommt ja eben ausdrücklich hierher, um mir seine

junge Gemahlin zu präsentiren, und die arme Prinzeß Johanna, des Herzogs älteste Tochter, Du weißt, sie war schon ein Mal hier, die wollen sie auch mitbringen, und dann den ganzen Frühling hier bleiben. Das ist doch ein rechter Trost für mich, daß mein Herr Neffe in so gutem Einvernehmen ist mit dem herzoglichen Hause, ach! wenn das immer so gewesen wäre!"

Mit dieser Neuigkeit war Frau Rose sehr zufrieden, das gab ein Leben und Treiben in Travendahl, die rührige, kleine Frau hatte gern fremde Gäste zum Besuch auf dem Schloß.

„Mein Herr Neffe," erzählte die Prinzessin behaglich weiter, „wird heute das Scheurenschloß verlassen; wie mag's jetzt da aussehen? ich bin seit vierzig Jahren nicht dort gewesen, ja, heute wird er vom Scheurenschloß abreisen, wo er seit Neujahr residirt hat, und sich nach der Residenz begeben, er kann noch nicht genau bestimmen, wie lange er sich dort aufhalten wird, aber von dort will er mir den Tag seiner Ankunft in Travendahl anzeigen; Sie sieht also, Fiekchen, daß wir gar keine Zeit zu verlieren haben. Bespreche Sie sich noch heut mit dem Schloßverwalter, mein Herr Neffe muß mit seiner Gemahlin im Abendflügel wohnen, da hat er die prächtigsten Zimmer, das kommt ihm zu, denn er ist doch eigentlich der Herr hier und seine junge Gemahlin liebt gewiß Pracht und Luxus; des Prinzen Vater, mein lieber Bruder Ludwig, hat auch stets im Abendflügel sein Absteigequartier genommen, und eigentlich ist mein Herr Neffe noch

höher von Rang als sein Vater war, weil er zur Regierung kommt, wenn der Herzog stirbt, das muß Sie nicht vergessen, Fiekchen! Für die Cavaliere, die im Gefolge sind, muß das japanische Haus sofort mit den nöthigen Meubles versehen werden, ich glaube nicht, daß er großes Gefolge mitbringen wird, wenn aber auch, so sind die Zimmer im Rez de Chaussee des großen Pavillons sonst immer, wenn's nöthig war, zur Aufnahme von Standespersonen benutzt worden. Die gute Prinzessin Johanna kann den kleinen Pavillon am Abendflügel bekommen, da hat sie ihre gute Freundin, die Gemahlin meines Herrn Neffen, von der sie unzertrennlich sein soll, ganz in der Nähe. Nun, Fiekchen, hat Sie Alles das wohl behalten, was ich Ihr gesagt habe, so daß Sie mit dem Schloßverwalter reden kann?"

„Ja, ja, meine Durchlaucht weiß Alles so anzuordnen und so deutlich zu machen, daß man gar nicht fehlen kann!" versetzte die begünstigte Dienerin gefällig.

„Ei! ei! Sie schmeichelt mir, Fiekchen," entgegnete die Prinzessin lächelnd, „aber es ist doch nicht ganz leicht, eine zahlreiche Gesellschaft passend und zugleich nach Würden zu logiren; sieht Sie, Fiekchen, man muß Jeden so logiren, daß er sich gefällt in seiner Umgebung, und doch weder den anderen Gästen, noch dem Wirth im Wege ist. Die Gäste müssen Raum haben, der Wirth aber noch mehr, wenn sich die Gesellschaft nicht bald unter sich und dem Wirth dazu lästig werden soll. Aber nicht nur in Bezug

auf den Raum, sondern auch in Bezug auf die Zeit müssen sich Wirth und Gäste Freiheit lassen; nichts ist verderblicher für eine Gesellschaft, als ein fortdauerndes Beisammensein; ich habe immer gefunden, daß es gut ist, wenn der Wirth sowohl als die Gesellschaft ihre Vormittage für sich behalten und erst von Mittag an zusammen leben. Gehe Sie hinaus, Fiekchen, es ist da Jemand, hört sie denn nicht, Betsy hustet schon zum dritten oder vierten Male!"

Frau Rose trippelte hinaus, kehrte aber mit sehr erstauntem Gesicht rasch zurück, ihrer Herrin zu melden, daß der Herr Amtmann im Vorzimmer harre und dringend um Vortritt bei Ihrer Durchlaucht bitte.

Offenbar war die Erscheinung des prinzlichen Amtmanns über Travendahl um diese Zeit im Schlosse ein außerordentliches Ereigniß. Frau Rose konnte sich nicht besinnen, daß das auch nur ein Mal schon vorgekommen trotz ihrer ganzen „durchlauchtigsten" Dienstzeit, und auch die Prinzessin sagte etwas überrascht: „Da sieht man, wie von Rudelhoff von gewissen spottsüchtigen Leuten verleumdet wird, welche behaupten, mein Amtmann stehe niemals vor Mittag auf und brauche regelmäßig drei Stunden zu seiner Toilette. Er ist aber auch stets sehr sauber gekleidet, und ich habe das gerne, namentlich an alten Männern, die sich leicht vernachlässigen und dann unsauber und lästig werden; aber was steht Sie denn da, Fiekchen? Sie sperrt ja Ihre Augen auf, als wenn der Herr Amtmann ein Gespenst wäre, gehe Sie, Fiekchen, und ersuche Sie den Herrn Amtmann, einzutreten!"

Frau Rose entfernte sich, ohne ihre großen Bedenklichkeiten zu äußern, denn wenn sie auch zuweilen die Winke und Wünsche ihrer greisen Herrin nicht bemerken wollte oder bestritt, so wagte sie doch fast nie, bei einem ausdrücklich ausgesprochenen Befehl auch nur zu zögern.

Einige Augenblicke später trat der prinzliche Amtmann über Travendahl, Baron von Rudelhoff, beider Rechte Doctor, wie immer in sauberster Kleidung, wie immer mit allen Formen einer jetzt längst vergessenen guten Gesellschaft geharnischt ins Gemach.

Die Prinzessin sagte ihm freundlich guten Morgen und fragte nach den Gründen seines frühen Besuches; aber sie sah es nicht ungern, daß der gelehrte Jurist nach alter Hof-Etiquette sich an der Thür verbeugte, dann zwei Schritt zur Seite trat, hier eine zweite Verbeugung machte und dann erst, gegen sie vorschreitend, mit einer dritten Verbeugung vor ihr stehen blieb und hier, den Hut in beiden Händen vor sich hin haltend, mit leicht geneigtem Haupt ihre Anrede erwartete.

Es ist gewiß sehr wohlfeil, diese Formen zu verspotten, schwerer ist's in jedem Falle, zu sagen, was mit deren Abschaffung gewonnen. Die meisten Menschen bedürfen für ihre Haltung fester, bindender Formen; seit man diese aufgegeben, ist die Haltung der ganzen Gesellschaft eine saloppe, nachlässige, unschöne geworden; lästig und drückend wurden alle diese Formen zuerst von denen gefunden, die innerlich bereits die Ehrerbietung und Achtung gegen höhere und ältere

Personen abgestreift, wer die wahre Achtung und Ehrfurcht besaß, der trug auch diese Formen leicht; freilich bewegten sich nicht Alle mit Anmuth und Würde in derselben, aber selbst die hölzerne Steifheit war immer noch angenehmer, als die jetzt herrschende Lotterei und Ungeschliffenheit im gesellschaftlichen Umgange.

„Sie haben mir eine Mittheilung von Wichtigkeit zu machen, von Rudelhoff!" begann die Prinzessin und blickte ihren Amtmann freundlich an.

„Eure Durchlaucht verzeihen," antwortete der gelehrte Amtmann, „daß ich mich erkühnt habe, um Vortritt zu einer Stunde zu bitten, die sonst nicht zu Geschäften von Euer Durchlaucht bestimmt; Hochdieselben wollen sich aber gnädigst erinnern, wie Sie unter dem neunzehnten Mai ein Tausend sieben Hundert und neun und siebzig an den damaligen Amtmann über Travendahl, meinen Vater, den Befehl erlassen, gewisse Eingänge, welche unter seiner Adresse eingehen, aber doppelt couvertirt und auf dem innern Umschlage nur mit drei Andreas-Kreuzen bezeichnet sein würden, sofort zu übergeben, selbst wenn solche bei Nachtzeit eingehen sollten —"

Der Amtmann hielt einen Augenblick inne, denn ein tiefes Roth zeigte sich auf der Stirn der Prinzessin; da ihm diese aber zuwinkte und mit leiser Stimme sagte: „Ich erinnere mich wohl!", so fuhr er fort: „Es ist in Folge dieses Befehls, daß ich zu dieser Stunde hier erscheine; etwa zwanzig der von mir bezeichneten Eingänge sind von meinem seligen

Vater und mir verzeichnet und an Euer Durchlaucht pflichtschuldigst und unerbrochen übergeben worden, die letzte mit den drei Andreas-Kreuzen versehene Einlage ist vom zwölften October ein Tausend sieben Hundert und vier und achtzig, seitdem ist keine solche mehr eingegangen, bis heute Morgen. Ich habe die Ehre, Euer Durchlaucht diese Einlage zu überreichen!"

Auf seinem Hute präsentirte der alte Herr seiner Gebieterin die mit drei liegenden Kreuzen statt einer Adresse versehene Briefeinlage.

„Ich danke Ihnen, von Rudelhoff, ich danke Ihnen," sprach die greise Dame, indem sie das Papier nahm, „vier und achtzig, vier und neunzig, vier, vierzehn," zählte sie, kaum noch an die Anwesenheit des Amtmanns denkend, vor sich hin, „es ist über dreißig Jahre also her, daß keiner von den Leuten Nachricht gegeben hat, und auch früher haben sie mich immer nur auf falsche Spuren gelockt, aber es ist doch seltsam, jetzt, nach so langer Zeit!"

Die greise Fürstin versank in tiefes Nachdenken, aus welchem sie indessen, als der vor ihr stehende Amtmann eine unwillkürliche Bewegung machte, emporfuhr, ihn einen Augenblick verwundert anstarrte, dann aber, sich zusammennehmend, mit milder Stimme sagte: „Sie stehen immer noch? Habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß Sie sich setzen müssen? Ich danke Ihnen, von Rudelhoff, daß Sie sich selbst hierher bemüht haben; sollten künftig dergleichen Einlagen noch kommen, so schicken Sie mir dieselben unter Enveloppe durch Hauboldt, unsern Ochsenschreiber;

heute Nachmittag sehen wir uns, lieber von Rudelhoff!"

Die Prinzessin erhub sich, reichte dem Amtmann ihre Hand zum Kuß, die dieser mit jener Zierlichkeit, welche älteren Leuten gerade so wohl ansteht, küßte, ohne sie mit der Hand zu berühren, indem er sich zugleich tief niederneigte.

Als sich der getreue Diener mit allen von der Etiquette des vorigen Jahrhunderts vorgeschriebenen Förmlichkeiten entfernt hatte, setzte sich die Prinzessin wieder nieder und betrachtete das bekreuzte Papier mit einem kindlichen Lächeln, während eine leichte Röthe ihr zartes Antlitz färbte und es in einem Abglanz früherer Jugendschöne zu verklären schien.

„Wie oft habe ich diese Einlagen," sagte die greise Dame leise, „sonst mit Furcht und Zittern empfangen? wie hastig habe ich sie erbrochen? wie ungestüm habe ich die Spuren verfolgt, die sie andeuteten, Spuren, die alle nicht zu meinem Kinde führten. Dreißig Jahre haben diese Leute geschwiegen, der Vater kann gar nicht mehr leben, der müßte ja jetzt hundertjährig sein! Und der Sohn, wird er mir heute wieder eine falsche Fährte andeuten? Wie seltsam das doch ist! ich glaube fast, dieser Umschlag enthält eine wichtige Nachricht über mein liebes, verlorenes Kind, denn der Mann kann nicht ohne triftigen Grund Mittheilungen wieder aufnehmen, die er seit zwei und dreißig Jahren unterbrochen hat und doch, ich brenne nicht vor Begierde, den Umschlag zu öffnen, ich könnte noch eine ganze Weile dieses Stück

Papier betrachten und mir gar schöne Dinge von seinem Inhalt versprechen. Ich bin nicht mehr leidenschaftlich, ich bin eine schlaue alte Frau, denn ich weiß vorher, daß mich dieser Brief, wenn er mich auf eine falsche Fährte lenkt, mehr betrüben wird, als er mich erfreuen kann; wenn er mich auf den rechten Weg bringt, barmherziger Gott, mache es milde mit mir, lasse mich lieber erfahren, daß mein Kind gestorben, als daß es verloren ist in der Schande und dem Schmutz des Lebens. Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden. Amen!"

Jetzt erst brach die Prinzessin das Siegel des Umschlags, entfaltete den Brief und begann langsam zu lesen, nach einer Minute legte sie den Brief wieder hin, öffnete ihren großen Pompadour und nahm eine in Gold gefaßte Nasenbrille aus ihrem Etui, die sie vorsichtig und ohne alle Ungeduld aufsetzte, dann erst las sie ruhig weiter. Der Brief aber lautete:

Durchlauchtigste Prinzessin!
Gnädigste Fürstin!
Hochgebietende Frau!

Eurer hochfürstlichen Durchlaucht unvergleichlicher Verstand wird besser, als es meine Worte vermögen, in's Klare bringen, was sich aus den Mittheilungen machen läßt, welche ich hiermit hochdenenselben vorzutragen die sonderbare Ehre habe. Gewiß würde ich mir nicht unterstanden haben, nach nunmehr über zweiunddreißig Jahre dauerndem Stillschweigen diese Zeilen an Eure hochfürstliche Durchlaucht zu richten,

wenn ich nicht diese Nachrichten für bedeutender und sicherer gehalten hätte, als alle die, welche mein lieber seliger Vater, welcher allbereits seit zwanzig und etlichen Jahren im Grabe ruht, und auch ich selbst vordem Eurer hochfürstlichen Durchlaucht haben zukommen lassen. Eure hochfürstliche Durchlaucht haben den Auftrag, den höchstdieselben Anno eintausend siebenhundert und neunundsiebenzig uns, mir und meinem seligen Vater, zu ertheilen geruht haben, nicht zurückgenommen, woraus ich geschlossen, daß höchstdieselben in dem Vertrauen zu uns continuireten und sich fortgesetzt unserer treuen Dienste versähen. Habe denn also auch niemals ermangelt, meine Forschungen zu betreiben, habe trotz vielfacher anderer Geschäfte, Krankheiten, Kriegsläufte und sonstiger Behinderungen niemals die Befehle Eurer hochfürstlichen Durchlaucht aus den Augen verloren, bin aber leider durch alle diese dreißig Jahre hindurch in meinen Bemühungen durch einen Erfolg nicht belohnet worden. Freilich habe ich oft Spuren gefunden, die ich verfolgen zu müssen mich überzeugt hielt, von denen ich aber Eurer hochfürstlichen Durchlaucht erst dann Nachricht geben zu dürfen glaubte, wenn dieselben einigermaßen ein Resultat ergeben hätten; da solches aber niemals der Fall war, so sind Eure hochfürstliche Durchlaucht auch bis zu dem heutigen Tage ganz ohne Nachricht geblieben. Mein heutiges Schreiben nun wird veranlaßt durch den Umstand, daß ein junger Cavalier hiesiger Gegend, Herr Husmann von Namedy genannt, neulich in meiner und mancher Anderer Ge-

genwart äußerte, ein reicher Bauersmann in Holland, Cornel Kandler mit Namen, den die Leute bei seinen Lebzeiten den klugen Bauer zu nennen pflegten, sei besonders durch geheime Dienste, welche er dem hochseligen Herrn Vater Eurer hochfürstlichen Durchlaucht geleistet, reich geworden. Fragte ich den Herrn Rittmeister von Namedy geziemend, welche Dienste das gewesen, so der Cornel Kandler weiland Seiner Durchlaucht geleistet, antwortete der Herr Rittmeister, das wisse er nicht so bestimmt zu sagen, habe aber mit eigenen Augen im Pendergracht'schen Archive ein Actenstück gesehen, in welchem von dem Kandler die Rede gewesen und den Belohnungen, die er empfangen; er habe kein Interesse weiter gehabt, das Actenstück anzusehen, derweilen er andere Dinge gesucht, ihm sei nur noch erinnerlich, daß der Kandler eine Quittung über Kinderwäsche ausgestellt, die ihm der Büchsenspanner Stelzner von Carlsnest überliefert. Dieses Schriftstück, erzählte der Herr Rittmeister, habe er gerade gefunden, als er das Actenstück aufgeschlagen und sei ihm der Name Stelzner aufgefallen, weil er in Paris bei des Prinzen Carl Aemil Durchlaucht einen Jäger Wilhelm Stelzner gesehen. Eurer hochfürstlichen Durchlaucht wird nicht entgehen, daß in diesen Umständen die sicherste Spur zu Tage kommt, auf die uns noch je die vorsichtigsten Nachforschungen geführet. Der lahme Stelzner, weiland Seiner hochfürstlichen Durchlaucht Büchsenspanner und vertrauter Diener ist aller Wahrscheinlichkeit nach beauftragt gewesen, das unglückliche Kind auf eine un=

bemerkte Weise zu entfernen, er hat es dem Cornel Kandler übergeben, den er wahrscheinlich in Pendergracht kennen gelernt hatte, denn wie könnte wohl ein Bauer dazu kommen, einem fürstlichen Büchsenspanner eine Quittung über Kinderwäsche auszustellen! Nun ist freilich der Bauer Cornel Kandler todt, auch hat er bei Lebzeiten niemals ein Kind bei sich gehabt, auch habe ich keine Spur gefunden weiter, aber das Actenstück ist ja da, das Actenstück, welches der Herr Rittmeister Husmann von Namedy im Pendergrachtschen Archiv gesehen hat. Eure hochfürstliche Durchlaucht brauchte gewiß nur dem durchlauchtigsten Prinzen Carl Aemil den leisen Wunsch auszudrücken, daß einer von Höchstihnen committirten Person Zutritt zu dem Pendergracht'schen Archive gewährt werde, um zum erwünschten Ziele zu gelangen. Wenn Eure hochfürstliche Durchlaucht geruhen wollen, mich mit einem Commissorium der Art zu beehren, so werde ich gewiß allen Fleiß anwenden und meine Nachforschungen beschleunigen in alle Wege. Der hohen Befehle Eurer hochfürstlichen Durchlaucht erharrend ersterbe ich in tiefster Unterthänigkeit

meiner durchlauchtigsten Prinzessin,
gnädigsten Fürstin
und hochgebietenden Frau
allerunterthänigster Diener
und treuer Knecht
Walter Roß,
vormals prinzlicher Rendant.

Dreimal hatte die Prinzessin diese weitschweifige Epistel durchgelesen, ein Muster von dem eleganten Geschäftsstil der wirklich gebildeten deutschen Beamten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts; lange sann sie und rang sie mit sich; die arme greise Frau wollte sich keiner Hoffnung mehr hingeben, weil sie fühlte, daß sie keine Täuschung mehr überleben würde, und dennoch, dennoch, sie konnte es sich nicht verhehlen, hier war eine Spur gefunden, eine wirkliche Spur, und es war ihr, als rege sich das Mutterherz in ihr und treibe sie, diese Spur zu verfolgen. Die arme Dame lächelte bald, bald weinte sie, dann faltete sie wieder die Hände; nach langem Zaudern erst faßte sie den Entschluß, den sie wohl fassen mußte. Sie stand muthig auf und sprach: „Es sei, von Rudelhoff soll diesem Walter Roß einen Commissionsauftrag geben, das ganze Pendergracht'sche Archiv zu durchsuchen, ich selbst will meinen Herrn Neffen um Erlaubniß dazu ersuchen, das Alles muß gleich geschehen, heute noch, ich habe nicht viel Zeit zu verlieren, wenn ich mein Kind noch umarmen will auf Erden!"

Sie zerdrückte eine Thräne in ihrem Auge und zog gefaßt die Klingelschnur.

Vermuthlich hatte die Prinzessin den Eintritt ihrer getreuen Frau Rose erwartet, aber Fiekchen frühstückte eben bei dem Schloßverwalter, ihrem alten Courmacher. Die Frau Tante Durchlaucht hatte vergessen, daß über der großen Störung die Stunde herangerückt war, zu der sie alle Morgen die „kleine Marie" mit ihrem Kinde zu empfangen pflegte.

Seit die „kleine Marie" ihr Kind wiedererhalten hatte, wir erinnern uns, daß der Ortspfarrer es der Prinzeß im Herbst zuvor gebracht und daß es von dieser mit Freuden angenommen worden, konnte man nicht mehr sagen, daß sie irrsinnig, oder tiefsinnig sei; sie war glücklich mit dem Kinde, das lieblich aufblühete unter treuer Pflege, aber die arme „kleine Marie" blieb doch immer zerstreut und traurig, nur ließ sie ihr Kind nie aus den Augen, sie folgte ihm, wie ein Hund dem Herrn folgt; das Kind, obwohl erst drei Jahre und etliche Monate drüber alt, führte die Mutter, nicht die Mutter das Kind; glücklicher Weise halfen Frau Rose und die greise Prinzeß selbst diesem Mißstande ab.

Als jetzt die Prinzeß die Klingel zog, öffnete sich die Thür augenblicklich und die kleinste Marie trippelte herein, jenes glückselige Kinderlächeln im ganzen Gesicht, das sich nicht beschreiben läßt; das Kind machte seinen Knicks, wie ihm Frau Rose gelehrt, küßte das Kleid der Prinzeß, sagte sehr selig: „Guten Morgen, Frau Tante Durchlaucht!" und reichte der alten Dame einen Strauß frischer Frühlingsblumen.

Hinter dem glücklichen Kinde stand die junge Mutter, nicht weniger glücklich als das Kind in diesem Augenblicke, wie die strahlenden Augen verriethen, mit denen sie niederblickte.

Die Prinzeß nahm diese Begrüßung durch eine Mutter, die ihr Kind wiedergefunden hatte, als eine glückliche Vorbedeutung.

„Sie hat ihr Kind wiedergefunden, auch ich werde mein Kind finden!" sagte sie leise zu sich

selbst, dann sprach sie gar freundlich mit der kleinen Marie, küßte der kleinsten Marie rosige Wangen und kos'te liebreich mit dem hübschen Kinde.

Die gute alte Dame sorgte wie immer für die Unterhaltung ihrer Gäste, vor dem Kinde schüttete sie einen ganzen Beutel silberner Spielmarken aus, die mit allerlei Thierfiguren bezeichnet waren, welche auf's Höchste entzückten. Zu der Mutter aber sagte sie: „Will Sie mir nicht ein wenig vorspielen und singen, meine liebe Marie?"

Spielen und singen war die Leidenschaft der jungen Frau, und namentlich auf dem kleinen Clavier der Prinzessin zu spielen war ihre größte Freude. Sie setzte sich auch sofort auf das Tabouret, sie spielte mit einer gewissen Innigkeit, obwohl auch ein minder geübtes Ohr bald heraushörte, daß ihr das ganz abging, was man jetzt Schule nennt; die „kleine Marie" war weit entfernt von unserm modernen Virtuosenthum, und dennoch phantasirte sie auf eine tief ergreifende Weise.

Die Prinzeß hörte ihr immer sehr aufmerksam zu und war besonders Ohr, wenn sie zu singen begann; auch heute ging die „kleine Marie" ganz plötzlich in ein einfaches, fast marschmäßiges Recitativ über und sang, sich in ganz eigenthümlicher Weise begleitend, folgende Strophen:

Der Saal ist weit und öde, verstaubt sein Wappenschild,
Und auf zerfetzter Tapete steht ein verblaßtes Bild.
Des Ahnherrn Eisenrüstung fiel rostig von der Wand,
Trüb lugt im Marmorkamine mit rothen Augen der Brand;

Mit trüben rothen Augen schaut er den Erben an,
So wie's der alte Diener schon manchen Tag gethan.
Der Erbe aber, der Wilde, im alten Stuhle liegt,
Vom Sturm in tolle Träume und wilde Lust gewiegt.
Die runden Scheiben hüpfen rasselnd im lockern Blei,
Vom Thürsims löst sich prasselnd das morsche Hirschgeweih.
Der Sturm klopft klirrend an's Fenster und heult herein durch's Schlot,
Das war der „gute Abend", den er dem Erben bot.
Der faßt die silberne Kanne und that einen tiefen Zug,
Den Gruß des Sturmes erwiedernd mit einem leisen Fluch.
Von des Schauers Lust ergriffen facht er den matten Brand,
Und dichter um seine Schultern zieht er das Sammtgewand.
Er dehnt sich in seinem Stuhle behaglich wie sonst nie,
Und lauscht mit pochendem Herzen der wilden Melodie.
Er lauscht und träumt von Kämpfen, vom Eisensturm der Schlacht,
Vom Donnerruf der Geschütze in dichter Pulvernacht;
Er lauscht und träumt vom Siege, wie ihn der Lorbeer krönt,
Die brausende Siegesfanfare im Freudensturme ertönt;
So lauscht und träumt er weiter und spinnt im Traume sich ein —
Der König vermählte dem Sieger sein rosiges Töchterlein.
Der Saal ist nicht mehr öde, hell prangt sein Wappenschild,
Und auf der gold'nen Tapete steht manch ein holdes Bild.
Sieh, vor des Ahnherrn Rüstung hell schimmernd an der Wand
Steht hold des Königs Tochter, sein Söhnlein an der Hand.
Im alten Schloß lebendig wird all' die Herrlichkeit,
Wie in den freudigen Tagen vergangener Heldenzeit! —
Da schreckt ein Donnerkrachen den sel'gen Träumer wach,
Im Hof die Rieseneiche der Sturm im Zorne brach.
Nach hundertjährigem Kriege entschieden ist die Schlacht,
Und Siegsfanfaren schmettert der Sturmwind durch die Nacht.

Das schmerzt den letzten Erben, ihm war der Baum so lieb,
Weil von der Väter Wäldern der eine nur ihm blieb.
Er faßt die silberne Kanne und that einen tiefen Zug,
Dann hört er wieder rauschen des Sturmes Adlerflug.
„Fort mit der Rieseneiche, dahin ist ihre Zeit,
„Sturm, bringe neue Träume von alter Herrlichkeit!
„Ich habe nicht zum Leben, zum Träumen nur noch Macht —
„Nehmt ihr den Tag, die Sonne, mir laßt den Sturm, die Nacht!"

Die Prinzessin hatte dem Gesange der kleinen Marie mit großer Theilnahme gelauscht, jetzt trat sie zu der Sängerin, die ihre Finger zerstreut und achtlos über die Tasten gleiten ließ, und sprach: „Sage Sie doch, Mariechen, wie kommt Sie zu diesen Gedichten? ich habe immer danach fragen wollen!"

„Die Gedichte giebt mir der Herr Ochsenschreiber!" antwortete die kleine Marie einfach.

„Der Hauboldt, der Ochsenschreiber?" rief die Prinzeß verwundert, „wo nimmt sie der her?"

„Er nimmt sie aus unseres Amtmanns Büchern," erklärte die junge Frau, „der hat's ihm erlaubt."

„Und wie kommt es, daß der Ochsenschreiber, der Hauboldt, für Sie Lieder bringt, Mariechen?" forschte die Prinzeß neugierig.

„Ich weiß es nicht, Euer Durchlaucht," sagte die kleine Marie ruhig, „seit ich mein Kind wieder habe, kommt der Herr Ochsenschreiber alle Abend eine Stunde und länger zu mir und hört mich singen, da hat er mir die Gedichte mitgebracht, erst eins, dann mehrere, und ich habe sie gesungen und gespielt!"

„Ei! ei! Mariechen," rief die greise Dame scherzend, „davon hat Sie mir ja noch gar nichts gesagt, daß der Ochsenschreiber alle Abend zu Ihr kommt! Ei! ei! es wird den Hauboldt doch die Liebe nicht zu Ihr treiben, Mariechen?"

„Nein, wohl nicht, Euer Durchlaucht," entgegnete die kleine Marie sehr ruhig, „er hat mich ja noch nie geküßt, und ich habe ja mein Kind!"

Die Prinzeß fand nun zwar diese beiden Gründe durchaus nicht ausreichend, im Gegentheil, die Naivetät bestärkte sie in ihren Voraussetzungen und sie faßte mit einem gewissen Vergnügen den Gedanken auf, der Ochsenschreiber, der lange Hauboldt, könne in die kleine Marie verliebt sein, und sie nahm sich sofort vor, mit ihrem Amtmann, welcher des Ochsenschreibers ganz besonderer Gönner war, darüber zu reden. Sie war nicht abgeneigt, eine Heirath zu stiften, um der kleinsten Marie einen Vater zu geben, aber sie fand nicht für gut, jetzt ihre Nachforschungen weiter zu treiben, und verabschiedete mit gewohnter Güte Mutter und Tochter, um ihren Morgenspaziergang zu machen.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Die Travendahler Verschwörung.

„Und immer neue Bilder springen
Vor seinem wirren Blick empor,
Und geisterhafte Töne klingen
Schrill in sein lärmverwirrtes Ohr.
Im Schnee liegt eines Jünglings Leiche
Vor ihm, wie schlummernd — um das bleiche
Gesicht spielt hell das Morgenroth.“
(Alexander Puschkin.)

Prinz Carl Aemil war im Travendahler Schlosse mit der ersten Lerche eingetroffen, wie die Frau Tante Durchlaucht freundlich bemerkt hatte; außer der Prinzessin, seiner Gemahlin, hatte er auch die Prinzessin Johanna, des Herzogs älteste Tochter, mitgebracht und ein ziemlich zahlreiches Gefolge.

Unter den Damen nennen wir nur die beiden Fräuleins von Bünau, Hofdamen der Prinzessin, welche kurz vor der Abreise der hohen Herrschaften in Paris angekommen waren und dort nach der plötzlichen Abreise des Prinzen einige Wochen unter dem Schutz der Prinzessin von Lothringen verweilten, dann aber nach Deutschland zurückkehrten und ihren Dienst im Scheurenschloß antraten; liebe, gute und hübsche Mädchen, wohl unterrichtet, die deutsch wie französisch mit ächt sächsischem Accent aussprachen.

Von den Herren in des Prinzen Umgebung sind uns bekannt der Geheimerath, diesen Titel führte er jetzt, Baron von Bylandt und der Domänenrath Baldamus; außer ihnen aber sind noch in Travendahl der Oberforstmeister von Ringenberg, ein alter Diener des prinzlichen Hauses, der die weitläuftige Forstverwaltung der prinzlichen Domänen seit dreißig Jahren dirigirt, und ein Major der herzoglichen Infanterie, der als Adjutant des Prinzen fungirt, welcher jetzt als General das herzogliche Bundescontingent commandirt. Ein junger Cavalier, der den Ehrendienst eines Kammerjunkers bei der Prinzeß Ludovike Sibylle versieht, der Leibarzt und einige andere Herren vervollständigen dieses Gefolge, das mit seiner zahlreichen Dienerschaft alle Räume des sonst so stillen Travendahler Schlosses mit lautem Leben erfüllt, und namentlich die gute Frau Rose in das behaglichste Gefühl ihrer hohen Würde und bedeutenden Stellung versetzt.

Die kleine Frau, rund wie ein Rebhuhn hatte sie der Oberforstmeister von Ringenberg genannt, ist seit der Ankunft der hohen Herrschaften fortwährend echauffirt, dabei aber so glücklich, daß die Frau Tante Durchlaucht öfter sagt: „Ei! ei! Fiekchen, Sie thut ja, als ob ein alter Liebster angekommen wäre!“

Am zweiten Tage nach seiner Ankunft finden wir den Prinzen Carl Aemil allein mit Baldamus, der im Vaterland die Farbe der Gesundheit noch nicht wieder gewonnen, die er in Paris verloren; der Prinz ist unzufrieden mit seinem Getreuen, der sichtlich dahin-

siecht, ohne sich auszusprechen über das Leiden, das ihn verzehrt.

„Martin, Martin," sagte der Prinz verstimmt, indem er den Uniformrock bis an den Hals zuknöpfte, „schilt nicht auf Deinen Bruder, der ist ein Querkopf, ein arger Querkopf, Du aber hast gar kein Recht, Dich über ihn zu Gericht zu setzen. Ich lasse es mir nicht ausreden, daß Deines Bruders Leiden nicht so gefährlich geworden wäre, wenn er zu Weihnachten, wie ich ihm anbot, nach Nizza gegangen wäre; was will er nun jetzt, wo noch so rauhe Lüfte wehen, hoch oben im Westerwald? Weiß er denn nicht, daß da oben noch Winter ist?"

„Er weiß es, Durchlaucht," entgegnete der treue Bruder, „aber er will da oben bei seinem Vater, bei seiner Braut sterben, ich kann ihm den Gedanken nicht ausreden. Laß mich in Ruhe sterben, Martin, sagte er beim Abschiede, ich werde noch einen schönen Sommer verleben im Vaterhause bei meiner Agneta, dann, wenn die Blätter fallen, nimmst Du Urlaub von dem Prinzen und kommst hinauf auf die Einöde, drückst mir die Augen zu und tröstest unsern alten Vater und Agneten."

„Weine doch nicht gleich, Martin," rief der Prinz zornig und wischte sich selbst eine Thräne aus dem Auge, „das Herz könnte mir brechen, wenn ich an meinen alten Lehrer, Euren Vater, denke; da hatte er nun seine Freude an den beiden Söhnen, mit Recht, denn Ihr seid Beide brave Jungen, und nun soll er sie Beide auf eine so hundsföttische Weise

verlieren! Denn mit Dir, Martin, nimmt es auch kein gutes Ende, wenn Du so fortfährst; bei Deinem Bruder weiß ich wenigstens, woher sein Leiden stammt, aber bei Dir ist Alles Räthsel und Geheimniß, und alle Tage fällst Du mehr zusammen; ich weiß nicht, ob Du noch Verse machst, sehen und hören hast Du mich seit Paris keine lassen; Du hast keine Freude mehr an den Menschen, Martin, nur mit dem Vieh, dem Hotspur, bist Du noch befreundet, weil Dich der nicht nach Deinem Kummer fragen kann. Martin, ich kann Dich nicht mehr um mich leiden; thu mir den Gefallen und mache es wie Dein Bruder, stürze Dich von einer steilen Bergwand und bleibe vierundzwanzig Stunden in der Regennacht liegen, werde dann brustkrank und stirb, dann kann ich Dich rechtschaffen beklagen, kann um Dich weinen und trauern, denn Du warst mein Freund; wenn Du aber an einem Herzeleid hinsiechst, das Du nicht aussprichst, wahrhaftig, Martin, ich vergieße keine Thräne um Dich und denke mein ganzes Leben lang Deiner nicht mehr!"

Der Prinz war tief ergriffen und wendete sich ab, Baldamus aber faßte seine Hände, sah ihm treuherzig ins Auge und sprach bittend: „Mein gütiger Prinz, haben Sie mit mir Geduld, nur noch eine kurze Spanne Zeit, und fürchten Sie nichts für mein Leben oder meine Gesundheit, ich bin ein Mann, und ein Mann stirbt nicht an Liebesgram; ich hätte das schon überwunden, wenn nicht meines Bruders Leiden mich zu tief wieder erschüttert hätte."

„Du leidest also doch an Liebesgram?“ sagte der Prinz langsam und sah den Dichter mit einem langen Blicke vorwurfsvoll an, „hast Du denn vergessen, daß wir uns geschworen haben, keine Liebesgeheimnisse vor einander zu haben? Bist Du nicht mein Blondel gewesen bei meiner lieben Ludovike? mein Minstrel, der mit süßen Liedern für mich warb? nun, Martin, ich will auch für Dich werben, wenn auch nicht mit Liedern, das würde mir schwer werden, aber weißt Du, Freund, es geht manche verschlossene Thüre auf, wenn ein Fürst als Freiwerber für seinen Freund erscheint!“

„Mein gütiger fürstlicher Freund,“ bat Baldamus, „forschen Sie nicht, fragen Sie nicht!“

„Eigensinn, Trotzkopf!“ schalt der Prinz, „thut er nicht, als wäre meine eigene fürstliche Gemahlin das Ziel seiner Wünsche.“

„Durchlaucht!“ fuhr Baldamus auf.

„Ruhig!“ rief der Fürst, „wir wissen schon, woran wir da sind; wenn wir unserer Sache überall so sicher wären, wie da, so hätten wir nicht nöthig, uns hier herumzuziehen mit Dir, Trotzkopf. Wegen der Antonie, der Madame Dutic, oder wie sie sonst heißt, kannst Du Dich nicht grämen, das weiß ich. Halt, mein Junge! Bist Du etwa doch über Gebühr in die schöne Riniera verliebt gewesen? Ei, ich möchte sie als Frau von Namedy sehen. Hoffentlich haben wir bald das Vergnügen. Sie ist aber schwerlich der Grund Deines Kummers, sprich.“

„Frau von Namedy ist nicht der Grund meines Kummers,“ entgegnete der Dichter zerstreut, „aber sie kennt ihn!“

„Donner und Wetter!“ rief der Prinz, jetzt wirklich zornig, „Baldamus, ich befehle Ihnen, mir auf der Stelle zu sagen, was Sie kümmert und in so hohem Grade drückt, daß Ihre Freunde für Sie fürchten müssen, ich betrachte es als eine Beleidigung, als einen Verrath an unserer Freundschaft, wenn Sie mir ein Geheimniß noch länger bergen, zu dessen Mitwisserin Sie also schon in Paris diese schöne Dame gemacht haben. Reden Sie, Baldamus, aber reden Sie rasch, nur unter dieser Bedingung verzeihe ich Ihnen, daß Sie die schöne Provençalin mir vorgezogen haben.“

„Mein gnädiger Herr,“ entgegnete Baldamus, der jetzt wohl fühlte, daß er nicht länger zögern dürfe, „Sie werden schon sehen, daß Sie nicht im Stande sind, mir zu helfen, das wird Sie schmerzen, und darum habe ich gegen Sie geschwiegen, aus keinem andern Grunde. Jetzt darf ich nicht länger schweigen, mein theurer Prinz, haben Sie Mitleid mit mir, ich liebe Agneten, die Braut meines unglücklichen Bruders!“

„Wie denn, Martin,“ rief der Prinz verwirrt, „wie denn? Sie lieben die Agneta, die Ihnen von Anfang an versprochen war? Die sich erst mit Ihrem Bruder verlobte, als Sie mit jener unseligen Dutic oder Dupic sich versprochen hatten? Diese Agneta lieben Sie?“

„Diese Agneta liebe ich!" sagte der Domänenrath traurig.

„Aber Martin," begann der Prinz hastig, doch brach er sofort ab, er wollte nämlich sagen, daß der Dichter gar keine Ursache zur Verzweiflung habe, denn Agneta's Hand sei ja frei, wenn Philipp Baldamus todt sei, er fühlte gleich, wie verletzend das für die zarten Empfindungen des Dichters sein müsse.

„Martin," begann er wieder mit rührender Güte, „ich danke Dir, daß Du endlich gesprochen hast; bis ein Mann, bis ein Mann, mein alter Junge, nimm Dir nicht die Sache so schwer auf's Herz; kommt Zeit, kommt Hülfe. Kopf hoch, mein lieber Martin, Brust heraus, wir werden noch oft vergnügt zusammen sein!"

„Das hoff' ich, mein hoher, mein fürstlicher Freund," sagte der Dichter mit Ueberzeugung, den Kopf zurückwerfend und dem Prinzen zulächelnd, „so schnell läßt sich der Martin Baldamus seine Ansprüche auf dieses schöne Leben nicht abjagen, er schlägt sich schon durch mit Gottes Hülfe, bis es wieder hell wird."

„Und an mir sollst Du einen ehrlichen Alliirten haben bis dahin, Martin!" rief der Prinz heiter und doch ernst, „freilich lauter Egoismus, nichts als Egoismus, denn ich brauche Dich noch zu vielen Dingen!"

„Zunächst zum Kindtaufs-Carmen, Durchlaucht, nicht?" fragte Baldamus schelmisch.

„Bis still, bis still, Martin!" schrie der Prinz selig, „Sie zankt sonst mit mir, daß ich's Dir schon verrathen habe, Sie will's der Frau Tante Durch-

laucht hier zuerst sagen. Herr Gott, Baldamus, es ist ja lange neun Uhr vorüber, nein, Martin, bist Du ein Schwätzer! die Herren warten ja schon länger als eine Viertelstunde auf uns, und Du weißt, ein Prinz darf nicht warten lassen."

„Ich bin kein Prinz, Durchlaucht, Gott sei Dank!" entschuldigte sich Baldamus.

„Närrischer Martin," entgegnete der Prinz, der entzückt war, seinen Liebling nach langer Zeit wieder in alter Weise heiter zu sehen, „närrischer Martin, mein Metier als Prinz ist doch so ganz schlecht nicht, allerliebste Frau, weißt Du? etwas verrückter Freund, verstehst Du? redliche Diener, hübsche Schlösser, grüne Wälder —"

„Alles himmelblau und rosenroth, Durchlaucht!" lachte Baldamus. „Lautete vor ein paar Monaten ganz anders das Lied vom prinzlichen Metier, wissen Eure Durchlaucht noch, in Paris damals?"

„Weiß wohl, Du bekamst an dem Tage einen Kuß von der Dame Letic," neckte der Prinz, „verdammte Person, darum ist Dir der Tag unvergeßlich. Doch komm, komm!"

Prinz Carl Aemil setzte seine kleine Feldmütze auf, nahm den Dichter an der Hand und führte ihn, wie man ein Kind führt.

So traten sie in einen Salon, wo der Baron von Bylandt, der Amtmann von Rudelhoff, der Oberforstmeister von Ringenberg und der Leibarzt des Prinzen ihrer schon länger harrten, als ihnen lieb war, denn ihre Gesichter hatten jenen feierlich lang-

weiligen Ausdruck, der bei den meisten Menschen eine Folge langen Wartens ist.

Der Prinz fand für gut, diesen Ausdruck nicht zu bemerken, er bot den Herren guten Morgen und drückte Bylandt die Hand, was diesen völlig versöhnte, dann ließ er sich an einem Tisch nieder und rief: „Nehmen Sie Platz, meine Herren, nehmen Sie Platz, die Verschwörung ist eröffnet. Zunächst, lieber Baron von Rudelhoff, der Tausend, was haben Sie für eine hübsche Camée in Ihrem Ring," unterbrach sich der Prinz, ehe er noch angefangen, und zog dem Amtmann den Ring von der Hand ab; der Prinz verstand sich auf geschnittene Steine, von denen er selbst eine kostbare Sammlung im Scheurenschloß hatte; „ein Sokrates, nicht?"

„Ich glaube, es ist ein Periander, gnädigster Herr;" entgegnete der Amtmann.

„Ich sage Ihnen, es ist ein Sokrates!" versetzte der Prinz eifrig.

„Der Ring ist ein Geschenk weiland Seiner hochfürstlichen Durchlaucht des Prinzen Carl Josias, Ihres Herrn Oheims, gnädigster Prinz," sagte der Amtmann feierlich, „ich weiß, daß er Ihrer Sammlung im Scheurenschloß würdig wäre, aber ich kann mich von dem Andenken meines unvergeßlichen Gönners nicht trennen; indessen habe ich in meinem Testament bestimmt, daß er nach meinem Tode mit anderen Sachen in das Scheurenschloß kommt."

„Nun, so will ich hoffen, lieber Baron," erwiederte der Prinz herzlich, „daß er noch recht lange

nicht dorthin kommt, wenn er aber einst dort ist, so wird er uns dann an einen der treuesten, gelehrtesten und liebenswürdigsten Diener des fürstlichen Hauses erinnern."

Der Amtmann verbeugte sich geschmeichelt und nahm seinen Ring zurück, der ihm ganz unentbehrlich war, denn schon während der kurzen Zeit, daß ihn der Prinz besichtigte, hatte er ein paar Mal mechanisch nach dem Ringfinger gefaßt, um ihn herumzudrehen, was er unaufhörlich zu thun pflegte, wenn er geistig lebhaft beschäftigt war, sei es nun, daß er über etwas nachsann, oder daß er einen Vortrag hielt.

„Der Herr Amtmann über Travendahl," begann der Prinz wieder, „wird uns zunächst ausführlich mittheilen, in welcher Weise uns der erste Anschlag geglückt ist, den wir in der Verschwörung gegen unsre Frau Tante Durchlaucht gewagt haben, darnach aber werden wir über das weitere Vorgehen zu berathen haben.

„Eure Durchlaucht sind bereits in Kenntniß gesetzt," nahm der Amtmann, dem Wink des Prinzen nachkommend, das Wort, „daß der Brief, der von uns beschlossen wurde, zur gehörigen Zeit und am gehörigen Orte übergeben worden ist, aber glücklicher Weise lange nicht die heftige Wirkung gemacht hat, die Eure Durchlaucht und wir Alle fürchten zu müssen glaubten. Allerdings war der Eindruck, den die Untergebenen zu beobachten Gelegenheit hatten, stark, aber die Frau Tante Durchlaucht überwanden den=

selben sehr rasch; auch der Inhalt des Briefes hatte nicht die erschütternde Folge, welche wir fürchteten, wie das die Schnelligkeit bezeugt, mit welcher Ihro Durchlaucht die Ausfertigung einer Vollmacht für ihren alten Agenten und die Requisition wegen des Pendergrachtschen Archives zu befehlen geruhten; seitdem habe ich weder in der äußern Erscheinung, noch in dem Wesen der durchlauchtigsten Prinzessin eine Aenderung wahrzunehmen vermocht."

„Sie halten demnach," sagte der Prinz, „dafür, daß wir nun einen zweiten Brief übergeben lassen, in welchem der Agent von Pendergracht kurz meldet, daß er das Actenstück gefunden hat, dessen Inhalt mittheilt, anfragt, ob er das Actenstück selbst einsenden und die Nachforschungen nach der Person des verschwundenen Kindes fortsetzen soll?"

„Ich halte das für ganz unbedenklich!" erklärte der Amtmann über Travendahl.

„Und Sie, Herr von Ringenberg?" wendete sich der Prinz an den Oberforstmeister.

„Verzeihen Eure Durchlaucht," bat dieser, „ich kann alle diese Schritte nicht mißbilligen, sie müssen wohl geschehen; ich sehe aber durch den Ausgang das Leben meiner theuren, greisen Herrin bedroht; wäre ich sicher, daß die Dame wirklich das so lange schmerzlich entbehrte Kind meiner Durchlaucht ist, so wollte ich's ihr schon gönnen, daß sie vor Freude stirbt, denn sie überlebt es nicht; da ich aber darüber nicht sicher bin, so ist mir der Gedanke entsetzlich, daß diese edle, so vielfach getäuschte Frau nun

auch noch an einer letzten großen Enttäuschung sterben soll, nachdem sie die Ruhe wieder verloren, die sie sich so mühselig errungen und, wir Alle wissen es, durch treue Sorge für das Wohl Anderer verdient hat."

„Herr von Ringenberg hat die Dame nicht gesehen," entgegnete der Baron von Bylandt eifrig, „sonst würde er nicht zweifeln, ich aber habe sie oft und vielfach gesehen und gesprochen, beobachtet auf's Schärfste; ich muß Ihnen sagen, daß beim ersten Anblick der Dame mir ihr Gesicht auffiel, es war da eine wunderbare Aehnlichkeit, das war mir auf der Stelle klar, ich vermochte mir aber niemals klar zu machen, wem die Dame ähnlich sah; dann hörte ich sie sprechen, und wiederum erinnerte mich der Klang ihrer Stimme an eine andere, namentlich war es eine eigenthümliche Betonung der Endsilben, die mich oft geradezu erschreckte. Auch damit wußte ich nicht, wohin? ich bemerke ausdrücklich, daß ich nicht die geringste Veranlassung hatte, die Dame mit dem prinzlichen Hause in Verbindung zu bringen, im Gegentheil, ich vermuthete ganz etwas Anderes. Mehr durch einen Zufall, als eigentlich durch Combination kam ich auf das Actenstück, und kaum waren mir dadurch die Verhältnisse klar geworden, als ich sogleich wußte, an wen mich die Stimme, an wen mich das Gesicht der Dame erinnert hatte. Die Stimme der Frau Tante Durchlaucht ist jetzt fast erloschen, sie hat keinen Klang mehr, aber wir Alle, bis auf unsern jüngeren Freund Baldamus, haben sie vor zwanzig, dreißig und vierzig Jahren reden hören,

wir Alle werden uns erinnern, wie scharf sie die Endsilben zu accentuiren pflegte; wir Aelteren wissen auch, daß sie diese Sprechweise mit dem hochseligen Herrn Vater gemein hatte, der auch die Stimme bei'm Schluß des Wortes zu erheben pflegte. Ich gebe zu, daß dieser Umstand geringe Bedeutung haben würde, wenn das Actenstück nicht auf diese Demoiselle Scondenius hinwiese, aber er ist von höchster Bedeutung, da das der Fall ist. Es kommt aber auch die Aehnlichkeit hinzu —"

Der Reichsfreiherr unterbrach sich hier, indem er sich gegen den Prinzen entschuldigte, daß er noch ein Mal Umstände wiederholen müsse, die er ihm bereits früher mitgetheilt habe.

„Vor etlichen zwanzig Jahren," fuhr er danach fort, „hatten mich weiland Seine Durchlaucht, des Prinzen Herr Vater zu den großen Jagden in Carlsnest eingeladen; ich kam einen Tag später als die anderen der eingeladenen Herren, fand das Schlößchen überfüllt und nahm gern die Gastfreundschaft an, welche mir der lahme Stelzner, des alten Fürsten bekannter Büchsenspanner und Günstling, nunmehr Kastellan in Carlsnest, bot. In seiner kleinen Kammer hing das lebensgroße Bild eines jungen Mannes in alterthümlicher Tracht, dessen ruhig freundliches, aber ausdrucksvolles und interessantes Gesicht meine Aufmerksamkeit mächtig fesselte. Ich fragte den lahmen Stelzner und erfuhr, daß es den unglücklichen jungen Mann vorstelle, der seine Liebe zu der Prinzeß Friederike hatte mit dem Leben büßen

müssen. Das Bild war in den Zimmern der Prinzeß gewesen, er hatte sich für sie in alterthümlicher Rittertracht malen lassen, damit Niemand an einen Lebenden denken solle; nach der Katastrophe hatte der Fürst befohlen, das Bild zu verbrennen, der Kastellan aber hatte es gerettet. Nun, meine Herren, Demoiselle Scondenius sieht diesem Bilde sprechend ähnlich. Noch einmal, ich wiederhole es, weder das Actenstück allein, noch diese beiden Umstände allein würden mich überzeugen, aber in ihrer Verbindung sind sie unwiderstehlich."

„Ich gebe den Gründen Eurer Excellenz nach!" erklärte der Oberforstmeister endlich, obwohl immer noch zögernd und bedenklich.

„Unser lieber Doctor will etwas sagen!" rief der Prinz jetzt.

„Durchlaucht," sprach der Arzt in seiner ernsten, unumwundenen Weise, „ich habe die Frau Prinzessin einige Stunden nur beobachtet, aber das war hinreichend, um mir die Ueberzeugung zu geben, daß sich die Herren hier ganz unnöthig allerlei Bedenken machen, die vor zwanzig, ja vielleicht vor zehn Jahren noch am Platze gewesen wären, es heute aber gar nicht mehr sind. Lassen Sie die Demoiselle herkommen, getrost, sagen Sie der Prinzessin dreist: hier sind die Actenstücke, die uns glauben lassen, daß dieses Frauenzimmer Deine Tochter ist; sieh zu, Mutter, ob es wirklich Dein Kind ist!"

Außer dem Prinzen und Baldamus, welche schwiegen, erklärten sich die anwesenden Herren mehr oder

minder lebhaft gegen die Meinung des Arztes, und der Oberforstmeister namentlich ereiferte sich gewaltig.

„Meine lieben Herren," vertheidigte sich der Arzt, „es giebt eine ganz bestimmte Grenze, über welche hinaus das Greisenalter nicht jene Nervenempfindlichkeit mitnehmen kann, die nothwendig vorhanden sein muß, wenn Rührungen so gewaltig wirken sollen, daß sie tödtliche oder gefährliche Folgen haben. Der Eine gelangt früher, der Andere später über diese Grenze, höchst selten nur ist es, daß ein Mensch sich diese Eigenschaft ganz und gar bewahrt bis in ein höheres Alter. Das Greisenalter ist noch ärgerlich, verdrießlich, zornig, aber es geht nichts mehr tief, was von außen kommt; glauben Sie mir, diese Prinzessin hat die Grenze längst überschritten; wenn sie ihr Kind erkennt, wird sie sich freuen, es wird sie erregen, ergreifen, aber es wird sie durchaus nicht in einem bedenklichen Grade erschüttern."

Die Rede des Arztes machte Eindruck; der Amtmann aber glaubte sich doch verpflichtet, den Vorfall mitzutheilen und die Erschütterung zu schildern, welcher die Prinzessin ausgesetzt gewesen, als der Ochsenschreiber die Eröffnung des Wallparter'schen Scharfrichterei-Lehens so plötzlich angezeigt, aber er mußte selbst zugestehen, daß dieser Vorfall für die Ansicht des Leibarztes beweise, denn bekanntlich war einige Minuten darauf schon die Prinzessin im Stande gewesen, die Geschäfte fortzusetzen, und der Vorfall hatte nicht die geringsten üblen Folgen weiter gehabt.

Auf Baldamus' Vorschlag kam die Verschwörung denn endlich dahin überein, einen Mittelweg einzuschlagen; man wollte auf einen Brief, der die Auffindung des Actenstückes anzeigte, sofort einen zweiten folgen lassen, der die Entdeckung der Demoiselle Scondenius meldete. Das konnte der Prinzeß kein Mißtrauen einflößen, da Pendergracht nur ein paar Stunden vom Hause zum Brink entfernt war. Dann sollte man die Entschließungen der greisen Dame abwarten. Sie mußte selbst befehlen, daß man ihr die Hausjungfer zum Brink zuführe.

Der Prinz fand diesen Vorschlag vortrefflich und die anderen Herren stimmten sofort bei, nur der Baron von Bylandt schüttelte den Kopf.

„Mein Kopfschütteln bei diesem Vorschlag ist keine Mißbilligung,“ sagte der Reichsfreiherr, als ihn der Prinz aufforderte, zu reden, „im Gegentheil, ich billige ihn in seinen Grundzügen, aber er bedarf einer Erweiterung und zwar einer Erweiterung im Interesse der Demoiselle Scondenius, einer höchst achtungswerthen und liebenswürdigen Person. Die Hausjungfer meines alten Freundes Gerlach Husmann muß allerdings hierher kommen und zwar so bald als möglich, nicht erst auf Befehl der Prinzessin; wir müssen sie hier zur Hand haben, und zwar darf sie nicht ahnen, was man hier mit ihr vor hat. Meine Herren, durchlauchtigster Prinz, ich bin überzeugt, daß dieses Frauenzimmer die Tochter der Prinzessin aus jener unglücklichen Ehe ist, aber keiner von uns kann einen juristischen Beweis dafür führen; es wird

Ihnen nicht entgangen sein, daß der Professor Scondenius der Töchter mehrere gehabt hat, es ist nicht unumgänglich nothwendig, daß Demoiselle Clotilde das Kind der Prinzessin ist, ich würde es für gewissenlos halten, diesem achtungswerthen Frauenzimmer seine Eltern, oder die, welche es bisher für seine Eltern hielt, zu nehmen, wenn man nicht mit Bestimmtheit ihr eine andere Mutter, einen anderen Vater zu geben vermag. Das aber können Sie nur, wenn Sie sicher sind, daß die Prinzessin sie als ihr Kind erkennt. Ich muß Ihnen gestehen, die Bedenken unseres verehrten Doctors haben mich zwar nicht in Bezug auf meine Ueberzeugung wankend, aber in Bezug auf die Prinzessin ängstlich gemacht — wie wenn die Starrheit der Gefühle bei ihr so weit ginge, daß das Mutterherz beim Anblick der Tochter wirklich stumm bliebe? wenn die Dame von uns den Beweis forderte, den Beweis, den wir nicht liefern können, dann hätten wir die Demoiselle Scondenius ganz einfach um ihre Eltern betrogen, ohne ihr Ersatz zu geben."

„Verzeihen Eure Excellenz," nahm hier der Amtmann über Travendahl das Wort, „es ist allerdings richtig, daß ein voller Beweis nicht zu führen ist, es sind unbestreitbare Lücken da, aber wenn die Ueberzeugung feststeht, dann kann der Landesherr das Fehlende nachsehen und die Demoiselle als aus einer geheimen Ehe der Frau Prinzessin Durchlaucht anerkennen und ihr denjenigen Stand verleihen, den er für passend halten wird."

„Sehr richtig, mein lieber Amtmann," entgegnete der Reichsfreiherr, „ich bin überzeugt, daß der durchlauchtigste Herzog auf der Stelle, auf die erste Aeußerung unseres Prinzen, die Demoiselle Scondenius in rechtlicher Weise anerkennen und geziemend stellen würde in der Welt, aber würde das dem armen Mädchen genügen? Sie denkt mit Liebe ihrer Pflegeeltern, Sie nehmen ihr diese und geben ihr eine Mutter dafür, die sie nicht anerkennt; aus allem Uebrigen wird sich die Hausjungfer zum Brink sehr wenig machen."

„Sie haben vollkommen Recht, lieber Rolemann," erklärte sich jetzt der Prinz, „ich werde veranlassen, daß Frau von Namedy, welche wir hier in der nächsten Zeit zum Besuch erwarten, ihre Ankunft so viel als möglich beschleunigt und die Demoiselle Scondenius mitbringt, man wird diese Dame der Frau Tante Durchlaucht vorstellen, man wird sie einige Tage zusammen hier lassen, dann erst wird der Brief zugleich mit dem ganzen Actenstück abgegeben. Meine liebe Tante weiß dann, daß die Person, von der in dem Briefe die Rede ist, das Kind, von dem das Actenstück handelt, sich unter ihrem Dache befindet, sie kann dann ganz handeln, wie sie will. Ich glaube, daß das der für beide Theile mildeste und beste Ausweg ist."

Die Herren beeiferten sich, dem Prinzen ihre Zustimmung auszudrücken und seine Befehle zu empfangen. Der Leibarzt versprach namentlich, die Frau Tante Durchlaucht so aufmerksam als möglich zu beobachten und sofort den Prinzen zu benachrichtigen, wenn ihm

Umstände vorkommen sollten, welche seine Ansicht über die Gesundheitsbeschaffenheit der greisen Dame ändern könnten.

Der Arzt versprach das mit spöttischem Lächeln, denn er sah, wie gering eigentlich doch das Vertrauen war, das die Herren auf seine Wissenschaft setzten.

„Da wir unsere Verschwörung nun fertig haben," sagte der Prinz, indem er freundlich grüßend aufstand, „will ich die Herren nicht weiter aufhalten, ich habe von vorher schon ein böses Gewissen, auf Wiedersehen, meine Herren, auf Wiedersehen bei Tafel!"

Die Verschwörer von Travendahl verabschiedeten sich.

„Noch ein Wort, lieber Herr Amtmann," rief der Prinz, „haben Sie den Herrn, Herrn, wie heißt er doch gleich? den Ochsenschreiber, abscheuliche Benennung das! haben Sie den hier?"

„Der Ochsenschreiber Hauboldt, gnädiger Herr," entgegnete der Amtmann, „würde sich tief gekränkt fühlen, wenn ich mich unterstehen wollte, jemals ohne ihn auf's Schloß zu gehen."

„Ist er so schlimm?" lachte Prinz Carl Aemil.

„Ein guter Mensch, aber verworren überall, wo es nicht auf seine Geschäfte ankommt, da ist er unübertrefflich," lobte der Amtmann, „er ist von großer Pünktlichkeit, was jetzt immer seltener wird, und überdem speichert er förmlich Kenntnisse auf, er ist in jeder Stunde, die ihm sein Amt frei läßt, in meiner Bibliothek zu finden."

„Zu jeder Stunde?“ forschte der Prinz lächelnd.

Der Herr Amtmann über Travendahl blickte da verwundert auf. Der Ton, in welchem der Prinz sprach, machte ihn aufmerksam.

„Sie erschrecken ja förmlich?“ rief Carl Aemil guter Laune, „nun, ich weiß doch eine Stunde, wo dieser Phönix von Ochsenschreiber sich weder mit seinen Geschäften noch mit Ihrer Bibliothek zu schaffen macht, sondern ganz einfach einer hübschen Frau gefällig ist.“

„Verzeihen Euer Durchlaucht,“ entgegnete der Junggeselle etwas scharf, „wenn hier nicht ein Irrthum vorwaltet, so habe ich mich in dem Manne allerdings gröblich getäuscht; ich hielt mich überzeugt, daß der Ochsenschreiber, gewitzigt durch die Erfahrungen seiner ersten ehelichen Unbesonnenheit, nicht zum zweiten Male in denselben Fehler verfallen würde.“

„Aber, Herr Amtmann,“ rief der Prinz laut lachend, „halten Sie denn wirklich die Ehe für einen Fehler?“

„In theologischem und juristischem Sinne nicht,“ versetzte der Amtmann unerschütterlich, „nein, die Ehe ist an sich kein Fehler, aber die Menschen machen einen Fehler damit.“

„Gehen Sie, mein lieber Amtmann, Sie sind ein Rabulist,“ scherzte der Prinz, „und rechnen Sie es dem armen Ochsenschreiber nicht zu hoch an, wenn er zum zweiten Male in den Fehler der Ehe verfallen sollte. Ernsthaft gesprochen, lieber Baron, die Frau Tante Durchlaucht hat mir gesagt, der Ochsen=

schreiber wolle eine kleine Günstlingin von ihr heirathen, eine Person, die einen honetten Vater braucht für ihr Kind. Das arme Mädchen soll viel geduldet und viel gelitten haben für seinen Fehltritt; kurz, ich will die kleine Marie, wie die Frau Tante die arme Person nennt, mit ihm verheirathen, und ihm einen bessern Titel und eine Gehaltszulage geben, wenn Sie nämlich nichts dagegen haben."

„Es wäre ungerecht von mir, gnädiger Herr," entgegnete der Amtmann, „wenn ich jetzt die Lobeserhebungen zurücknehmen wollte, weil der Mann wider Erwarten und wider meine Hoffnung abermals heirathen will; ich muß mit so vielen verheiratheten Personen verkehren, also warum soll mein Amanuensis nicht wieder heirathen? Durchlaucht, der Mann ist einer Zulage vollkommen würdig, aber lassen Sie ihm seinen Titel als Ochsenschreiber, ich weiß, daß er gerade auf diesen Titel viel hält, er wird ihn nicht ger'n vertauschen und überdem greift die leidige Titelsucht immer mehr um sich, es wäre kein gutes Beispiel."

„Sie mögen Recht haben," meinte der Prinz nach einigem Nachdenken, „Ochsenschreiber klingt schlecht, aber eigentlich ist's doch ein rechtes deutsches Wort und gewiß besser als das zwieschlächtige Marktcommissarius, was ich dem guten Menschen zugedacht hatte, schicken Sie mir ihn herauf. Adieu, lieber Baron, auf Wiedersehen!"

Der Amtmann verbeugte sich und ging, gleich darauf erschien die lange, schwarze Gestalt des Ochsen-

schreibers in der Thür und knickte drei bis vier Mal rasch hinter einander vorn über.

„Treten Sie näher, Herr Hauboldt!" befahl der Prinz.

Der Ochsenschrewer avancirte drei Schritte, blieb dann aber wieder stehen und wiederholte seine grotesken Verbeugungen.

Der Prinz, der den armen Menschen in keine Verlegenheit setzen wollte., trat zu ihm hin und sah ihm freundlich in das düstere, faltige Gesicht; der Ochsenschreiber stierte ihn in höchster Aufregung an.

„Ich wollte Sie persönlich kennen lernen, lieber Herr Hauboldt," sagte der Prinz mit einer Leutseligkeit, die jedem anderen Menschen seine Zuversicht wiedergegeben haben würde, die aber des Ochsenschreibers Angst nur noch höher steigen ließ, „meine Frau Tante Durchlaucht sind sehr zufrieden mit Ihnen, der Herr Amtmann von Rudelhoff rühmt nicht nur Ihre Geschäftskenntniß und Ihren Fleiß, sondern auch das redliche Bestreben, mit welchem Sie fortdauernd bemüht sind, Ihre Kenntnisse zu vermehren." —

Der Prinz hielt einen Augenblick inne, er sah, daß der wunderliche Mensch reden wollte.

„Die Frau Tante Durchlaucht," sagte der Ochsenschreiber endlich eintönig, als ob er etwas auswendig Gelerntes hersage, „sind gar zu gnädig gegen mich, der Herr Amtmann Freiherr von Rudelhoff juris utriusque Doctor sind mein Wohlthäter, ich vermag niemals das zu leisten, was ich leisten müßte, wenn

ich mich all' der Gnade und Güte würdig machen wollte, ich werde es nie können, niemals!"

„Das ist auch gar nicht nöthig, mein guter Herr Hauboldt," entgegnete der Prinz, dessen wahre Menschenfreundlichkeit das tiefe Gefühl der Dankbarkeit, das in diesem Manne lebte, richtig erkannte, trotz der eintönigen Worte, in denen es sich aussprach, „nein, das ist nicht nöthig, Herr Hauboldt," wiederholte der Prinz nachdrücklich, „selbst der beste Mensch kann sich nur durch seinen guten Willen der Gnade und Güte, die Gott täglich an ihm übt, würdig machen!"

Es zog wie ein klarer Lichtstrahl durch das düstere Antlitz des Ochsenschreibers.

„Herr Hauboldt," fuhr der gute Prinz fort, „um Ihnen auch meinerseits zu zeigen, daß ich treue Dienste zu belohnen weiß, habe ich Befehl gegeben, Ihren Gehalt um hundert Thaler jährlich zu vermehren."

„Durchlauchtigster Prinz, gnädigster Herr," begann jetzt der Ochsenschreiber erregt, „Eure hochfürstliche Durchlaucht wollen gnädigst verzeihen, daß ich mich erkühne, höchstdenenselben in tiefster Unterthänigkeit zu bemerken, wie meine Dienste schon über alle Gebühr honorirt werden."

„Wahrlich," rief der Prinz heiter, „Sie sind ein wunderlicher Patron, mein Herr Hauboldt, ich glaube nicht, daß mir das schon vorgekommen ist, daß einer meiner Beamten eine Zulage abweist; aber wissen Sie, Herr Ochsenschreiber, ich nehme nie etwas zurück, ich befehle Ihnen, die Zulage anzunehmen. Ueberdem, wenn Sie so glänzend honorirt sind, wie

Sie sagen, so können Sie ja sparen, Sie haben Kinder, Herr Hauboldt, und, wie ich höre, sind Sie gesonnen, zum zweiten Male in den Stand der heiligen Ehe zu treten."

Jetzt bot das Gesicht des Ochsenschreibers eine so auffallende Aehnlichkeit mit den immer aufgesperrten steinernen Drachenmäulern alter Regentraufen dar, daß der Prinz an sich halten mußte, um nicht laut aufzulachen.

„Nun, lieben Sie denn die „kleine Marie" nicht?" fragte er, „man hat mir doch gesagt! nun!"

„Durchlauchtigster Prinz, gnädigster Herr, Euere hochfürstliche Durchlaucht —" begann der Ochsenschreiber wieder.

„Ich habe mich vorher schon überzeugt, Herr Hauboldt," unterbrach der Prinz heiter, „daß Sie ganz vertraut mit den Formen des Kanzleistils sind, indessen sagen Sie mir jetzt, lieben Sie die „kleine Marie" oder nicht?"

„Durchlauchtigster —"

„Ja, oder nein?" drängte der Prinz.

„Ja," sagte der Ochsenschreiber, „aber es ist ja ein tiefes Geheimniß und ich habe —"

„Ich weiß, daß Sie noch nicht mit der „kleinen Marie" davon gesprochen haben," nahm der Prinz ernst das Wort, „ich denke, Sie werden es in diesen Tagen thun; das arme Mädchen hat durch die Schändlichkeit ihres Verführers viel gelitten und es ist sehr brav von Ihnen, Herr Hauboldt, daß Sie zugleich der Frau einen ehrlichen Namen und dem Kinde einen

Vater geben wollen. Ich wünsche Ihnen viel Glück und nun leben Sie wohl; es wird mich immer freuen, Gutes von Ihnen zu hören, Herr Hauboldt; Adieu!"

Der Ochsenschreiber machte sehr rasch seine Verbeugungen, als er aber draußen vor der Thür war, faßte er sich an die Stirn, denn es war dem wunderlichen Gesellen, als habe er das Alles geträumt. Nachdem er sich aber besonnen, sagte er leise vor sich hin: „Herr Hauboldt, Herr Hauboldt, er hat mich stets „Herr" genannt, und er wußte Alles — hm! Erst werde ich die Convocationsacten heften, dann die Bücher, die der Herr Amtmann gestern bekommen hat, sortiren, dann aber gehe ich zu Ihr, oh Maria!"

Man konnte über den Ochsenschreiber lachen, das geschah auch zuweilen, aber Niemand würde darauf gekommen sein, ihn auszulachen!

Siebenunddreißigstes Capitel.

Lourdoueix an Baldamus.

„Du, Meißner, prangst voran
Im höchsten Ehrenscheine,
Dir fließt des Sanges Quell
In Deines Herzens Schreine.
Die Sänger auf und ab am Rheine,
Sie liegen all in Deinem Bann."
(Conrad von Würzburg an Heinrich von Meißen.)

Paris, den 2. März 1816.

Mein Herr und mein Freund!

Lassen Sie uns nicht so genau mit einander rechnen; ich weiß wohl, daß ich Ihnen eine Antwort schuldig geblieben bin, meine Entschuldigung liegt aber nicht, wie Sie in Ihrem letzten Brief andeuten, in dem zerstreuenden Leben von Paris, Sie wissen, ich bin auf dem Meere geboren und groß geworden, sondern lediglich in meiner Abneigung, Briefe in trüber Stimmung zu schreiben. Wären Sie hier gewesen, mein guter und liebenswürdiger Freund, ich würde Sie oft aufgesucht haben; Auge in Auge mag der Freund dem Freunde klagen, das lebendige Wort ist ein treuer Vermittler, der Brief aber ist es nicht. Die geschriebene Klage hat immer etwas Gespreiztes, sie rührt nicht, sondern reizt. Aus diesen Worten, die ich Ihnen nicht ersparen konnte, weil sie meine einzige Entschuldigung sind, werden Sie

ersehen, daß ich mich in einer von den Stimmungen befunden habe, die auch Ihnen nicht fremd sind, für die ich also bei Ihnen zu allermeist Verzeihung zu finden hoffen kann.

Zunächst, mein Freund, empfangen Sie nun meinen besten Dank für die guten Nachrichten, welche Sie mir über Ihren edlen Prinzen und dessen engelgleiche Gemahlin geben. Er verdient es im vollsten Maße, einst ein regierendes Haupt zu sein, und Sie, die liebenswürdigste Prinzessin der Welt, Sie verdient noch viel mehr; lassen Sie, mein guter Baldamus, Ihre Durchlauchten wissen, daß ich stets in tiefster Verehrung Ihrer gedenke. Von der glücklichen Reise der Fräuleins von Bünau war die Frau Prinzeß von Lothringen schon unterrichtet, die jungen Schönheiten hatten sich voll deutscher Dankbarkeit beeilt, selbst zu schreiben. Es ist mir lieb, daß diese lieben deutschen Blumen wieder sicher in die Heimath sind, Marquis von Ventadour spielte in der letzten Zeit gar zu eifrig den Galan und zwar bei Beiden, und darum ist's mir lieb, daß sie fort sind; ich hege eine entschiedene Neigung für Fräulein Marie und wenn mir die Sehnsucht zu groß wird, so ist's schon möglich, daß ich Sie eines guten Tages im Scheurenschloß überfalle. Ich sage Ihnen das vorher, mein theurer Freund, damit Sie nicht gar zu hochmüthig werden, wenn Sie mich ankommen sehen, in dem Glauben, mich führe allein die Sehnsucht zu Ihnen nach Deutschland. Ich bin überzeugt, daß Sie aus dieser Mittheilung Veranlassung

nehmen werden, Fräulein Marie zuweilen von mir zu unterhalten.

Warum aber, mein guter und liebenswürdiger Freund, schreiben Sie kein Wort von Ihrer Gesundheit? es war nicht zum Besten mit Ihren Umständen, als Sie von uns schieden, hoffentlich bedeutet Ihr Schweigen nichts Schlimmes, ich fordere Sie dringend auf, mich in Ihrem nächsten Briefe darüber in einer Weise zu beruhigen, die keinen Zweifel mehr läßt!

Es versteht sich von selbst, daß ich mich Ihnen in einer ganz besondern Weise verpflichtet fühle für die mir gesendeten Dichtungen und für das Buch. An dem Abend, wo Ihr Brief ankam, habe ich mich in den Schlafrock gehüllt, den Sie trugen, wenn wir deutsche Dichter zusammen lasen, habe mir die Pfeife mit dem Weichselrohr und der Hornspitze von Göttingen, aus der Sie besonders gern zu rauchen pflegten, gefüllt und mich dann behaglich, ganz und gar Martin Baldamus, ausgestreckt auf dem Sopha; ich las von Ihren Gedichten zuerst die „Leontine", dann die „Catharine Lionel", und würde Ihnen über Beide eine Menge von schmeichelhaften Sachen sagen, wenn ich nicht schon sähe, wie sich Ihr gutes Gesicht verdrießlich verzieht. Also kurz, ich freute mich der wohlgelungenen Früchte Ihres Pariser Aufenthalts; die „Leontine" ist so durch und durch Rococco und so ganz und gar Paris, daß ich gar nicht geglaubt hätte, ein deutscher Dichter könne solch zierliche Kunstschnitzerei zu Stande bringen. Ist Ihnen

auch wohl zuweilen etwas sauer geworden? seien Sie redlich, Baldamus, und sagen Sie: ja! Dafür haben Sie sich denn in der „Catharine Lionel" redlich schadlos gehalten. Da gehen die Verse wie losgekoppelte Fanghunde den Unthieren der Revolution zu Leibe, eine Hetzjagd, bei der einem redlichen Royalisten das Herz aufgeht; sonst bin ich mit diesem Gedicht nicht ganz einverstanden, es ist eine interessante kleine Geschichte, sonst weiter nichts, Sie haben dem kleinen Sujet eine viel zu gewaltige Scenerie gegeben und es dadurch entschieden gedrückt, aber freilich möchte ich diese Scenerie in keinem Fall missen. So viel von Ihren Gedichten — nun von dem wunderlichen Buch, von dem „Peter Schlemihl"; ich habe mein Lebtag nicht so seltsames Zeug gelesen, im Anfang wußte ich nicht recht, wie ich mich benehmen sollte, es war mir zu ernsthaft für den Spaß und doch auch viel zu spaßhaft für den Ernst, ich kam nur langsam und nach und nach in die rechte Stimmung. Das Buch ist ein Wunder an sich, denn es verspottet das, was es glauben macht; das Buch, mag nun Herr von Chamisso, oder Baron de Lamotte Fouqué der Verfasser sein, ist so eminent deutsch, daß es nur ein Franzose geschrieben haben kann. Verstehen Sie mich, nur ein Franzose, der ganz deutsch geworden, kann es geschrieben haben, wie alle Neubekehrten die Unterschiede zwischen ihrem neuen und ihrem alten Bekenntniß am schärfsten betonen, am deutlichsten merken lassen, so mag auch das specifisch Deutsche bei jenen Schriftstellern am schärfsten hervortreten,

die französischer Abkunft sind. Uebrigens bitte ich Sie dringend, mich zu benachrichtigen, ob wirklich Herr von Fouqué nicht der Verfasser ist, mit Herrn von Chamisso bin ich, wenn ich mich nicht sehr irre, etwas weitläuftig verwandt; zu Brie in Champagne wohnt ein Fräulein von Chamisso.

Nun sollte ich Ihnen auch wohl ein wenig Politik schreiben; ein Brief aus Paris und keine Politik, Ihr trefflicher Prinz würde es Ihnen kaum glauben. Nun, immerhin, wenn ich auch nicht im Stande bin, Ihnen besonders tröstliche Dinge mitzutheilen. Das Ministerium treibt liberale Politik und König Ludwig XVIII. lächelt schlau dazu, dem ist das ganz recht, denn er glaubt, durch liberale Politik werde er die Liberalen gewinnen; um die Royalisten braucht er sich nicht zu kümmern, die hat er ja doch auf alle Fälle. Die Rechnung wäre vortrefflich, wenn er wirklich die Liberalen für das Königthum gewänne, das aber ist leider nicht der Fall, sondern die Liberalen gewinnen das Königthum für die Revolution, das ist der Unterschied. Die Kammer, Sie wissen, daß man sie die unauffindbare Kammer nennt, warum, ist mir nie klar gewesen, denn sie macht sich doch merkbar genug und ist dem Ministerium ein Dorn im Auge und dem Liberalismus ein Pfahl im Fleisch. Ich würde viel hoffen von dieser Kammer, ich bin mit ihr einverstanden in Allem, was sie nicht oder nicht mehr will in Frankreich, wenn sie nur ein Mal sagen wollte, was sie zu schaffen gedenkt, aber da kommt die Schwäche zu

Tage; die Herren haben die trefflichsten Absichten, und würde die Regierung, anstatt sich mit Liberalismus zu brüsten und der Revolution zu schmeicheln, die Thätigkeit der Kammer leiten und führen, so könnte Frankreichs Zukunft gesichert werden. Leider versteht sich die Regierung auf nichts weiter, als auf Personen und Einzelnheiten, und so verſplittern sich denn die tüchtigen Kräfte, die in der Kammer sind, auch in lauter Einzelnheiten, und es wird nicht einmal der Grund von etwas Ganzem gelegt. Wie will man es diesen Edelleuten zum Vorwurf machen, daß sie Zustände repristiniren wollen, die an sich schon vor hundert Jahren unhaltbar waren und nur noch bestanden, weil andere rings herum standen, die sie hielten, wenn die Regierung des Königs nichts weiter kann, oder noch nicht einmal so viel, als die Bonapartische vor ihr? Frankreich hat das Königthum wieder, aber das Königthum hat Frankreich nicht, das ist in zwei Worten unsre Situation, und die Weisheit der Staatsmänner von heute beschränkt sich lediglich darauf, den Franzosen das Königthum zu erhalten, weil es selbst als leere Form noch immer besser ist, als jede andere, aber Niemand denkt daran, Frankreich für das Königthum zurück zu erobern. Ich vermag solche Weisheit und solche Zustände nicht zu bewundern, aber ich gebe zu, daß es unter den gegebenen Verhältnissen schon viel ist, auch diese Zustände zu befestigen. Die Hauptgefahr für das königliche Haus ist bei solcher Lage der Dinge immer der Herzog von Orleans, er

ist die verkörperte revolutionäre Idee mit allen Prätensionen eines Prinzen, er hat überall seine Freunde und sein Geld füllt manche Tasche; der Herzog von Orleans conspirirt nicht, dazu ist er viel zu klug, aber er weiß es so einzurichten, daß bei allen Conspirationen an ihn gedacht wird; er ist der geborne Repräsentant jener Menschen, die durch und durch revolutionär, durch die Revolution emporgekommen sind und sie auch ferner nur für sich allein ausbeuten wollen, die sich darum gern der leeren Form des Königthums zum Schutz gegen die bedienen möchten, die nach ihnen kommen. Sie werden doch kommen. So lange König Louis XVIII. regiert, kann der Herzog von Orleans Kohl pflanzen oder auf die Weide gehen, der hat ihn durchschaut und hält ihn in gehöriger Entfernung; wenn aber einst der König von Frankreich sich Carl X. schreibt, dann stehen dem Herzoge von der Egalité alle Thüren offen, denn es ist kaum glaublich, was der Graf von Artois für eine Schwäche für seinen lieben Vetter von Orleans hat. Uebrigens ist die Zuneigung gegenseitig, der ehemalige Jacobiner und republikanische General liebt den ehemaligen General der Emigranten, den liebenswürdigsten Cavalier in Frankreich. Vielleicht ist diese ganz unbestreitbare Thatsache nur erklärlich aus der vollendeten Verschiedenheit der beiden Prinzen.

Von der Politik zu den Personalien, nach denen Sie fragen, mein guter und lieber Freund, giebt es wohl keinen passenderen Uebergang, als die Frau Prinzeß von Lothringen, in deren Salon ich auch

die meisten der Personen sehe, für die Sie sich hier interessiren. Die Frau Prinzeß selbst setzt die Politik Montmorency-Lorraine, die sie selbst erfunden hat, mit eben so viel Energie als Glück fort, sie befreit eigentlich jede Woche irgend einen verhafteten Bonapartisten, oder hilft einem Flüchtlinge über die Grenze. Ihr höchster Stolz ist natürlich die glückliche Flucht Lavalette's aus Frankreich, bei der sie denn doch, trotz aller ihrer Klugheit, verdächtig geworden ist. Man weiß jetzt auch, daß die Prinzeß eigentlich die Flucht aus dem Gefängniß gemacht hat, sie hat Lavalette so lange versteckt gehalten, bis er Frankreich verlassen konnte, und denken Sie, unsre schöne Riniera hat dabei auch mitgespielt; der Polizei-Präfect Baron Pasquier sagte es neulich dem Marquis von Ventadour, der nicht wenig verdrießlich sich bezeigte, obwohl ich überzeugt bin, daß er sich im Stillen darüber gefreut hat.

So lange die beiden reizenden deutschen Blumen, die Fräuleins von Bünau, den Salon der Frau Prinzessin schmückten, war ich sicher, Herrn von Ventadour jeden Abend wenigstens eine halbe Stunde dort zu sehen, seit deren Entfernung aber hat er sich kaum ein oder zwei Mal sehr flüchtig gezeigt und ist von der Frau Prinzessin nicht wenig geneckt worden, was er geradezu übel nahm. Daraus habe ich geschlossen, daß er wirklich eine Leidenschaft für eine von den Damen hegt oder gehegt hat, obwohl er Beiden den Hof mit einem Geschick machte, das ich bewundern mußte, das mir wegen Fräulein Maria

nicht wenig Sorge machte. In den letzten Tagen habe ich den Marquis wieder öfter gesehen, doch nicht bei der Prinzessin. Leider habe ich ihn noch nicht dahin bringen können, mit mir von den holden deutschen Blumen zu reden, ich möchte gar zu gern wissen, ob er mein Nebenbuhler bei Maria ist, oder ob er Fräulein Mathilde in sein Herz geschlossen.

Graf Bourmont, den ich zuweilen im Luxembourg-Garten sehe, wo er einsam spazieren geht, hat sich sehr herzlich nach Ihnen erkundigt und läßt sich auch Ihrem Prinzen, so wie der Frau Prinzeß empfehlen. Er sieht die politische Lage ungefähr eben so an, wie ich, glaubt aber ein Rettungsmittel gefunden zu haben; er will das liberale Fieber durch einen Krieg ableiten, denken Sie, er will Algier, Tunis und Tripolis erobern. Der Gedanke ist vortrefflich, wenn nur England nicht wäre! Graf Bourmont verkennt auch die Schwierigkeiten nicht, die in den auswärtigen politischen Verhältnissen liegen, er will aber dennoch Alles daran setzen, um diesen Plan nach und nach zu poussiren.

Werden Sie nicht ungeduldig, mein guter und liebenswürdiger Freund, ich weiß, Sie haben schon dreimal die Pfeife ausgehen lassen, denn natürlich sitzen Sie in eben so dicken Tabaksdampfwolken beim Lesen meines Briefes, wie ich beim Schreiben desselben; ich habe Sie schon viermal sagen hören: „Nun, dieser Lourdoueix, dieser geschwätzige Franzose, warum redet er nicht von der Baronin Lepic? Ich

habe hauptsächlich über diese Frau Nachrichten von ihm verlangt, und nun schweigt er ganz!"

Nein, mein theurer Baldamus, er schweigt nicht, aber allerdings hätte er lieber geschwiegen, und wüßte ich nicht, welches hohe Interesse Ihre Durchlauchten und Sie selbst an dieser Frau nehmen, so würde ich nicht geschrieben haben, jetzt halte ich's denn doch für meine Pflicht. Sie verließen Paris gerade, als die Baronin Lepic ein Haus zu machen begann in unserm noblen Faubourg von St. Germain; ich hörte von glänzenden Bällen, von luxuriösen Diners, von ruinösen Spielpartien, kurz, die Baronin Lepic war Mode; selbst Se. Gnaden der Herzog von Wellington verschmähte nicht, ab und zu in dem Cercle der Baronin zu erscheinen; man versichert auch, ein königlicher Prinz sei eines Abends dort gewesen; kurz, die Frau Baronin machte ihren Weg. Ich hatte, wie Sie wissen, mein Lieber, stets eine Abneigung gegen diese Dame, Ihretwegen, Baldamus; ich sah, wie Sie unter der Kritik litten, welche die Dame, damals Ihre Braut, gegen Ihre Gedichte übte, ich sah, daß die Hofdame herzlos war, aber ich vergöttere lieber eine leichtsinnige Dirne, als daß ich einer herzlosen Frau ein Wort gönne. Herzlose Männer können immer noch ganz schätzbar in manchen Beziehungen sein, herzlose Weiber aber sind die pure Tabaksasche. Wir Raucher unter uns verzeihen uns einen solchen Vergleich.

Ich hatte keine Lust, das Haus der Baronin zu besuchen, obwohl der gute Oberst Lepic zweimal ver-

sönlich bei mir gewesen war und mich eingeladen hatte; endlich, es sind heute gerade acht Tage, begegne ich dem Marquis von Ventadour im Palais-Royal, es mochte gegen acht Uhr Abends sein; ich hatte den ganzen Tag geschrieben; der Marquis, er war noch in voller Hof-Uniform, hatte Dienst gehabt und kam vom Schloß. Wir speisten zusammen, und nachher verführte mich der Marquis, ihn zur Baronin Lepic zu begleiten. Ich staunte nicht über die prachtvolle Einrichtung, nicht über die feenhafte Erleuchtung der Zimmer; ich wunderte mich nicht über die Menge von vornehmen und berühmten Männern, die ich hier versammelt fand; das Alles hatte ich mir denken können nach den Erzählungen, die man mir gemacht hatte; aber ich staunte über die freundliche Hoheit, mit welcher mir die Frau Baronin entgegen trat.

„Ich bin sehr erzürnt gegen Sie, Herr von Lourdoueix," sagte sie zu mir, „nein, Sie haben Unrecht, es ist ein Verbrechen, daß Sie Ihre alten Freunde so lange vernachlässigt haben; wissen Sie," wendete sie sich zu den Umstehenden, „daß Herr von Lourdoueix meine erste Pariser Bekanntschaft ist? Ich kam ganz roh und ungebildet hier her, die demüthige Hofdame einer kleinen deutschen Prinzessin, Herr von Lourdoueix war mein erster Lehrer in der hohen Schule der Gesellschaft. Darum verzeihe ich Ihnen auch Ihr langes Ausbleiben!"

Nun, Baldamus, was meinen Sie? nach dieser Rede reichte sie mir ihre Fingerspitzen zum Kuß, und

ich habe sie geküßt; ich war geradezu geblendet von ihrer Art, sich zu nehmen. Jedenfalls habe ich mich sehr ungeschickt benommen, denn ich hörte, daß ein Ludwigsritter ziemlich laut sagte: „Die Baronin läßt sich jetzt von ihrem ersten Lehrer das Schulgeld zurückzahlen, wenn er je etwas von ihr bekommen hat!“

Als sich die Dame zu anderen Gästen gewendet hatte und ich also wieder frei war, faßte der Marquis von Ventadour meine Hand, führte mich in das Spielzimmer und bat mich leise, mir gewisse Leute anzusehen, welche theils Bank hielten, theils pointirten; er bezeichnete mir dieselben genau und ersuchte mich, mir diese Gesichter zu merken. Erst als ich fest überzeugt war, diese Menschen wieder zu erkennen, verließen wir die Spiel-Salons und kehrten zur Gesellschaft zurück. So lange wir dort verweilten, erschien der gute Oberst Lepic nur einen Augenblick im Saal und zeigte sich ziemlich verdrießlich. Man behauptet, er sei bereits ruinirt durch die fürstliche Verschwendung seiner Frau; ich glaubte es auch, denn Sie hatten mir ja gesagt, wie gering die mütterliche Erbschaft der Dame; die Frau Baronin haben aber, wie Sie erfahren werden, andere Hülfsquellen; der Oberst ist durchaus nicht ruinirt, und seine steigende Verdrießlichkeit geht aus seiner Eifersucht hervor; er ist der einzige Mensch in ganz Paris, der noch an der ehelichen Untreue der Frau Baronin zweifelt. Der Marquis von Ventadour hatte die Güte, mich in seinem Wagen nach Hause

zu bringen; unterwegs sagte er mir, daß er mich nicht umsonst in das Haus der Baronin geführt habe, ich möge ihn am anderen Morgen besuchen, wo er mir mehr sagen werde. Ich war am anderen Morgen pünktlich; der Marquis erwartete mich schon und führte mich in das Zimmer seines Bedienten, dessen eines Fenster nach einem engen Hof hinausging. Nun, um kurz zu sein, ich sah vier von den Personen, welche mir der Marquis am Abend zuvor in dem Spiel-Salon der Baronin bezeichnet hatte, im Lauf einer Stunde in eine kleine Thür schlüpfen und nicht wieder erscheinen.

Der Marquis lachte und erklärte mir, daß Foudras, der Chef der Geheim-Polizei, in jenem Hause wohne und daß die Herren durch diesen geheimen Eingang geschlüpft, um ihrem Chef Rapport abzustatten; sie verließen das Haus durch einen anderen geheimen Eingang.

„Es ist natürlich," sagte ich, „daß die Polizei einen solchen Ort sehr scharf beobachten läßt, es ist da Manches zu erfahren!"

„Kleine Unschuld!" rief der Marquis, indem er mich aus jenem Bedientenzimmer zu einem sehr gut besetzten Frühstückstische führte, „kleine Unschuld, die Polizei ist ganz in ihrem Recht, wenn sie ihre Agenten in dem Hause der Baronin manövriren läßt, sie bewegt sich ganz auf ihrem eigenen Grund und Boden. Kurz, lieber Baldamus, es unterliegt keinem Zweifel, daß die Frau Baronin Lepic im Auftrage und auf Kosten der Geheim-Polizei ein Haus macht,

wohin die Leute gelockt werden, um sich mit möglichster Bequemlichkeit ausspioniren zu lassen. Ich bin seitdem noch zweimal bei der Baronin gewesen; ich muß gestehen, daß sie selbst das Handwerk nobel treibt; ich habe genug gesehen, um ein vollkommen sicheres Urtheil abgeben zu können, und ich sage, diese Frau ist die gefährlichste Person in ganz Paris. Verstehe ich den Marquis von Ventadour recht, so hat er die Absicht, irgend einen Eclat herbeizuführen und diese gefährliche Wirthschaft zu ruiniren; er hat mich nicht weiter in sein Vertrauen gezogen und ich habe nicht mehr in ihn dringen wollen, er ist klug genug. Die Sache ist gewiß dankenswerth, aber sie ist auch in hohem Grade gefährlich, denn wer das unternimmt, zieht sich nicht allein die Polizei, sondern auch die ganze Masse der Verehrer und Begünstiger der Baronin auf den Hals. Unter der Hand habe ich wenigstens meine näheren Bekannten gewarnt. Ich selbst habe mir vorgenommen, die Baronin so oft als möglich zu besuchen, es lohnt der Mühe, dort hinzugehen, und Ventadour scheint es zu wünschen, vermuthlich, um Jemanden bei der Hand zu haben, auf den er sich verlassen kann.

Das sind die Nachrichten, mein liebenswürdiger Freund, die ich Ihnen über die Frau geben kann, welche einst durch so zarte Bande mit Ihnen verknüpft war; ich weiß, daß Sie diese Kunden sehr schmerzlich berühren werden, aber ein Mal haben Sie selbst mich dringend dazu aufgefordert, und dann endlich konnten sie Ihnen doch nicht verborgen blei=

ben. Doch ich breche davon ab, um schließlich zu einem Gegenstand zu kommen, welcher erfreulicher ist. Zuerst also, meine Zoë hat nur ein Einziges geworfen, und ich bin sehr glücklich, Ihnen melden zu können, daß schon jetzt die Aehnlichkeit zwischen Hotspur und dem jungen Thiere, welches Hotspur fils genannt wird, ganz unverkennbar ist, möchte Hotspur fils sich auch die Eigenschaften des Geistes und Herzens aneignen, durch welche sich Hotspur père eine so geachtete Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft erworben hat. Grüßen Sie Monsieur Hotspur père bestens von mir und von der ganzen Familie. Mein eisengraues Berberpferd ist huflahm geworden, doch habe ich's noch ziemlich gut an meinen Bruder verkauft, der es nur zur Zucht braucht; mein Falbe, das andalusische Halbblut, welches Sie so gern hatten, mein theurer Baldamus, war längere Zeit sehr leidend, und ich war in großer Sorge um das hübsche Thier, jetzt erholt es sich wieder. Meine braunen Wagenpferde habe ich zu meinem Bruder auf's Land gegeben, ich fahre jetzt mit zwei reizenden limousiner Apfelschimmeln, um die ich vielfach beneidet werde, ich habe die Absicht, Ihren Prinzen ein Vier- oder Sechsgespann limousiner Pferde zu verkaufen, mein Bruder macht Glück und Geld mit dieser Zucht. Sie sind sehr elegant und sehr fromm! Doch genug von dem Capitel, Sie vergessen doch nicht die Muscheln, die Sie mir für ein Geschirr versprochen? Leben Sie wohl, mein liebenswürdiger und theurer Freund, können Sie meiner bei Fräu-

lein Maria von Bünau gedenken, so werden Sie mir gewiß die Freude machen, und mir ein Wenig davon schreiben. Ich wollte, ich säße bei Ihnen in Deutschland, lieber Baldamus, und könnte Ihnen selbst sagen, wie sehr ich Sie schätze und liebe.

E. H. von Lourdoueix."

Nachschrift. „Frau von Namedy schreibt sehr fleißig an die Frau Prinzeß von Lothringen, und meine wackre, wenn auch wunderliche Gönnerin ist immer im höchsten Grade entzückt, wenn sie einen Brief aus dem Gespensterschloß, so nennt sie die Burg, welche Frau von Namedy mit ihrem Gemahl bewohnt, bekommt; neulich aber hat die schöne Frau Riniera der Frau Prinzessin einen kostbaren Streich gespielt, ich muß noch lachen, wenn ich daran denke. Ich fand vor einigen Tagen die Frau Prinzessin in höchst übler Laune, mit mehreren Wörterbüchern, Vocabelbüchern und Grammatiken verbarricadirt; es war nämlich wieder ein Brief vom Gespensterschloß gekommen, entzückt hatte ihn die Prinzessin erbrochen, aber leider war er deutsch geschrieben. Nun versteht aber die gute Dame nur gerade so viel deutsch, daß sie sich allenfalls das Ansehn geben kann, als spräche sie diese Sprache sehr geläufig, und unterlasse es nur aus ganz besondern Gründen; kurz, als ich kam, saß die Prinzessin schon seit zwei Stunden mit Lexikon und Grammatik bei dem deutschen Brief, und hatte noch nicht einmal die erste Seite heraus. Wie sich von selbst versteht, bot ich meine Hülfe an, eine Weile schwankte sie, endlich siegte gegen alle Bedenken die

Lust, den Inhalt des Briefes rasch kennen zu lernen. Uebrigens kann ich, ohne indiscret zu sein, verrathen, was Sie, mein lieber Freund, wohl auch schon wissen werden, daß sich Frau von Namedy auf ihrem Gespensterschloß sehr glücklich fühlt. Der Brief begann mit der Erklärung, sie könne als eine rechtschaffene deutsche Edelfrau unmöglich anders als deutsch an die — allerdings etwas entfernte — Cousine des deutschen Kaisers schreiben. Die Cousine des deutschen Kaisers lachte nicht wenig über die Eulenspiegelei der schönen Frau Riniera, und wird derselben deutsch antworten, das heißt mit Hülfe Ihres getreuen C. H. von Lourdoueix."

Achtunddreißigstes Capitel.

Der Ausbruch der Verschwörung.

„Da wagt' ich mehr und immer mehr,
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bei ihr wär',
Davor wär' mir nicht bang.
Ich denk', ich hatte sie einmal
Und büßte meine Lust;
Und endigt sich erst meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Brust!"
(Goethe.)

Herr von Namedy und seine junge Gemahlin hatten ihre Reise nach Möglichkeit beeilt und waren eines Abends sehr spät auf Travendahl eingetroffen. Sie hatten die Hausjungfer zum Brink mitgebracht.

Clotilde hatte sich anfänglich ganz entschieden geweigert, das junge Ehepaar zu begleiten, die treue Seele wollte Herrn Gerlach nicht verlassen, als ihr aber der alte Herr bemerkte, es schicke sich nicht für seine Schwiegertochter, ohne eine Gesellschafterin an dem kleinen Hof zu erscheinen, da hatte sie denn endlich, widerwillig genug, nachgegeben und der Frau Pastorin von Brüningen das Zeichen ihrer Herrschaft, den riesigen Schlüsselbund, schweren Herzens anvertraut. Die Hausjungfer zum Brink, im Gefühl ihrer Wichtigkeit und Würde, war so mit den Angelegen=

heiten ihrer Aemter beschäftigt, daß sie gar nicht bemerkte, wie bewegt und gerührt Herr Gerlach war, als er ihr beim Abschied seinen Segen gab.

Noch ein Paar Meilen weit war die Hausjungfer traurig, dann kamen ihr heitere und bessere Gedanken; sie fuhren in einen frischen Apriltag hinein, es war hier und da schon ein Stück lustigen Lenzes zu spüren, und wenn der guten Clotilde auch noch immer zuweilen ein Topf eingemachter Kirschen, oder ein Tönnchen Bier, oder sonst ein höchst achtungswerthes Stück ihrer Hauswirthschaft in den Sinn kam, so fing sie doch bald an heiter zu plaudern mit der schönen jungen Frau, die sie auch im Hause wie ein Püppchen oder ein Kindchen hätschelte und pflegte.

Glücklich und bester Laune waren die Reisenden in Travendahl angekommen, sie hatten an dem Abend nur noch Baldamus gesprochen, den andern Morgen aber hatten sie bei dem Prinzen und der Prinzessin zugebracht, wo auch der Amtmann von Rudelhoff und der Oberforstmeister von Ringenberg Gelegenheit hatten, die Hausjungfer zu sehen. Das freundliche, ruhige Mädchen machte einen guten Eindruck, aber die beiden Herren konnten nicht finden, daß Clotildens Stimme eine Aehnlichkeit habe mit der des verewigten Fürsten und der Prinzeß Friederike.

Vor dem Diner sollten die Vorstellungen stattfinden, das heißt vor dem Diner des Prinzen und seiner Begleitung, denn die Tante Durchlaucht speiste vorher und stets allein, erschien aber an der Tafel, nahm Platz, plauderte und trank ihren Kaffee.

Alle Mitwisser und Theilnehmer der Verschwörung waren in dem kleinen blauen Salon, wo man zusammenkam, bevor man zur Tafel ging, versammelt; der Prinz war freundlich aber ernsthaft und beschäftigte sich lebhaft mit der schönen Frau Riniera, die als Frau im weißen Häubchen mit blauen Bändern fast noch schöner war wie früher als Mädchen; die Prinzeß Ludovike Sibylle war im höchsten Grade ängstlich, sie vermochte kaum ein Auge zu verwenden von der Hausjungfer, die sie schon früher kennen gelernt und liebgewonnen hatte.

Die Hausjungfer selbst war ganz unbefangen und sah recht hübsch aus, ihre blauen Augen blickten so fest und doch so bescheiden um sich, ihr braunes Haar war so voll und schön, daß es ihrem zierlichen Kopfe zum höchsten Schmucke gereichte, obwohl es ganz schlicht in Zöpfe geflochten war. Clotilde war zwar stark, aber ihre Fülle hatte nichts Auffallendes und verlieh ihr, da sie sehr weiß war, eine fast jugendliche Frische. Clotilde trug sehr einfach ein Kleid von dunkelblauer Seide mit weißem Kragen.

Sie unterhielt sich mit dem Baron von Bylandt, den sie in diesem Kreise als ihren nähern Bekannten, ja als einen Freund betrachtete, sie wollte wissen, ob der Baron die durchlauchtigste Prinzeß, oder „unsere“ Riniera für schöner halte. Eigentlich konnte kein Zweifel sein, Riniera war eine Schönheit ersten Ranges, aber die Prinzeß, welche sich heute sehr reich in Schwarz und Gold trug, und von Diamanten funkelte, sah so reizend aus, daß man sie selbst neben

einer Riviera nicht übersehen konnte. Es war die arme Prinzeß Johanna, die trotz der reichsten Parure den beiden jungen Frauen gewissermaßen zur Folie diente.

Die andern Herren von der Verschwörung ließen die Hausjungfer nicht aus dem Auge und die Hoffräuleins sowohl wie die Herren, welche nicht eingeweiht waren, hätten irgend welchen Verdacht schöpfen müssen, wenn sich nicht der Rittmeister von Namedy und Martin Baldamus mit Erfolg die größeste Mühe gegeben hätten, die Aufmerksamkeit von der Hausjungfer abzulenken.

Endlich öffnete sich die Thür des Nebenzimmers, der Frau Tante Durchlaucht traten ein, auf den Stock gestützt, aber freundlich und heiter; sie war wie immer Nachmittags als Prinzeß gekleidet, in weißer Seide mit einem Hermelinmantel, das alte weiße Gesicht, aus dem die großen schwarzen Augen ganz eigenthümlich leuchteten, von einem dichten Spitzenstreifen der Haube umrahmt.

Als sich die Prinzessin niedergelassen und die Grüße ihres Neffen und ihrer Nichte erwidert hatte, stellte er, der Prinz, zuerst den Rittmeister von Namedy und dessen junge Gemahlin vor.

„Er sieht seinem Vater ähnlich,“ sagte die Prinzeß, habe mit Seinem Vater oft getanzt, ach! verzeihen Sie, Herr von Namedy, ich habe mich geirrt, mit Ihrem Großvater habe ich getanzt und damals sagte man noch „Er.“ Ich höre, Herr Gerlach lebt auch noch, ja, ja, wir Alten sind von festem Holz,

das hält etwas aus, und hier, das ist Ihre Gemahlin? nun wenn Sie selbst gewählt haben, ist kein Mangel an Geschmack, der Tausend, liebe Frau von Namedy, Sie sind ja eine ganze Schönheit, ei! ei!" Behaglich streichelte die alte Prinzessin den blüthenweißen Arm Riniera's und blickte mit unverhehlter Bewunderung auf zu ihr. Nachdem zwischen den Damen einige Worte gewechselt waren und Riniera bereits wieder zur Seite getreten, blickte die alte Prinzessin immer noch mit ihren großen schwarzen Augen nach ihr.

Jetzt trat die Prinzessin Ludovike Sibylle heran und führte die Hausjungfer an der Hand.

„Hier, meine liebe Frau Tante, ist Demoiselle Clotilde Scondenius, die ich Ihrer Huld empfehle, Demoiselle leitet seit Jahren das ganze Hauswesen des Herrn Gerlach Husmann von Namedy und hat auch mich schon gastfreundlich empfangen in dem schönen alten Hause zum Brink."

Die Prinzeß wurde immer ängstlicher, sie sprach immer weiter, denn sie bemerkte, daß die Frau Tante Durchlaucht mit ganz seltsam forschenden Blicken die Hausjungfer anstarrte, die mit einer tiefen Rührung auf die greise Fürstin niederblickte.

„Sie sieht Einem ähnlich, Einem, der längst todt ist!" sagte die Prinzessin leise und streichelte mit ihren kleinen Händen zärtlich die Wange der Hausjungfer, die, von einer ganz unwiderstehlichen Bewegung ergriffen, bei dieser Berührung zitterte und sich den größten Zwang anthun mußte, um ihre Thränen zu-

rückzuhalten. Das war ganz etwas Außerordentliches bei diesem sichern und festen Mädchen, das nicht „nah an's Wasser gebaut" hatte, wie der deutsche Volksmund im Sprichwort über die leicht Weinenden spottet.

Prinzeß Ludovike Sibylle dankte Gott, als sie die Hausjungfer zurückführte, aber der Prinz und die andern Eingeweihten der Verschwörung bemerkten mit großer Genugthuung, daß die Frau Tante Durchlaucht die Hausjungfer mit den Augen verfolgte und ihre Blicke nicht von ihr abwenden konnte.

„Sie sehen, das Mutterherz läßt sich nicht täuschen!" flüsterte der Baron von Bylandt dem Oberforstmeister von Ringenberg zu.

„Eure Durchlaucht werden sehen, daß ich Recht behalte," sagte der Leibarzt leise zu dem Prinzen; „offenbar hat die Frau Tante Durchlaucht bereits eine Ahnung davon, daß die Dame, die mir übrigens sehr wohlgefällt, in einem engern Zusammenhange mit ihr steht, und dennoch, ich wette darauf, daß ihr Puls nicht rascher schlägt."

„Ich gestehe, daß ich an Ihrer Wissenschaft etwas zweifelte, lieber Doctor!" bekannte der Prinz offenherzig.

„Blieb mir nicht unbemerkt, gnädiger Herr," entgegnete der Arzt, „aber Sie kennen das Alter nicht, das Alter hilft sich selbst, wie die Jugend, nur auf andere Weise, die Jugend verarbeitet Alles, das Alter läßt sich nicht leicht etwas ankommen, das ist der Unterschied."

Unterdessen ließ sich die Frau Tante Durchlaucht von der schönen Riniera und deren Gemahl von dem alten Herrn von Gerlach Husmann von Namedy erzählen, den sie vor vielen Jahren kennen gelernt hatte. Zwar sah die alte Dame dabei der jungen Frau ins Angesicht, an deren hoher Schönheit sie ein unbestimmtes ästhetisches Wohlgefallen finden mochte, ihre Blicke aber wanderten immer wieder hinüber zu dem Platz, wo die gute Prinzessin Ludovike Sibylle saß und mit der Hausjungfer plauderte, damit diese nicht inne werden sollte, daß so viele Blicke auf sie gerichtet waren.

„Ach, Durchlaucht," flüsterte die Hausjungfer der Prinzessin zu, die in ihrer liebenswürdigen, zärtlichen Weise sich fast ganz hinübergeneigt hatte zu ihr, „ich kann gar nicht sagen, wie tief mich der Anblick dieser hohen Greisin rührt, es ist mir immer, als müsse ich vor ihr hinknien und sie um ihren Segen bitten."

„Unsere Frau Tante wird Ihnen gern ihren Segen geben!" sagte die Prinzessin Johanna, die sich auf der andern Seite der Hausjungfer niedergelassen.

In einer entferntern Gruppe unterhielt Baldamus die beiden Hoffräulein, und als er endlich nichts mehr wußte und die jungen Damen doch anfingen, dem Aufmerksamkeit zu schenken, was sich um sie ereignete, führte er rasch seine bis jetzt zurückgehaltenen Reservetruppen ins Gefecht.

„Ich habe heute einen Brief aus Paris erhalten, Fräulein Maria!" warf er hin.

„Von wem? bitte, Herr Domänenrath, von wem?“ fragte das jüngere Fräulein von Bünau hastig.

„Vom Grafen Bourmont!“ antwortete Baldamus trügerisch.

Ein einfaches „Ah!“ verrieth die Enttäuschung beider Damen.

„Vom Marquis von Ventadour!“ fuhr Baldamus fort.

Fräulein Maria warf einen raschen Blick auf ihre Schwester, welche plötzlich ihre Farbe wechselte; der Domänenrath wußte, was er wissen wollte.

„Und von Herrn von Lourdoueix!“ schloß der Dichter und sah Fräulein Marie scharf an, welche lieblich erröthend die Augen niederschlug.

„Und was schreibt er?“ fragte Fräulein Mathilde sehr unvorsichtig.

„Wer?“ lautete die etwas perfide Gegenfrage des Domänenrathes.

„Ich meine, was der Herr von Lourdoueix schreibt!“ verbesserte sich Fräulein Mathilde fein genug.

„Mein Freund Lourdoueix schreibt,“ entgegnete Baldamus, indem er sich lächelnd zu der jüngern Schwester wandte, die ihn erwartungsvoll und mit großen Augen ansah, „daß er Fräulein Marie von Bünau, seine deutsche Blume, nicht vergessen könne.“

„Herr von Lourdoueix war immer sehr gefällig gegen uns!“ stammelte das Hoffräulein mit sehr schlechter Haltung und schwieg dann verlegen still, obwohl ihr leicht anzusehen, wie sehr sie sich der Erinnerung freuete, die ihr der französische Schriftsteller bewahrt.

„Aber Fräulein Marie," nahm nach einer kleinen Pause Baldamus das Wort wieder, „Sie könnten mich doch nun fragen, was Herr von Ventadour schreibt; Sie könnten Ihrer Fräulein Schwester denselben Dienst leisten, den Fräulein Mathilde Ihnen geleistet; doch ich bin großmüthig, ich sage freiwillig, daß der glänzende Marquis dem Fräulein Mathilde ein treues Andenken bewahrt hat, er vermeidet den Salon der Prinzessin von Lothringen, um nicht zu sehr an seinen Verlust erinnert zu werden."

„Und was schreibt Graf Bourmont?" fragte Fräulein Mathilde, mit einer mächtigen Anstrengung über ihre Verlegenheit siegend.

„Meiner Treu!" meinte Baldamus, belustigt durch den kühnen Zug, mit dem sich das Hoffräulein aus dem Netze reißen wollte, in das er sie so listig verstrickt, „er bittet mich, dem Fräulein von Bünau seine Complimente auszurichten; da er aber keinen Namen genannt hat, so wage ich nicht, zu entscheiden, welcher von Ihnen, meine Damen, sein Gruß gilt."

„Die Beiden," sagte Baldamus triumphirend zu sich selbst, „die Beiden wenigstens werden für die nächste Zeit keine Augen mehr haben für das, was um sie her vorgeht, denen habe ich genug zu thun gegeben, aber freilich mir auch zwei Correspondenten in Paris angelogen. Jedenfalls kann ich dem Lourdoueix schreiben, daß seine deutsche Blume ihn nicht vergessen hat."

Jetzt fast zu gleicher Zeit wurde der Frau Tante Durchlaucht der Amtmann und dem Prinzen gemeldet, daß die Tafel servirt sei.

„Und warum kommt von Rudelhoff nicht hierher, Fiekchen?' fragte die Greisin verwundert.

„Der Herr Amtmann ist dort, Euer Durchlaucht," entgegnete Frau Rose leise, „er bittet dringend, ihn allein zu empfangen."

„So, so," — offenbar war es der Prinzessin nicht recht; sie war einen Augenblick unschlüssig, dann sagte sie endlich: „Gehen Sie zur Tafel, mein Herr Neffe, warten Sie nicht auf mich, ich bitte darum, ich bin ja so nur Zuschauer bei Ihrem Mahl, aber ich weiß sehr gut, daß keine Schüssel besser wird, wenn man sie lange stehen läßt. Ich bitte, Herr Neffe; sobald ich die dringendsten Staatsangelegenheiten mit meinem Conseil-Präsidenten abgehandelt habe, komme ich gleich zu Ihnen, keine Umstände, Herr Neffe!"

Damit erhub sich die alte Dame, wies die Hülfe des Prinzen Carl Aemil zurück, stützte sich auf den Arm ihrer getreuen Frau Rose und ging in ihr kleines Cabinet.

Der Prinz sah ihr einen Augenblick nach, dann faßte er sich rasch und rief: „Lieber Bylandt, reichen Sie meiner Gemahlin Ihren Arm; theure Cousine, darf ich bitten?"

Er führte die Prinzeß Johanna, ihm folgte der Forstmeister von Ringenberg mit Frau Riniera, der Major mit Fräulein Mathilde, der Rittmeister mit Fräulein Marie und der Leibarzt mit der Hausjungfer; der Kammerjunker der Prinzeß Ludovike Sibylle und der Domänenrath Baldamus wanderten, nach-

dem sie sich durch eine tiefe Verbeugung begrüßt hatten, ohne Damen hinterher. Als die Gesellschaft Platz genommen hatte, sah man zwei leere Plätze, die für die Frau Tante Durchlaucht und den Amtmann bestimmt gewesen.

Als der Deckel von der Suppenterrine abgehoben wurde, warf Prinz Carl Aemil seinem Baldamus einen auffordernden Blick zu, der alsbald auch mit dem Kammerjunker eine Conversation in halbem Tone begann.

„Was erzählen Sie da, Baldamus, was ist's?" rief der Prinz laut über die Tafel, er zwang dadurch den Dichter, laut zu sprechen, und verbannte also die Stille, die unfehlbar eingetreten wäre, die ihm aber lästig gefallen sein würde, wenn auch nur der aufwartenden Dienerschaft wegen.

Als die Terrine weggenommen wurde, erschien der Amtmann über Travendahl, er entschuldigte sich gebührend bei den hohen Herrschaften und hielt die Hand an die Cravatte; das war das unter den Verschworenen verabredete Zeichen, daß Alles gut stehe, und daß der Amtmann, so zu sagen, Feuer an die Lunte gelegt hatte. Jetzt wurde die Unterhaltung lebhaft und schwerlich würde ein Fremder bemerkt haben, daß die Meisten der Anwesenden von fast unerträglicher Ungeduld, Einige auch von banger Sorge erfüllt waren.

Plötzlich trat Frau Rose ein, unwillkürlich richteten sich die Blicke der Verschworenen auf die kleine, runde Frau, deren Gesicht aber nicht echauffirter und

röther als sonst auch war; Frau Rose knicksteszwei Mal vor dem Prinzen und sagte dann im Vollgefühl ihrer Wichtigkeit: „Euer Durchlaucht verzeihen, meine Durchlaucht ersuchen die Demoiselle Clotilde Scondenius, sich alsobald in das durchlauchtigste Cabinet zu verfügen!“

Die Hausjungfer war nicht wenig verwundert, doch erhub sie sich auf der Stelle, die ganze Gesellschaft war oder stellte sich erstaunt. Der Arzt warf einen triumphirenden Blick auf den Prinzen.

„Unsere Frau Tante Durchlaucht ist doch wohl?“ fragte Carl Aemil besorgt die Frau Rose.

Diese versicherte, daß sich Ihre Durchlaucht ganz wohl befände und nur die Demoiselle Clotilde Scondenius alsobald zu sehen wünsche.

Der Prinz winkte und die Hausjungfer zum Brink folgte der Frau Rose hinaus.

„Bitte mir gehorsamst zu folgen, meine charmante Mademoiselle!“ lud Fiekchen ein und trippelte voran.

Die greise Prinzessin hielt einen Brief in der Hand, als die Hausjungfer mit ihrer Begleiterin eintrat, sie nickte der Ersteren freundlich zu und sagte der Letzteren befehlend: „Gehe Sie hinaus, Fiekchen, mache Sie die Thür hinter sich zu, setze Sie sich auf einen Stuhl vor die Thür und lasse Sie Niemanden eintreten, hört Sie, verlasse mich ganz auf Sie, es darf hier Niemand eintreten, bis ich klingele.“

„Meine Durchlaucht kann sich ganz auf mich verlassen!“ entgegnete Frau Rose stolz und selbstbewußt, indem sie das Cabinet verließ.

Mit einem seltsam freundlich zärtlichen Blick lud die alte Prinzeß die Hausjungfer ein, näher zu treten; Clotilde bemerkte, daß das vorher so weiße Antlitz der Dame purpurisch geröthet war, die Prinzeß faßte sie an beiden Händen, sah ihr mit einer Mischung von Freude und Neugierde in's Gesicht und fragte endlich ganz leise: „Fühlst Du nichts, gar nichts, liebes Kind? sagt Dir Dein Herz gar nichts?"

Clotilde schwieg, aber es war ihr, als ob ihr Herz brenne; die Empfindung, die sie zuvor schon gehabt und der Prinzeß Ludovike Sibylle bekannt hatte, kam jetzt in doppelter Stärke über sie.

„Mein Kind! mein liebes Kind!" flüsterte die Prinzeß glückselig.

Der armen Clotilde begann zu schwindeln, es kam eine Ahnung über sie, sie kniete nieder und küßte weinend die Hände der Prinzessin, diese zog ihre Hände zurück, betrachtete mit seltsamen Blicken die Thränen, die darauf gefallen waren: „Das sind ihre Thränen!" sagte sie leise, dann aber legte sie ihre Arme um den Hals Clotildens, zog ihren Kopf ganz nahe an ihre Brust und hielt sie also eine Weile innig umschlungen.

„Sie ist es, gewiß, es ist kein Zweifel mehr in mir!"

Nach diesen Worten öffnete die Prinzessin ihre Arme, schob Clotildens Kopf zurück und sah ihr wieder selig in's Gesicht.

„Oh! wie ist mir so wohl, so war mir noch nie!" rief Clotilde durch Thränen aufblickend.

„Das glaub' ich; das arme Kind," entgegnete die Prinzeß leise, „es lag noch nie in seiner Mutter Arm!"

Clotilde verstand diese Worte gar nicht, sie machte sich die Situation, in der sie sich befand, auch keineswegs klar, sie war von einem gewaltigen Strom von Gefühlen so hingerissen, daß sie einer Ohnmacht nahe war.

„Es ist kaum noch nöthig," flüsterte die Prinzessin, deren Gefühle lange nicht so mächtig und viel mehr heiterer Art waren, „aber es soll mir nichts fehlen!"

Damit zog sie Clotildens Haupt leise zurück, nahm eine Scheere vom Nebentisch und schnitt ihr die Robe an der Schulter mit raschem Schnitt auf, trennte mit einem zweiten Schnitt das Schnürleibchen und zog das Hemd zurück, es zeigte sich unter Clotildens linker Brust ein kleines kleeblattförmiges Muttermaal.

Prinzeß Friederike stieß einen leisen Freudenschrei aus, welcher deutlich genug bewies, daß sie doch immer noch ein wenig gezweifelt hatte.

Erschrocken beinahe blickte Clotilde jetzt auf und verhüllte unwillkürlich ihre Brust.

„Ach!" rief die Prinzessin, ihre heiße Wange leise klopfend, „Clotilde, liebes, liebes Kind."

Das sagte die Dame in einem so innigen Tone, daß Clotilde, jetzt erst ganz begreifend, sie umschlang, sie an sich preßte und schluchzend stammelte: „Mutter, meine Mutter!"

„Mutter?" wiederholte die Prinzeß staunend, sie hörte den Namen zum ersten Male.

„Mutter, liebe Mutter!“ schluchzte Clotilde.

„Das Kind ruft seine Mutter, horch!“ meinte die Greisin, und ein kindlich frohes Lächeln umflog ihren Mund.

„Mein Kind, meine liebe, kleine Clotilde!“ redete sie dann die Weinende tröstend an, „weine nicht mehr, Du bleibst nun bei mir, ich gebe Dich nicht wieder fort, Du liebes Kind!“

Es war gut, daß die ruhige, verständige Clotilde auch unter diesen Umständen sich nicht ganz verläugnete, sie fand sich rascher wieder, als die meisten Frauen an ihrer Stelle es unter so außerordentlichen Verhältnissen vermocht haben würden. Es war das nöthig, denn die greise Prinzeß war so glücklich, daß sie den einzigen Wunsch, den sie noch im Leben gehabt hatte, daß sie den erfüllt gesehen; sie wußte nun, wie ihr Kind aussah, sie konnte ihres Kindes Wange streicheln, ihm in die guten und doch klugen Augen blicken, es an ihre Brust drücken und ihm mit zärtlichen Namen schmeicheln. Sie wußte nun, wie ihres Kindes Stimme klang! ganz aufmerksam lauschte sie, wenn Clotilde sprach, als müßte sie etwas Außerordentliches vernehmen, und wenn Clotilde sie Mutter nannte, dann wurde ihr das Auge naß, sie hatte ja diesen süßesten Namen nicht vernommen, so lange sie lebte. Endlich begann die greise Frau zu erzählen, aber sie hielt ihr Kind dabei an beiden Händen fest, als könne es ihr ganz plötzlich entzogen werden, und als sie mit ihrer Erzählung zu Ende war, da mußte Clotilde erzählen, ihre einfache Geschichte, die

für die alte Mutter doch so unendlich interessant war. Die Mutter hatte so viel zu fragen; es verflogen Stunden, ohne daß die Mutter, die ihr Kind wiederbekommen hatte, ohne daß die Tochter, die so plötzlich eine Mutter gefunden, eine Ahnung davon hatten.

Dafür stieg die Besorgniß der Verschwörer draußen immer höher; die Tafel war längst aufgehoben worden; unter irgend einem Vorwand hatte man alle diejenigen Personen, die nicht eingeweiht waren, entfernt, die Prinzessinnen hatten müssen eine Spazierfahrt machen, sie kehrten zurück, und immer noch war das Cabinet der Frau Tante Durchlaucht verschlossen; oder vielmehr es war nicht verschlossen, aber vor der Thür desselben saß mit ihrem Strickstrumpf Frau Rose und winkte mit höchst entschlossener Miene Jeden zurück, der sich unterstehen wollte, auch nur in das Zimmer zu treten, wo sie auf Wache saß. Selbst der Prinz wich vor der Entschiedenheit zurück, mit welcher Frau Rose ihm durch Gebärden andeutete, Ihre Durchlaucht wünsche seine Gegenwart nicht. Den andern Herren, sogar ihrem Freunde, dem Amtmann, der von Zeit zu Zeit Versuche gemacht, ihr näher zu kommen, hatte sie sogar mit dem höchsten Zorn Ihrer Durchlaucht gedroht; Alles durch Zeichen, aber durch Zeichen, welche durchaus nicht mißzuverstehen waren.

Es sei ferne von uns, hier Zweifel an der Treue und Wachsamkeit der guten Frau Rose erregen zu wollen, aber wir können nicht verbergen, daß Fiekchen auch wißbegierig war und vielleicht die Herren

darum so unglimpflich fortwies, weil sie nicht im Lauschen gestört werden wollte.

So war es Abend geworden; Prinz Carl Aemil drohte bereits, daß er Gewalt brauchen werde, und nur die vollkommene Ruhe und Sicherheit, welche der Leibarzt zeigte, hielten ihn noch zurück; da erbot sich Baldamus, mit der Frau Rose gütlich zu reden. Baldamus war nämlich vom ersten Tage an der entschiedene Günstling Fiekchens, und im Vertrauen darauf öffnete er die Thür des Vorzimmers.

Er traf es glücklich, denn Frau Rose langweilte sich; sie hatte seit einer Stunde fast nichts Neues erlauscht, war auch des Neuen, das sie erfahren hatte, schon so voll, daß sie beinahe platzte vor Begierde, es mitzutheilen, kurz, sie winkte den Dichter zu sich.

Auf den Zehen schlich Baldamus zu ihr und sagte beinahe zärtlich: „Liebe Frau Rose!"

„Verzeihen der Herr Domänen- so wie auch Kammerrath," flüsterte Fiekchen sehr aufgeregt, „daß ich mich nicht erhebe und Dero mit der schuldigen Reverenz empfange, habe aber Befehl von meiner Durchlaucht, mich auf diesen Stuhl, vor diese Thür zu setzen, nicht zu wanken und nicht zu weichen, und Niemanden eintreten zu lassen, bis meine Durchlaucht klingelt. Ach, Herr Domänen- so wie auch Kammerrath, das sind Geschichten da drinnen, wie sie mir in meiner ganzen durchlauchtigsten Dienstzeit niemals sind vorgekommen."

„Liebe Frau Rose," bat Baldamus, der die Nothwendigkeit begriff, sich der guten Laune dieser Wäch-

terin zu versichern, „sagen Sie mir nur das Eine, sind Sie überzeugt, daß sich die Frau Tante Durchlaucht wohl befindet? Sehen Sie, die höchsten Herrschaften sind sehr in Sorge, man begreift das nicht, dieser lange Besuch der Demoiselle Clotilde.“

„Ja, ja,“ entgegnete Frau Rose geschmeichelt, „ist auch höchst sonderbar, so schrecklich sonderbar, daß ich mir gar nicht getraue, daran zu denken; werthgeschätzter Herr Domänen- so wie auch Kammerrath, ich habe hier gesessen und geweint, als ob mich der Bock stieße, so rührend ist's da drinnen gewesen, und dann habe ich mir die Augen mit meinem wollenen Strickstrumpf trocknen müssen, weil ich mein Schnupftuch vergessen hatte, das aber können Sie dreist mir nachsagen, daß sich meine Durchlaucht ganz wohl befindet, ich habe sie eben, kurz, ehe Sie eintraten, lachen hören!“

Baldamus bat die Frau Rose, sein Taschentuch anzunehmen, damit sie sich ihre hübschen Augen, wie sich der Schlaukopf ausdrückte, nicht entzünde durch die Wolle des Strumpfs. Das hatte Frau Rose angenommen, natürlich höchst geschmeichelt, und endlich hatte sich der Dichter entfernt, um seinen Prinzen zu beruhigen und der Kammerfrau Licht zu schicken. Darum hatte sie unter vielen Entschuldigungen gebeten, denn die kleine runde Frau hatte zwar am Tage eine tüchtige Portion Courage, im Finstern aber fürchtete sie sich, das bekannte sie ganz offen, denn es sei keine Schande, wie sie stets hinzusetzte.

Drei Mal noch schlich sich Baldamus an jenem Abende zur Frau Rose, um Nachrichten zu holen, endlich gegen zehn Uhr ertönte die Klingel und Frau Rose trat, nicht wenig gespannt, mit einem Leuchter in das Cabinet.

Da stand die alte Prinzessin, das ganze Gesicht leuchtend von Freude, und sprach stolz: „Sieht Sie, Fieckchen, weil Sie immer eine gute und getreue Person gewesen ist, soll Sie auch zuerst meine liebe Tochter sehen; sieht Sie, das ist meine Tochter Clotilde, die ich vor einundvierzig Jahren verloren und jetzt erst wieder gefunden habe!“

Frau Rose wollte Clotildens Hand küssen, diese aber litt das nicht, sondern umarmte sie herzlich, ihr dankend mit lieben Worten für die große Treue und Liebe, die sie der Prinzessin erwiesen in so vielen Jahren. Die gute Frau zerfloß in Thränen und trocknete sie mit dem Taschentuche des Domänenrathes Baldamus.

Darauf befahl die Frau Tante Durchlaucht zuerst, daß man in ihrem Schlafzimmer ein Bett zurechtmache für ihre Tochter, dann aber ließ sie den Prinzen Carl Aemil bitten, ihr seinen Besuch zu schenken.

Man kann sich denken, mit welcher Eile sich der Prinz einstellte.

„Mein Herr Neffe,“ redete ihn die alte Dame heiter an, „wäre die Gnade nicht so groß, die mir Gott erwiesen an diesem Tag, ei! ich sollte wohl billig zürnen über die Komödie, die Sie da mit mir gespielt haben; oder denken Sie, daß ich jetzt noch

nicht gemerkt haben sollte, wie das Alles abgekartet gewesen? Gott lohne Ihnen, Neffe Carl Aemil, daß Sie mir diese Freude noch gemacht haben, aber warum umarmen Sie Ihre Cousine nicht?"

Der Prinz küßte die Cousine auf die Stirn, dann sagte er: „Verzeihen Sie, liebe Frau Tante, ich mußte ja wohl eine förmliche Verschwörung organisiren, die Acten da enthielten keinen vollen juristischen Beweis, und keiner von uns hatte ja das Mutterherz, auf dessen Spruch denn endlich Alles ankommen mußte."

„Richtig, richtig," rief die Prinzeß und streichelte wieder ihre Tochter, „auch wußte ja keiner von Euch, daß ich ein Zeichen hatte, an dem ich mein Kind erkennen mußte."

Ohne das leise Sträuben Clotildens würde die Prinzeß in ihrer Freude ihrem Neffen das Muttermaal gezeigt haben, sie besann sich und begnügte sich zu erzählen, daß sie ihre Tochter auch an einem Maal erkannt habe, welches diese unter der linken Brust trage. Schließlich erklärte sie dem Prinzen, ihre liebe Tochter wolle durchaus in ihren äußern Verhältnissen nichts geändert wissen, auch wünsche dieselbe jedes Aufsehen und alles Gerede zu vermeiden, sie werde vor der Welt nach wie vor Demoiselle Clotilde Scondenius bleiben; sie, die Prinzessin, hoffe aber, daß man ihre Tochter im engeren Familienkreise als eine rechte Verwandte ansehen, betrachten, achten und behandeln werde.

Das versprach der gute Prinz Carl Aemil mit herzlichem Händedruck, er war überglücklich, daß sich

seine greise Tante also spät noch ihres Mutterglücks erfreuen könne. Sehr verständig äußerte sich schließlich noch Clotilde dahin, es sei ihr jetzt klar, daß eine ziemliche Anzahl von Personen zum Voraus unterrichtet gewesen über ihre Geburt, wenn vielleicht auch nicht völlig sicher. Diese Personen hätten sich sämmtlich auch ihr so freundlich in dieser Angelegenheit erwiesen, daß sie nicht ohne die tiefste Rührung und herzlichste Dankbarkeit daran denken könne, diesen Personen also möge der Prinz auch eröffnen, daß sie wirklich das Glück gehabt habe, ihre Mutter wieder zu finden, daß sie wirklich die Tochter der edeln Prinzeß und aus christlicher Ehe entsprossen sei; zugleich aber bat sie noch ein Mal, der Prinz möge, um des fürstlichen Hauses willen, um jedes Aufsehen zu vermeiden, dafür sorgen, daß das Geheimniß unter den Personen bleibe, die es jetzt wüßten, und nicht weiter auskomme. Der Welt gegenüber werde sie stets Clotilde Scondenius bleiben.

Prinz Carl Aemil billigte das Alles im höchsten Grade und faßte eine ungemein gute Meinung von dem Verstande Clotildens, dann ging er, denn Tante Durchlaucht hatte ihm Erlaubniß gegeben, seine Gemahlin und die Prinzeß Johanna zu holen. Er kam mit den beiden Prinzessinnen zurück, die mit wahrhafter Zärtlichkeit Clotilde als ihre Cousine umarmten.

„Oh! Durchlaucht, wer hätte das gedacht, als Sie im vorigen Sommer im Hause zum Brink rasteten?" sagte Clotilde weinend.

„Ei! schon damals hatte ich Sie so lieb, als wären Sie meine Cousine!“ rief die zärtliche Ludovike Sibylle.

Die Damen aber blieben nicht ungestört, der Prinz kam verlegen noch ein Mal und erklärte, es sei Aufruhr im Serail, sämmtliche Mitglieder der Verschwörung seien draußen und verlangten wenigstens, daß Clotilde sich ihnen zeige.

„Ich selbst werde den Herren meine Tochter zeigen!“ rief die alte Prinzeß hastig, sie hatte schon Angst, daß man ihr Kind wieder von ihr trennen werde, auch hatte sie eigentlich nur den verständigen Gründen ihrer Tochter nachgegeben; wäre es nach ihr gegangen, so hätte sie durch das ganze Land Travendahl ausrufen lassen: „Danket Gott und freuet Euch mit mir, denn ich habe meine Tochter wieder gefunden!“ Das erklärte sie denn auch den Herren, als sie ihnen ihre Tochter als solche mit feierlichem Anstande vorstellte.

Wenige aber herzliche Worte wurden da gewechselt, Frau Riniera aber versprach Clotilde, noch in der Nacht an Herrn Gerlach Husmann von Namedy zu schreiben, daß seine Hausjungfer das Haus zum Brink nimmer vergessen werde und in ewiger Dankbarkeit seiner eingedenk sei.

So endete die Verschwörung von Travendahl.

Neununddreißigstes Capitel.

Ventadour an Baldamus.

„Und wenn sie keine Hexe ist,
Ich weiß nicht, wie sie nennen.
Ein Kreuz schlägt jeder gute Christ!
Die Hexe, sie muß brennen!
Der rothe Block, das Dreibein sind
Zu milde für dies Teufelskind.“
(Dechant von Worcester.)

Paris, den 12. April 1816.

Ohne Zweifel, mein hochgeschätzter Herr Baldamus, haben Sie eine so pünktliche Antwort auf den Brief, den Sie mir Travendahl, den 20. März, zu schreiben die Güte hatten, nicht erwartet, und ich bekenne offen, daß ich bei aller Freundschaft für Ihren lieben Prinzen und Sie selbst, bei aller meiner Verehrung für die reizende Prinzeß Ludovike Sibylle wohl schwerlich dazu gekommen wäre, Ihren Brief so rasch zu beantworten, wenn mich nicht die Verhältnisse so zu sagen überholt hätten.

Gewiß, mein theurer Herr Baldamus, macht es dem Herzen Ihres Prinzen alle Ehre; von Ihnen selbst schweige ich, denn wenn ich auch Ihr Benehmen in Bezug auf diese Frau niemals bewundert habe, vermuthlich fehlt mir der deutsche Sinn dazu, so ist mir doch klar geworden, daß es aus höchst ehrenhaften

Gesinnungen und Gefühlen entsprungen sein mußte; nun, um auf Ihren Prinzen zu kommen, ich weiß, wie peinlich ihm diese ganze Affaire mit der Madame Lepic gewesen, wie empfindlich sie ihn selbst betroffen, demnach weiß ich auch die Großmuth zu schätzen, mit welcher er Sie beauftragt hat, mich um Schonung für diese Frau zu bitten.

Ohne Zweifel, mein sehr geschätzter Herr, würde ich der Madame Lepic die höchste persönliche Schonung haben zu Theil werden lassen; ich bin ein französischer Edelmann und mein Geschlecht ist stets bereit gewesen, die Frauen zu schützen und zu schirmen, es hätte da einer Aeußerung Ihres liebenswürdigen Prinzen gar nicht bedurft; zugleich aber, mein Herr, bin ich auch königlicher Oberst, Kammerherr des Thronerben von Frankreich und in beiden Stellungen habe ich die Pflicht, das Königthum vor Gefahren zu schützen; diese Frau aber, mein theurer Herr, war seit einiger Zeit eine Gefahr für das Königthum geworden.

Madame Lepic hat eine kurze aber glänzende Laufbahn gehabt; es war mir seit der Eröffnung des Hauses in dem Faubourg Saint Germain klar, daß Madame Lepic im Solde des Polizei-Ministers stehen müsse, daß sie ihre Rolle für gute Bezahlung aus den geheimen Fonds spiele, aber was ging das mich an? Weigerte sie sich, diese Dienste zu leisten, der Polizei-Minister hätte zwanzig Andere gefunden, freilich schwerlich eine Zweite, die ein so schändliches Handwerk mit so vollendeter Grazie, mit so unbestreitbarer und nobler Sicherheit betrieben hätte. Die

Dame lockte Manchen, eigentlich muß man sagen, sie lockte Alle an sich, es wurden Vermögen an ihren Spieltischen gewonnen und verloren. Darum würde ich mich nicht gekümmert haben, von je übten in Paris die Frauen das Vorrecht, die Männer zu plündern und zu betrügen, und die Männer pflegten sich zu rächen dafür; wer sich nicht von Madame Lepic lieben und ausbeuteln ließ, der konnte diese, allerdings etwas sonderbaren Genüsse noch an hundert und mehr andern Orten in Paris haben. Kurz, wäre es dabei geblieben, ich hätte den Train dieser Madame Lepic mit angesehen, wie man so Vieles in Paris mit ansieht, vermuthlich hätte ich sogar darüber gelacht.

Was die Stellung der Dame zur General-Polizei betrifft, so konnte ich mich nicht darüber beklagen; der Menschenfreund mag vielleicht bedauern, daß die Regierungen solche Mittel nöthig haben, aber ich glaube nicht, daß bei dem politischen Fieberzustande des französischen Volkes es möglich sein wird, ohne solche kleine Polizei-Hülfen fertig zu werden. Ich erinnere mich, daß ich als junger Mensch gewaltig auf die kaiserliche Polizei geschimpft habe, als ich aber im vorigen Sommer als königlicher Commissarius nach Avignon geschickt wurde, sah ich sofort, daß ich nicht ohne Hülfe der Spionage regieren konnte, und war sehr froh, daß ich Leute fand, die geschickt und bereit zu diesem Gewerbe waren.

Ich gönnte also dem Polizei-Minister den geschickten Agenten, den er offenbar in Madame Lepic

gewonnen, deren Thätigkeit denn doch am Ende, wenn auch zunächst der Polizei, dann aber dem Königthum überhaupt zu Gute kam, und begnügte mich, zuweilen einen Freund zu warnen, vorsichtig mit seinen Aeußerungen zu sein.

Da fiel es mir plötzlich auf, daß sich die liberale Presse, und zwar ungefähr seit derselben Zeit ungemein unterrichtet zeigte über Alles, was die royalistische Majorität der Kammer betraf; die geheimsten Verabredungen blieben nicht unerwähnt, nicht unbesprochen; gegen Dinge, die als persönliche Wünsche von Einzelnen geäußert wurden, erhub sich oft auf der ganzen Linie der liberalen Blätter ein Feuer, das Frankreich glauben machen mußte, die gesammte royalistische Partei hege nicht nur gleiche Wünsche, sondern sei auch bereits mit deren Ausführung beschäftigt. Sie werden begreifen, wie gefährlich das für die königliche Sache war.

Anfänglich nun glaubte ich, das sei ein Manöver des Polizei-Ministers, der dadurch die Kammer seinen Wünschen fügsamer machen wolle und sich auf geschickte Art der liberalen Blätter bediene; bald aber wurde ich inne, daß auch gewisse Dinge nicht geschont wurden, welche zu schonen des Ministers eifrigstes Bestreben sein mußte; es war also noch eine andere Macht da, welche über die Mittheilungen der Madame Lepic, denn auf diese gründeten sich jene gefährlichen Journalangriffe, verfügte, und zwar zu Gunsten der Liberalen und der Revolutionärs. Zwar dachte ich einen Augenblick an den Verrath eines

untergeordneten Agenten, aber ich war zu bekannt mit solchen Verhältnissen, um mich lange durch diese Gedanken hindern zu lassen; die untergeordneten Agenten konnten nur Einzelnheiten wissen, hier aber handelte es sich um Dinge, die ein untergeordneter Agent vielleicht ein Mal erlauschen, niemals aber dauernd erfahren kann.

Dennoch beschloß ich eine Probe zu machen, um ganz sicher zu gehen; in einem Augenblick, wo mich außer der Madame Lepic Niemand hören konnte, sagte ich zu meinem Freunde, dem Baron Forcalquier: „ich habe so eben einige Zeilen von Monsieur dem Grafen Labourdonnaye übergeben, die diesem große Freude gemacht haben, der Prinz ist in der Frage wegen der Majorate ganz für uns!“ Die kluge Frau ging in die Falle; am andern Tage machte mir der Polizei-Minister in den Tuilerien ein sehr saures Gesicht, vermuthlich glaubte er, daß ich den Prinzen beredet, sich für Labourdonnaye zu erklären; am dritten Tage aber brach die ganze liberale Presse in einen Sturm des Unwillens los gegen das Majoratsgesetz, gegen den Grafen Labourdonnaye, gegen die geheimen Begünstiger dieses Gesetzes bei Hofe; es wurde ziemlich unverblümt auf den Prinzen selbst hingedeutet, ein Blatt war so unverschämt, zu verlangen, daß eine Personalveränderung in den Umgebungen des Prinzen stattfinden müsse; jetzt wußte ich genug und war fest entschlossen, das ränkevolle Gewebe zu zerreißen, mit welchem diese Frau die Pariser Gesellschaft umspann. Sie war dem Königthum gefährlich im höch-

sten Grade und sie hat durch ihre, von sehr geschickter Hand dirigirten Meldungen thatsächlich das Meiste dazu beigetragen, die Regierung und die Kammer zu verfeinden; die Auflösung dieser so royalistischen Kammer ist in den Salons der Madame Lepic geboren.

Auf Schritt und Tritt ließ ich jetzt die Dame bewachen, sie konnte nichts ahnen von meinen Nachstellungen, von meinen unaufhörlichen Verfolgungen, und dennoch wußte sie lange mir ihr geheimstes Treiben zu verbergen. Die Geschicklichkeit und Vorsicht dieser Frau überstieg alle Begriffe, im Mittelalter wäre sie in jedem Fall als Hexe verbrannt worden. Ich bin überzeugt, daß Madame Lepic im Stande gewesen wäre, alle ihre zahlreichen Liebschaften vor dem Publicum zu verbergen, so gewandt zeigte sie sich, sie that es einfach nicht, weil ihr ein galanter Ruf für ihre Zwecke nothwendig war.

Nichts lockt die Franzosen im Allgemeinen mehr, als ein galanter Ruf, eine ganze Anzahl von Nebenbuhlern aus dem Felde zu schlagen, Angesichts der Liebhaber vom Tage vorher oder auch vom Morgen nachher eine vielgenannte Frau zu besitzen; ich glaube, das ist's eigentlich, was wir Franzosen Liebe nennen. Daher kommt es denn auch, daß unsre berühmtesten und vielgeliebtesten Frauen durchaus keine Schönheiten waren und auch sonst oft nicht viel Werth hatten, sie verstanden aber, Aufsehen zu erregen, zu locken, zu reizen und zu belohnen. In der That, sehr hochgeschätzter Herr Baldamus, ich hatte diese

Eigenschaften nicht bei Einer von Ihren Landsmänninnen gesucht.

Ein Bekenntniß, doch nur für Sie. Als ich im Juli des vorigen Jahres mit Ihrem lieben Prinzen im Palais Royal speiste, sah ich diese Madame Lepic zum ersten Male; ich mußte eine dunkle Ahnung von dem haben, was in dem damals so unbedeutend erscheinenden Mädchen schlummerte, ich machte ihr lebhaft den Hof und erinnere mich deutlich, daß ich schon damals zuweilen erschrak vor einzelnen Aeußerungen. Ich ging nach Avignon. Als ich zurückkehrte, fand ich dies deutsche Fräulein als Madame Lepic wieder. Ich wollte mich rächen, denn ich hatte von Avignon aus an sie geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Wider Willen fühlte ich mich durch die Dame gefesselt; ohne gewisse Bemerkungen, die ich glücklicher Weise bald machte, würde ich wahrscheinlich nicht klüger gewesen sein, als viele Andere, wahrscheinlich aber glücklicher, als Einige wenigstens; doch ist's möglich, daß mich meine Eitelkeit darin täuscht.

Anfänglich hatte ich die Schritte der Dame aus Neugierde verfolgt, dann in der bewußten Absicht, ihr die Maske abzureißen, weil ich sah, daß ihr Treiben dem Königthum wirklich gefährlich wurde; je mehr Schwierigkeiten ich aber auf meinem Wege fand, desto gereizter wurde ich; die Verfolgung dieser Frau wurde eine Leidenschaft, und wenn ich Ihnen sage, daß ich an manchem Tage drei- bis vierhundert Franken ausgegeben habe, um diese Frau genau

zu beobachten, so werden Sie zugeben, daß ich von einer wahnsinnigen Leidenschaft getrieben handelte.

Es war nicht zu vermeiden, daß bei so scharfer Hetze Madame Lepic endlich merken mußte, daß sie verfolgt werde; sie waffnete sich nun mit zehnfacher Vorsicht, List gegen List, es begann ein Zweikampf zwischen uns, ein unsichtbarer, dem Minenkriege vor belagerten Festungen nicht unähnlich, ich war aber in dem Kampfe in entschiedenem Vortheil, denn meine Gegnerin wußte es nicht, daß der Marquis, der ihr fast jeden Abend die Hand küßte, daß der jener unsichtbare Feind war, der sie so heiß verfolgte.

Nicht wahr, mein deutscher Herr, das war eine schändliche Hinterlist von mir, daß ich alle Abend heuchlerisch der Dame die Hand küßte und ihr schmeichelte, während ich sie doch aus aller Macht verfolgte? Es ist mir auch zuweilen zu Muth, als hätte ich nicht ganz ehrlich gespielt und ganz ritterlich gehandelt, aber Teufel! was wollen Sie, die Partie war interessant, interessant bis zum Wahnsinn, und die Politik verlangt zuweilen seltsame Opfer.

Lange gewann ich kein Terrain. Endlich fiel mir die Rolle auf, die der Kammerdiener der Madame Lepic, ein sehr hübscher Kerl, gegen seine Herrin spielte, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Ich ließ die Dame einen Augenblick schießen und pointirte auf den Buben, das war ein brillanter Zug, denn nach ein paar Tagen schon wußte ich, daß der Kammerdiener in dem Hause der Madame Lepic eigentlich

der Herr war, denn erstlich war er der am meisten begünstigte Liebhaber der Dame, und dann war er von der hohen Polizei aus ihr Aufseher.

Dieser Mensch besuchte häufig ein Mädchen im Marais, die Besuche waren so häufig und doch so verschleiert, daß sie meine Aufmerksamkeit erregen mußten. Bald erfuhr ich, daß der Kammerdiener zwar zuweilen ein hübsches Mädchen in jenem Hause besuche, daß aber Madame Lepic in der Kleidung ihres Kammerdieners eben so oft den Herrn besuche, in dessen Dienst dieses Mädchen stand.

Nun, mein sehr geschätzter Herr Baldamus, jetzt hatte ich gesiegt, jetzt hatte ich das politische Geheimniß der Dame in der Hand und eine höchst wichtige Entdeckung überhaupt gemacht. Denken Sie, staunen Sie, der politische Freund der Madame Lepic war der ehemalige Convents=Deputirte Joseph Laborde, einer der gefährlichsten Königsmörder, der sich mit großer Schlauheit todt gestellt hatte, wie der Fuchs zu thun pflegt, dennoch aber mit den Liberalen, den Bonapartisten, der ganzen Revolutionspartei die innigsten Verbindungen unterhielt. Durch ihn alarmirte Madame Lepic die liberale Presse, durch diesen Mann erst wurde die Frau im höchsten Grade gefährlich. Es mag dahingestellt sein, ob Madame mit dem alten Jacobiner ehrlich verfuhr, ob sie nicht von dem, was sie bei Laborde erlauschte, einen für sie sicher nicht ganz unvortheilhaften Gebrauch bei dem Polizeiminister machte, ich habe Dinge erfahren, die mir das nicht ganz unwahrscheinlich machen, doch, wie

gesagt, mit Sicherheit kann ich darüber nichts angeben, denn, wie Sie gleich hören werden, es wurde mir die Möglichkeit entzogen, die interessanten Angaben zu verificiren.

Ich habe Ihnen schon bemerkt, daß ich Madame Lepic selbst einige Tage lang weniger scharf beobachtete, weil ich alle meine Aufmerksamkeit auf ihren Kammerdiener richten mußte, da trat die Katastrophe ein, die ich so bemüht gewesen, herbeizuführen. Allerdings war mir's nicht entgangen, daß der Oberst Lepic, eigentlich eine ehrliche Haut, auf's Entsetzlichste von den Qualen der Eifersucht gefoltert wurde, aber da er wirklich die Treue seiner Frau, wenn auch beargwöhnte, so doch noch nicht bezweifelte, da ich ferner die Gewalt kannte, welche dieses schlaue Weib über ihren Gemahl hatte, so konnte ich nicht fürchten, daß die Katastrophe von ihm ausgehen werde. Wahrscheinlich hatte ein neidischer Nebenbuhler den Obersten darauf aufmerksam gemacht, daß der Graf Matignon, ein gänzlich verlorener Roué, aber ein teuflisch geschickter Bursche, der begünstigte Liebhaber seiner Gemahlin sei. Die näheren Umstände sind mir nun nicht weiter bekannt geworden, kurz, eines Tages überraschte der Oberst diesen Wüstling bei seiner Gemahlin, aber mit unerhörter, kaum glaublicher Gewandtheit rettete sich Madame Lepic auch in diesem Augenblick; sie benahm sich so geschickt, daß nicht nur der Oberst, sondern auch die beiden Zeugen, die er mitgebracht, sich täuschen ließen und glaubten, der Graf sei ohne Wissen und Willen der

Dame in deren Boudoir eingedrungen und habe sich mit Gewalt in Besitz ihrer Reize setzen wollen. Uebrigens beleidigte der alte Soldat den Grafen dabei so gröblich, daß eine Zusammenkunft für den andern Morgen verabredet wurde. Der Oberst machte sein Testament, setzte seine Gemahlin, an deren Treue er nunmehr nicht den geringsten Zweifel mehr hegte, zu seiner alleinigen Erbin ein, dann ging er in's Boulogner Holz und ließ sich vom Grafen Matignon todtschießen. Er starb auf der Stelle, die Kugel des Grafen war ihm grade durch's Herz gegangen. Die Angelegenheit hat begreiflicher Weise das höchste Aufsehen gemacht, für den Augenblick wenigstens und auch wohl für einige Zeit noch ist der gefährlichen Thätigkeit der Madame Lepic ein Ziel gesetzt. Der Polizeiminister, der sie sich wahrscheinlich für bessere Zeiten aufheben will, denn er hat ihre guten Dienste nicht vergessen, hat die Dame einladen lassen, eine Reise nach England oder nach Italien zu machen. Madame Lepic ist vorgestern in einer reizenden Trauer- und Reisetoilette nach Italien abgereist. Wenn sie zurückkehrt, wird es der interessanten und reichen jungen Wittwe des Obersten Lepic nicht an Anbetern fehlen; ich aber werde durch meine Mittheilungen an höchster Stelle zu verhindern wissen, daß sie jemals wieder eine Rolle spielt, wie in der letzten Zeit.

Der Vorhang ist gefallen, der erste Act ist vorüber, im Zwischenact muß ich versuchen, Herr über meinen Verdruß zu werden. Was wollen Sie? habe

ich nicht ein Recht, verdrießlich zu sein? Nachdem ich wochenlang Zeit, Mühe und Geld verschwendet, meinen Geist in seiltänzerischen Combinationen erschöpft habe, da kommt in dem Augenblick, wo ich die Früchte meiner Bemühungen zu genießen denke, dieser Graf Matignon und nimmt mir durch einen brutalen Pistolenschuß Alles über dem Kopf weg.

Ich mißfalle mir in Paris, vermuthlich und hauptsächlich dieser Affaire wegen, die so ganz gegen meine Erwartung geendet hat; der Zwiespalt der Kammer mit der Regierung ist mir auch peinlich genug und so, ich bekenne es mit ächt französischer Beschämung, dringen die deutschen Sirenenstimmen immer verführerischer in mein Ohr. Die liebenswürdige Einladung Ihres Prinzen, die Aussichten, die Sie mir eröffnen, mein sehr geschätzter Herr Baldamus, vorzüglich aber auch die Hoffnung, „ma petite blondinette“ an Ihrem Hofe zu finden, würden mich sofort zu einer Reise nach Deutschland entscheiden, wenn, wenn, kurz heraus, wenn ich nicht ein so eingefleischter Franzose und Pariser wäre. Ich bin vor vier Monaten erst aus Deutschland zurückgekehrt. Was würde man bei Hofe und in der Stadt dazu sagen, wenn ich schon wieder über den Rhein zöge? Unser gemeinsamer Freund, Herr von Lourdoueix, den seine fortgesetzten deutschen Studien bereits unhöflich aufrichtig gemacht haben, antwortete mir zwar mit köstlicher Sicherheit auf diese Frage: „Was geht Sie der Hof an, Herr Marquis? was kümmert Sie die Stadt? ist es der Oberkammerherr oder der Seine-

Präfect, der Ihnen das Reisegeld zahlt?" Ja, Herr von Lourdoueir ist Philosoph und Dichter, der kümmert sich wenig um all' die hundert kleinen Dinge, die mir zwar auch im Grund des Herzens ganz gleichgültig sind, die ich mir nun aber einmal mit vieler Mühe angewöhnt habe, die ich nicht wohl ablegen kann, ohne mir selbst wenigstens gestehen zu müssen, daß ich Jahre lang ein Narr gewesen. Der Mensch trennt sich von nichts so schwer, wie von seinen Narrheiten. Ich weiß nicht, ob Sie mir wieder schreiben werden, mein sehr geehrter Herr Baldamus, sollten Sie mit deutscher Gutmüthigkeit sich wirklich auch fürder noch um eine so undankbare Franzosenseele bekümmern, wie ich bin, so schreiben Sie mir nicht so viel von dem fabelhaften Liebes- und Eheglück meiner gänzlich zur Deutschen gewordenen Schwester; wahrlich, ich liebe diese herrliche Riniera, Sie sind auch in diese hinreißende Persönlichkeit verliebt, mein Herr Baldamus, was mich glücklicher Weise gar nichts mehr angeht, da sie einen eigenen Ehegemahl hat — also ich liebe meine Schwester Riniera als ein braver Bruder und schätze auch meinen schönen Herrn Bruder nach Kräften, obwohl er seinem Herrn Großvater, dem alten Herrn, nicht das Wasser reicht, aber furchtbar langweilig ist dieses zärtliche Ehepaar denn doch! Lassen Sie uns, mein lieber Herr Baldamus, ein Abkommen schließen, wenn Sie mich wieder mit einem Briefe zu beglücken die Absicht haben, so erzählen Sie mir recht wenig, oder meinetwegen auch gar nichts von meiner Schwe-

ster, und recht viel von den beiden reizenden kleinen Fräuleins von Bünau, namentlich von Fräulein Mathilde — wahrhaftig, ich glaube nicht, daß ich selbst als Lieutenant je so ernsthaft in ein Frauenzimmer verliebt war, wie in dieses niedliche sächsische Blondchen! Welch ein liederlicher, leichtsinniger Franzose! höre ich Sie mit dem deutschesten Unwillen und dem tugendhaftesten Gesichte von der Welt sagen, aber ich weiß gar nicht, was Sie wollen, mein Herr! ich bin nicht verheirathet, wissen Sie? also haben Sie mir nichts vorzuwerfen. Herr von Lourdoueix wird Sie wohl auf dem Scheurenschloß oder in Travendahl besuchen, der ist kein Franzose mehr, und Sie haben ihn auf Ihrem Gewissen, er denkt ganz ernsthaft daran, um Fräulein Maria von Bünau zu werben; ich gönne ihm seinen Korb, sollte er aber wider meine Vermuthung keinen Korb bekommen, so gönne ich ihm die jüngere Schwester noch lieber als die ältere. Fräulein Mathilde ist wirklich zu liebenswürdig, und Herr von Lourdoueix würde bei ihr gar nicht Gelegenheit haben, seine Thorheit, eine Deutsche geheirathet zu haben, zu bereuen. Verzeihen Sie, ich wollte eigentlich etwas Anderes schreiben, aber ich bin seit der Katastrophe Lepic bitter geworden. Nun, nicht einmal Oberst Lepic hat bereut, eine Deutsche geheirathet zu haben, also, Sie sehen, daß ich mich gar nicht auf's Heirathen verstehe!

Mein Vetter, General Graf Bourmont, versteht sich, glaub' ich, besser auf diese Wissenschaft, ich halte das Heirathen nämlich für eine Wissenschaft; er hat

mir heute im Vertrauen gesagt, daß er sich in nächster Woche mit einer von unsern großen Damen, mit der verwittweten Herzogin von Escars verloben wird; ich werde Einer von den Bräutigamszeugen sein. Das ist noch eine verständige Pariser Heirath. Mein Vetter hat seine Zukünftige nicht drei Mal gesehen und erst ein einziges Mal mit ihr gesprochen. Die beiderseitigen geliebten Familien haben das Arrangement proponirt, die Herzogin und mein Vetter haben es als verständige Leute angenommen. Und warum sollten sie auch nicht? Beide sind von gleich hohem und gleich altem Adel, Beide haben eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft, Beide sind ziemlich wohlhabend, was wollen sie mehr? Als kluge Leute werden sie sich gegenseitig schonen und wie die lieben Engel zusammen leben, aber lieb ist's mir doch, daß ich keine Familie habe, die mich für irgend eine Cousine, oder gar eine „Freundin" einfängt. Meine Schwester ist glücklicher Weise in Deutschland, sonst würde sie sich gewiß nicht faul zeigen, denn Romandichter im dritten Theile und Frauen vom Lendemain an wissen nichts Besseres zu thun, als ganz unschuldige Menschen verschiedenen Geschlechts zu überfallen und sie durch das Band der Ehe für diese Lebenszeit an einander zu fesseln. Glückliche machen! nennen sie das, großer Gott!

Was soll ich Ihnen noch schreiben? Von der Prinzeß von Lothringen? ich konnte diese deutsche Kaisercousine niemals ausstehen mit ihren liberalen Anflügen und ihren Neigungen für das Haus Or=

leans, aber freilich mußte ich mich schon von ihr ausschelten lassen, denn darin besteht die Liebenswürdigkeit dieser großen Dame, daß sie unter dem Vorwande freundschaftlichen Freimuthes ihren Bekannten Grobheiten sagt; ich konnte ihr nicht entgehen, denn erst war sie mit meiner klugen Schwester Riniera, die sie auch zu verschiedenen Thorheiten verleitet hat, ein Herz und eine Seele, dann aber hütete sie diese reizenden deutschen Fräuleins, wie der Drache in der Fabel den Schatz des Königs hütet.

Sie können sich denken, mein sehr geschätzter Herr Baldamus, daß mir diese große Dame dadurch eben nicht angenehmer geworden ist, jetzt gehe ich niemals mehr zu ihr, die Gesellschaft dort ist mir zu englisch geworden. Denken Sie sich, die Herren tragen dort, ganz englische Sitte, im Salon Handschuh. Abscheulich, in einem wirklich vornehmen französischen Salon erschienen bisher nur die Bedienten mit Handschuhen, weil diese braven Burschen gewöhnlich Hände haben, die keinen besonders anmuthigen Anblick gewähren, aber freilich die englischen Fäuste bedürfen wahrscheinlich auch der Handschuhe, um salonfähig zu erscheinen, und weil sich jetzt allerlei Volk in unsern Salons zusammendrängt, das sich eben nicht sehr reiner Hände rühmen kann, so wird die englische Sitte auch bald eine herrschende sein! Ei! der Handschuh ist wirklich so ganz übel nicht, man sieht dann vielleicht nicht, daß Königsblut an Fouché's Hand klebt, und, was noch wichtiger ist, man sieht

dann vielen Händen nicht an, daß sie — vergoldet sind.

Was schreibe ich Ihnen da für Zeug, mein lieber Herr Baldamus? Sie müssen gering von meinem Verstande denken, oder glauben, daß ich wirklich in Madame Lepic verliebt gewesen; vielleicht ist das Letztere nicht ganz unrichtig, ich habe die Erfahrung schon einmal gemacht, daß Haß und Liebe gar nicht so verschieden sind; dieser Frau gegenüber habe ich gewiß oft mehr aus Liebe, wie aus Haß, mich lächerlich benommen. Lassen wir diese Frau, die zwischen uns ein geistiges Band bildet, lassen wir sie jetzt, sie wird zeitig genug mit Gewalt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, darauf kenne ich sie. Ihrem prinzlichen Paar, der reizenden sächsischen Blondine, dem ganzen deutschen Volke, vor Allen aber Ihnen, mein sehr geschätzter Herr Baldamus, den Gruß eines Mannes, der sich sein ganz Leben lang Ihnen dankbar verpflichtet fühlen und Sie vielleicht bald mit seinem Besuche in Staunen setzen wird.

Ganz der Ihrige.

Der Marquis von Ventadour.

Vierzigstes Capitel.

Der Lorbeerkranz am Eibenbaum.

„Jede Furcht, Verdruß und Trauer,
Wird in ihnen süßer Schauer;
Dulcamara bringt die Zeit,
Dolce die Vergangenheit.
Heil uns! jedes Jetzt hat Flügel,
Die Erinn'rung hält den Zügel,
Jeder Augenblick enteilt,
Süßes Angedenken weilt."

(Herder.)

Langsam fährt der kleine Wagen bergauf, langsam, denn der Berg ist steil, und der Weg ist übel; bald nackter Fels, von dem der Regensturm im letzten Herbst die Erdkrume weggewaschen, bald tiefer Morast, den die Fluthen des jüngst geschmolzenen Schnee's zusammengespült haben in jeder Bodenspalte.

Zwei tüchtige schwarze Rosse, in dem berühmten Gestüt des Prinzen Carl Aemil zu Scheurenschloß gezüchtet, ziehen den leichten Wagen nur mit Mühe aufwärts, und ein Jäger, die Livreeabzeichen des Prinzen am grünen Rock, blickt von seinem Kutscherſitz mitleidig nieder auf die schwer arbeitenden Thiere.

Unter dem Halbdeck des Wagens sitzt der Domänenrath Baldamus, fröstelnd hüllt er sich zum Schutz

gegen den scharfen Aprilmorgenwind in seinen weichen Mantel, und traurig blickt sein bleiches, müdes Antlitz hervor unter dem kleinen Schirm der Reisemütze, die tief in die Stirn hineingedrückt ist.

Aber Baldamus ist nicht allein, neben ihm liegt Hotspur auf dem Sitz; das edle Thier hebt zuweilen sein schönes Haupt und wirft über das Spritzleder hinaus einen forschenden Blick auf die übrige Welt, dieselbe mußte aber nicht seinen Wünschen entsprechen, denn der Kopf mit den klugen Augen und dem reichen Behänge verschwand immer sehr rasch wieder und tauchte nieder hinter dem Leder.

Der Morgen ist nicht angenehm, dichte Nebelmassen sperren die Seitenthäler dem Blick, und die Sonne kämpft nur matt mit dem Wolkengewimmel, von dem sie umrungen; es ist eigentlich noch recht kalt auf den Bergen, und der Wald sieht noch rauh und verwildert aus, der Winter hat gröblich gewüthet aller Orten, sich Wald- und Forstfrevel ohne Zahl zu Schulden kommen lassen.

Am Waldrande strecken die zerzausten Dornrosensträucher ihre sanft gebogenen Zweige wie hülfeflehend aus, und trotzig wie ein gescholtenes Kind hebt der Weißdorn seine spitzen, sparrigen Aeste. Düster, zähe und dornig lugt die Schlehe, die trügerische Waldpflaume, hinter ihnen hervor. Der Sauerdorn zeigt seine kreuzförmigen Stacheln, wie ein geschlagener aber unbesiegter Feind, und hinterlistig schlingt die Brombeere ihr knotenreiches Gewirr in einander zum festen Widerstand.

Das ist des Waldes streitbare Vorhut, der Winter hat sie nicht niederzudrücken vermocht, und wehe dem Unvorsichtigen, der mit Gewalt durch diese Außenposten dringen wollte. Scharf und rauh pfeift der Wind noch durch die Sträucher, dumpfer brausend geht er weiter durch die Bäume des Waldes, die Stamm an Stamm gedrängt des Tages harren, wo sie wieder blühen werden.

Der Dichter fährt vorüber; er hat den Wald so lieb, den Wald in jeder Gestalt, zu jeder Jahreszeit; selbst heute, wo ihm das Herz so schwer ist, freut er sich doch des Waldes, seines lieben, alten, deutschen Bergwaldes; er ist zwar nicht grün, aber er wird wieder grün, denn in den Wäldern schlummert die Zukunft, und still, am heimlich verborgenen Ort, sitzt die graue Mutter Vergangenheit, sie hütet die schlafende Zukunft. Vorüber fährt der Dichter an den Bäumen, er grüßt sie alle, und sie grüßen ihn, sie kommen ihm vor wie Menschen, auf deren Namen er sich nicht besinnen kann, von denen er aber ganz genau weiß, daß er sie schon ein Mal gesehen hat, und daß er sehr fröhlich und freundlich gewesen mit ihnen.

Er hat lebendige Bäume viel lieber, als hölzerne Menschen.

Da schallt ein süßer Flötenton durch den Wald, lieblich schmelzend fließt er dem Dichter ans Herz, oh! mächtiger und sanfter zugleich schallt es, wie je eine Glocke vermag; das ist des Singdrossels Minneweise, da steht der zierliche Vogel auf dem Zweige, Kopf

und Rücken bräunlich=olivengrün, Brust und Bauch bräunlich=weiß mit dunkeln Punkten, und die Flügel auf der Unterseite dottergelb. Baldamus kennt die Bewohner des Waldes; er weiß, daß der Singdrossel so lieblich flötet, um seine Drosselfrau zu erfreuen, denn die sitzt im nahen Nest und brütet ihre vier kleinen Eier. Von frühestem Morgengrauen bis zur spätesten Abenddämmerung flötet der Singdrossel, so lang das Weibchen brütet.

Auch der edle Hund ist ein Freund des Waldes, er hat sich aufrecht gesetzt und lauscht aufmerksam dem Gesang des Singdrossels, er hat diesen Gesang schon vernommen, er erinnert sich, daß der Drossel singt, wenn man auf den Auerhahn jagt und den Birkhahn, wenn man Schnepfen und Becassinen schießt; die Augen Hotspurs funkelten, seine Nasenlöcher bewegten sich, die Jagdlust schüttelte das prächtige Thier.

In diesem Augenblick fiel ein Schuß in einiger Entfernung, das Echo trug den scharfen Knall weithin durch die Thäler, und mit tiefer Stimme schlug Hotspur an, legte sich aber augenblicklich nieder und fuhr mit seinem Kopf unter das Spritzleder; das kluge Thier schämte sich seiner Unbesonnenheit, es schämte sich, seine Jagdlust also verrathen zu haben.

Wilhelm, der Jäger, wendete sich um nach dem Dichter und sagte: „Dem Hotspur geht es wie mir, Herr Domänenrath, mir zuckt's ordentlich in den Gliedern, mir zuckt's in den Fingern, ich wollte, ich hätte mein gutes Gewehr unterm Arm und ginge da drüben in den Brüchern; ich glaube, es ist ein

Reiherstand da drüben, und heute ginge Hotspur wahrlich mit mir."

„Du irrst Dich," versetzte Baldamus traurig, „Hotspur ginge nicht mit Dir, trotz seiner Jagdlust, und da drüben giebt es keine Reiherstände, sie schießen hier viel wilde Tauben auf den Ruf und bei den Salzlecken."

„Ei, wilde Tauben auf den Ruf schießen!" schmunzelte Wilhelm, aber er sagte nichts weiter, denn er hatte eine Ahnung davon, daß Baldamus gerade jetzt wenig Gefallen finden werde an seinem harmlosen Geplauder, darum drehte er sich wieder um und faßte nach der Peitsche. Er besann sich aber noch und rührte den Peitschenstiel nicht an, denn der Herr Domänenrath hatte ihm gestern, als sie aus dem Scheurenschloß fortfuhren, zugerufen: „Weg da mit der Peitsche, wer die Peitsche braucht bei solchen Pferden, der versteht sich nicht auf ihre Natur, ich will keine Peitsche, sprich mit den Pferden, Wilhelm, und sie werden thun, was sie können!"

Der Wilhelm hatte dann auch die Peitsche nicht wieder angerührt; der Domänenrath war ein bischen wunderlich, wie die ganze höhere und niedere Dienerschaft im Scheurenschloß behauptete, aber er war zugleich auch im ganz ungewöhnlichem Grade beliebt, aus verschiedenen Gründen. Etwas verwundert bemerkte Wilhelm, daß die Pferde wirklich ganz ohne Hülfe der Peitsche liefen, daß sie auf seine Anrede die Ohren spitzten, die Köpfe schüttelten und dann schärfer anzogen.

Der Domänenrath war in einer recht trübseligen Stimmung, er war im höchsten Grade unzufrieden mit sich selbst; der Vater Pfarrer hatte ihm einen gar wehmüthigen Brief nach Travendahl geschrieben, ein Brief, der dem Martin wie ein Schwert durch die Seele ging. Philipp, sein lieber Bruder, war im Pfarrhause auf der Einöde angekommen, es war noch vollkommen Winter da oben, der arme junge Mann aber wollte im Vaterhause sterben und er hatte Angst, daß ihn der Tod ereilen möchte, bevor er dort Quartier genommen, deshalb war er so früh hinaufgezogen in's Gebirge. Der tapfere Philipp Baldamus, der Krieger für das Vaterland, er wußte sehr wohl, daß seine Tage gezählt waren, er wußte, daß der Frühling ihm den Tod herbeiführen werde; als Theologe, als Soldat sah er ihm gleich tapfer entgegen, aber er jammerte um seinen alten Vater und um seine junge Braut.

Der Einöd-Pfarrer hatte wohl erfahren, daß sein lieber Sohn leide, auch die Braut wußte es, aber das hatten sie nimmer geglaubt; der kräftige junge Mann war völlig verwandelt, verfallen die edle männliche Gestalt, verfallen das frische Antlitz, nur die Augen glänzten noch höher als sonst in alter Lieb und Treue dem Vater und der Braut entgegen.

Niemals sollten, so wünschte es Philipp Baldamus, Vater und Braut erfahren, daß er einen schweren Fall gethan an jenem Tage seines Abschieds und daß er lange Zeit aller Unbill des herbstlichen Regensturmes ausgesetzt, besinnungslos gelegen am Wege;

Vater und Braut hatten ihm damals zugeredet, seinen Weg anzutreten, sie sollten nicht wissen, daß ihm auf jenem Wege der Tod begegnet war und ihn geworben hatte.

Martin Baldamus trauerte schmerzlich um den lieben Bruder und der wehmüthige Jammer seines alten Vaters brach ihm fast das Herz, und dennoch sagte der Domänenrath, entsetzt beinahe vor sich selbst, heut schon zum dritten Male leise, aber innig: „Und führe uns nicht in Versuchung;" denn wenn er des sterbenden Bruders gedachte, dann tauchte neben dem bleichen Angesicht des Bruders das blühende frische Antlitz Agneta's auf, und eine leise süße Stimme flüsterte verführerisch: „Du bist der Erbe des Todten und Agneta wird die Deine sein!" Martin Baldamus war entsetzt über diesen Gedanken und konnte sich desselben doch nicht erwehren, der mit immer erneuter Zudringlichkeit auf ihn eindrang und ihm keine Ruhe ließ. Der Gedanke wurde zu einer kaum erträglichen Pein für den Dichter, der sich in einem rast- und doch fruchtlosen Kampfe bemühete, ihn zu unterdrücken. „Und warum willst du nicht an Agneta denken?" fragte er sich plötzlich, „warum ist dir der Gedanke peinlich? du denkst ihrer ja nicht als einer Beute, die du dem Bruder abnimmst, den du gemordet; nein, Agneta wird dein, weil du die Pflicht hast, ihr deinen Bruder zu ersetzen, damit sie nicht einsam, freundlos und freudlos durch das Leben wandere!"

So fragte sich der Dichter selbst und gab auch selbst eine Antwort, als er sie aber gegeben hatte,

da rief er unwillig über sich: „Sophiste, Sophiste, du betrügst dich selbst! und führe uns nicht in Versuchung!"

Um von dem quälenden Gedanken loszukommen, begann Baldamus zu singen:

Wohin Du mich willst haben,
Mein HErr, ich bin bereit,
Zu frommen Liebesgaben
Und auch zu scharfem Streit;
Dein Bot' in Schlacht und Reise,
Dein Bot' im stillen Haus,
Ruh' ich auf alle Weise
Einst doch im Himmel aus.

Der Domänenrath hatte, wie wir wissen, eine sehr schöne Tenorstimme, er sang die beiden Verse, die 1813 ein Berliner Lehrer gedichtet hatte, der für König und Vaterland mit Gott in den Tod ging, mit ganz besonderer Innigkeit und der Jäger Wilhelm sagte leise: „Das ist ja wie in der Kirche." Der Dichter hatte sich durch Gesang von dem bösen Gedanken befreit, der ihn quälte, er hatte sich und seinen Diener mit in eine recht feierliche Stimmung hineingesungen, die erst durch die Erscheinung eines Reiters unterbrochen wurde, der trotz des steilen Abhangs ziemlich rasch bergab dem Wagen entgegenkam.

Martin Baldamus spähete scharf nach demselben denn in dieser menschenarmen Berggegend ist ein Mensch an sich schon von Bedeutung, die Erscheinung eines Reiters aber ist ein Ereigniß. Das Pferd des Kommenden, ein kleines unansehnliches Thier, mußte sehr

vertraut mit dem Wege und den Bergen überhaupt sein, denn es trat sehr vorsichtig trotz seiner raschen Bewegung.

„Hoi Martin!" rief der Fremde schon aus weiter Ferne dem Domänenrathe zu, der sich vergeblich bemühte, den Kommenden zu erkennen.

Endlich hielt der Reiter, ein noch junger Mann im langen grauen Tuchrock mit schwarzem Sammetkragen und Aufschlägen neben dem Gefährt und sprach treuherzig, indem er die breitschirmige Mütze abnahm, „Du kennst mich wohl nicht wieder, lieber Martin?"

„Ei, bekannt ist mir Dein Gesicht schon," entgegnete der Dichter aufmerksam forschend, „Du mußt einer meiner Jugendgenossen sein, welcher aber, das weiß ich nicht."

„Gieb mir die Hand, Martin, ich bin des Doctors Franz," sagte der Reiter lachend, „und nun bin ich selbst der Doctor an meines Vaters Stelle, der schon seit zwei Jahren nicht mehr zu Pferde steigen kann, und einen Franz habe ich auch schon wieder; ich erfuhr zu spät, daß Du vorigen Sommer auf der Einödpfarre warest, sonst wäre ich hinaufgekommen, die alte Schulkameradschaft zu grüßen. Das wäre lustig gewesen, jetzt aber ist's jämmerlich, Dir darf ich's wohl sagen, Philipp spricht, mein Bruder Martin weiß Alles; nun, sie haben mich da als Arzt geholt, da aber hat der Arzt nichts mehr zu thun, ich reite nur aus alter Schulkameradschaft einen Tag um den andern hinauf."

Martin ließ den alten Jugendgenossen reden und erzählen, er hörte traurig zu, denn es war traurige Kunde, die er vernahm.

„Deinem alten Vater," erzählte der Arzt, „geht es gefährlich nahe, der alte Herr ist vor Jammer gleichgültig geworden, darum ist's mir lieb, daß Du hinaufkommst, Martin, Du mußt Deinen Vater weinen lassen, jammern und schreien meinetwegen, Alles ist besser, als dieses stumme und trübe Hinstarren, in das er augenblicklich verfällt, wenn er nicht neben seinem Philipp sitzt. Wenn er bei dem ist, freilich, dann weiß er zu reden; gestern hab' ich ihn sogar lachen hören, mir schnitt's durch die Seele! Die Jungfer Braut hält sich musterhaft, die Thränen stehen ihr zwar fast fortwährend in den lieben Blauaugen, und von Zeit zu Zeit tritt sie denn auch wohl in eine Ecke und weint sich satt, dann aber geht sie gefaßt und tapfer wieder zur Pflege ihres geliebten Kranken. Bei dem Mädchen könnten manche Leute in die Schule gehen."

„Und mein Bruder?" fragte Martin.

„Was soll ich Dir sagen, mein Alter," entgegnete der Doctor, „von Hoffnung ist keine Rede mehr, und er selbst weiß es ganz genau, daß er vielleicht noch ein paar Wochen, wahrscheinlich aber nur noch ein paar Tage, zu leben hat. Er fürchtet den Tod nicht, er sagte mir, anfänglich, als er seinen Zustand erkannt hätte, sei er sehr verzagt gewesen, er hätte lange Zeit gebraucht, sich zu sammeln und zu fassen, jetzt aber blicke er auf die Scheidestunde ruhig und

unverzagt, sich Gottes Gnade getröstend. Du wirst nicht nöthig haben, Deinen Bruder zu festigen oder die Agneta zu trösten, die Beiden haben sich schon gefügt, halt nur hart an Deinem alten Vater, um den ist mir bange."

„Mir nicht, Franz," entgegnete Martin mit nassen Augen, „mein Vater weiß, wo er den rechten Trost findet, ihm ist vorher immer bange, aber im Augenblick einer Gefahr hat er stets den besten Muth gezeigt."

„Nun, Du mußt's besser wissen," rief der Arzt, „jetzt aber lebe wohl, morgen gegen Abend komme ich in die Pfarre!"

Damit lenkte er sein kleines Pferd, er war nämlich so lange neben dem Wagen her wieder bergauf zurückgeritten, zur Seite und ritt dann mit verdoppelter Eile bergein.

Diese Unterredung hatte dem Domänenrath nicht eben mehr größere Hoffnung, oder gar eine Freudigkeit geben können, im Gegentheil bestätigte sie lediglich Alles, was er gefürchtet, aber sie hatte den träumerischen und leicht selbstquälerischen Dichter doch ganz und gar wieder in das Leben versetzt und zwang ihn jetzt auch, daran zu denken, wie er seinem alten Vater zu Hülfe kommen wolle; er fühlte, daß das seine Aufgabe sei, denn dem Bruder gegenüber konnte er lediglich ohne Gefahr seinem Herzen folgen, das wußte er, und Agneta würde ihm auch nicht mehr hinderlich sein, das fühlte er jetzt.

So kam er der Heimath immer näher; schon rollte der Wagen den Abhang hinunter, der zu

der Einöde führte, wo der Eibenbaum stand, von dem aus man die Kirche und das Pfarrhaus sehen konnte.

Mit welchem Jubel hatte er den Baum begrüßt, als er im vorigen Sommer über die Berge kam! jetzt ließ er halten, stieg mit Wilhelm's Hülfe von seinem Gefährt und befahl dem Leibjäger, den Weg zu verfolgen und seiner an dem großen Eibenbaum, der ganz deutlich zu sehen war, zu harren. Er selbst ging langsam, auf einen Stock gestützt und nur von seinem Freunde Hotspur begleitet, auf einem schmalen Richtsteig dem Baume zu, unter dem ihn vor wenigen Monaten sein lieber Vater mit solcher Freude empfangen hatte.

Er erreichte sein Ziel früher, als er gedacht hatte; sein lahmer Fuß machte ihn zu einem schlechten Fußgänger, heute aber hatte ihn die Sehnsucht mächtig vorwärts getrieben; ihm war zu Muthe, als sei er schon zu Hause bei den Seinigen, als er vor dem alten Baume stand, an den sich so viele Erinnerungen für ihn knüpften.

Schon sah er die beiden Namen Martin und Philipp, die er und sein Bruder vor Jahren einst eingeschnitten in die Rinde. Die Namenszüge waren längst zugewachsen und zu Basreliefs geworden; da plötzlich gewahrte der Dichter näher tretend, daß unter Philipp's Namen mit kleineren Buchstaben Agneta eingeschnitten stand, um seinen Namen aber blühete ein reicher Lorbeerkranz. Beide Vermehrungen waren von Philipp's kunstreicher Hand, der ein Meister

war im Schnitzen mit dem Messer; an einem schönen Nachmittage war er im vergangenen Herbst hier oben gewesen mit Agneten, seiner lieben Braut; da hatte er tapfer geschnitzt und Beide hatten im Vollgefühl ihres eigenen Glücks geschwisterlich den armen Martin bedauert, daß der keine Liebe habe, denn sie wußten ja schon, daß ihm die Antonie abtrünnig geworden. Wie, um ihm wenigstens einen Ersatz zu geben, hatte Philipp des Bruders Namen mit einem reichen Lorbeerkranz umgeben, den seinen hatte er genug geschmückt geglaubt durch Beifügung des Namens der Geliebten. Gar viele Geschichten hatte der tapfere Philipp dem geliebten Mädchen erzählt von dem wunderlichen poetischen Bruder, die aber hatte nicht genug hören können, denn der Martin mit seiner Poesie kam ihr immer vor wie eine fremde Mährchenwelt, aus der sie doch bald der, bald jener Zug vertraut anheimelte. Darüber war der schöne Kranz fertig geworden und Arm in Arm waren Philipp und Agneta heimgegangen.

Jetzt stand Martin Baldamus an dem Baum, er sah sich scheu und schüchtern um, als er aber nur seinen getreuen Hotspur neben sich sah, der ihm aufmunternd mit seinen klugen Augen zu winken schien, da drückte er hastig seine Lippen auf den Namen seines Bruders, der mit Agneta's Namen verschlungen war.

Heiße Röthe im Antlitz wendete er sich ab; der Dichter schämte sich der jugendlichen Aufwallung, im vorigen Jahre noch würde er in voller Naivetät die

Namenszüge seines geliebten Bruders und der lieben Agneta geküßt haben, jetzt schämte er sich der That, denn er war ja fast ein Jahr in Paris gewesen, in Paris aber werden die Menschen klug und alt. Das ist wie im Venusberg, wer daraus wiederkehrt, den kennt auch Keiner mehr, denn er ist verzaubert gewesen.

Noch einen Blick warf der Dichter auf den Baum, dann rief er wehmüthig: „Er hatte Agneten, mir aber gab er den Lorbeer, den Lorbeer, der nur Schatten giebt, aber keine Früchte!"

Danach ging Baldamus nach der andern Seite, um die Kirchthurmspitze seiner Heimath zu sehen.

Als er aber seine Augen aufhob, da sah er seinen alten Vater mit langen Schritten des Weges daherkommen, und das Herz brannte ihm im Busen, denn der Einöd-Pfarrer schritt mit tief gebeugtem Haupt daher, sichtlich von schmerzlichen Gedanken bewegt, auch achtete er gar nicht auf seine Umgebungen, und der Vater sah seinen Sohn nicht, der beide Arme ausbreitete ihm entgegen.

Hotspur, der edle Hund, aber, der schon seit einer Weile aufmerksam den näher kommenden Greis beobachtet hatte, schlug plötzlich an mit dem ihm eigenen tiefen, vollen Laute und jagte dann dem Einöd-Pfarrer entgegen, schoß auf ihn zu und sprang laut bellend an ihm empor. Beide Vorderpfoten legte er auf die Schultern des Greises und leckte ihm zärtlich die Wange in der Freude des Wiedersehens und Wiedererkennens.

„Wie ist mir denn?“ sagte der Pfarrer überrascht und zugleich gerührt durch den Gruß Hotspur's: „Ist das nicht meines Sohnes, des Martini, Hündlein?“

„Vater, mein Vater!“ rief der Domänenrath, indem er mächtige Anstrengungen machte, um recht rasch seinen Vater zu erreichen.

Der aber lief ihm eilends entgegen: „Oh! Martine, mein Sohn, bedenke Deinen kranken Fuß!“ mahnte er sorglich. Das that Noth, denn Baldamus konnte auch nicht weiter; hoch aufathmend blieb er stehen, bis der Vater kam, ihn an seine Brust nahm und in seine Arme schloß unter Vergießung häufiger Thränen von beiden Seiten.

„Wenn Trauer im Hause ist, sollen wir beisammen sein,“ sagte der Pfarrer, „ich wußte, daß Du kommen würdest, mein Sohn, aber ich hatte Dich nicht heut und nicht auf diesem Wege erwartet; Martine, wir müssen die Klage erheben um Deinen Bruder, des HErrn Hand liegt schwer auf uns!“

„Wir beugen uns unter die gewaltige Hand Gottes!“ entgegnete Martin leise.

„Wir beugen uns, mein Sohn,“ redete der Pfarrer eifrig, „aber wir murren, und das ist vom Uebel; wir sollen nicht trauern wie die Heiden, die keinen Trost haben. Martine, ich habe geklagt und geweint, ich habe gemurrt, trübe und schwere Stunden sind über mir gewesen, aber Gott ist barmherzig, er wird's einem alten Vater verzeihen, daß sich sein Herz gebäumt hat vor der Trennung von solch einem Sohn!

War mir's doch immer, als müsse es anders werden, als müsse der alte Einöd-Pfarrer wieder zu seiner Pflicht zurückkehren, wenn er Dich erst um sich sähe, und siehe, als Dein Hündlein mir entgegensprang, mir so theilnehmend klug ins Gesicht sah, da fiel mir's wie Schuppen von den Augen und wie eine Bergeslast von der Seele. Sei bedankt auch, du Hündlein, Hotspur heißt du, nicht?"

Hotspur, der sofort bemerkt hatte, daß von ihm geredet wurde, bellte laut und schmiegte sich an den Einöd-Pfarrer.

„Ja, ja, Martine," fuhr der arme Vater fort, „Philippus, mein Sohn, ist dahin gewelkt, wie der junge Eichenbaum, dem sie die Axt an die Wurzel gelegt haben vor der Zeit, mein lieber, lieber Sohn ist dahin; aber wer bin ich denn, daß ich darüber jammere und klage? Gott hat mich so reich gemacht, er hat mir zwei Söhne gegeben, an denen ich Freude hatte; wie dürfte ich nun murren, da er die Hälfte des mir geliehenen Reichthumes zurückfordert!"

Nicht ohne Unruhe bemerkte der Domänenrath, daß sein Vater, den ihm der Arzt noch eben als starr und apathisch geschildert, sich in einer gewaltigen Aufregung befand und hastig redete, indem er sich all den Trost spendete, der ihm zu Gebot stand.

Freundlich redete er seinem lieben Vater zu, langsam führte er ihn des Weges dahin nach dem Einöd-Dorfe, und als sein Wagen heranfuhr, da hätte er selbst gern wieder Platz genommen darin, denn er fühlte sich im höchsten Grade erschöpft, aber er dachte,

daß die Bewegung dem greisen Manne gut thun werde, darum hieß er seinen Wilhelm vorausfahren und schritt langsam hinterher mit seinem Vater.

Seltsam, des Vaters Gedanken weilten bei dem sterbenden Sohne in der Pfarre, dennoch unterließ er bei keiner unebenen Stelle des Weges des Gebrechens zu gedenken, das den andern Sohn des vollen Gebrauchs seiner Glieder beraubte, er hob und führte den Martinum, seinen Sohn, mit der alten Kraft, mit der alten Sorgfalt, denn der tiefste Schmerz um den einen Sohn schloß die heißeste Liebe für den andern nicht aus.

So kamen sie an das Pfarrhaus.

Beide, Vater und Sohn, mochten der Stunde gedenken, da sie im vorigen Sommer auch selbander hier erschienen; in wehmüthigem Sinnen neigten sie die Häupter, und die noch nackten Zweige der Birken, die rings um das Haus standen, schienen niederzusinken wie Hände, die müde sind von der Arbeit und vom Aufheben gen Himmel.

Ruhiger, als er sich bisher gezeigt, rief der Pfarrer einen seiner Landbesteller und übergab ihm des Domänenrathes Diener und Rosse zu sorgfältiger Pflege; dann erst faßte er seines älteren Sohnes Hand und sagte freundlich: „Nun laß uns hinaufgehen, Martine! wir haben Deinen Bruder in meine Bücherstube gebettet, seit er nicht mehr sich erheben kann; da ist er immer gern gewesen, und es macht ihm Freude, die alten Bücher um sich zu sehen, die schon Eurer Kindheit stille Gefährten waren!"

Sie gingen hinauf und traten ein, ungehört, unbemerkt; schweigend blieben sie Beide stehen, denn am Bette des kranken, geliebten Mannes, mit dem Rücken gegen die Thür, saß Agneta und las mit lieblicher Stimme: „Schnell fliehen die Tage unseres Erdenlebens dahin! Schnell eilet der Mensch dem letzten seiner Tage, seiner letzten Stunde entgegen!"

„Wenig und ungewiß ist die Zeit unseres Lebens auf Erden. Wer Dir Deinen Willen thut, o HErr! der bleibet in Ewigkeit! Wohl uns, daß wir in diesem Lichte wandeln und sonder Furcht und Grauen unsre Tage zählen."

„Wer Dich erkennt und den, den Du gesandt hast, der hat das ewige Leben."

„Wer Dich erkennt als seinen Schöpfer, Erhalter, Versorger, Beschützer, als seinen rechten Vater, der liebet was Du liebest, der hasset was Du hassest, der wirket wie Du wirkest zum Wohl der Seinen!"

„So bleiben, die Dich erkennen, in Dir und Du bleibest in ihnen mit Deinem Geiste und giebst ihnen ewiges Leben auch im Tode."

„Herr unser Gott! von Dir kommt unsre Hülfe, und unser Wandel in Gerechtigkeit und Heiligkeit ist Dein Werk, durch Deines Geistes Kraft."

„So bitten wir Dich denn, voll Glaubens und Zuversicht auf Deine gnädigen Verheißungen: O HErr! verlaß uns nicht, lehre uns weislich leben, auf daß wir ruhig sterben, hochgelobet sei Dein heiliger Name!"

„Ob wir wachen, oder ob wir schlafen, ob wir leben, oder ob wir sterben, Du bist es doch allein, der uns in Liebe treulich hütet; Dir sei Ehre und Anbetung in Ewigkeit! Amen!“

„Amen! Amen!“ wiederholten der Einöd-Pfarrer und sein ältester Sohn.

„Mein Vater, mein Bruder!“ sprach der Kranke sich hastig aufrichtend und beide Hände den Kommenden entgegenstreckend. Er war aber schon so matt, daß er in die Kissen zurücksank, nur Agneta hielt ihn aufrecht, indem sie die Kissen rückwärts mit ihrem Arm umfaßte.

Martin faßte mit herzlichem Druck seines Bruders abgemagerte Hand, er mußte sich Gewalt anthun und seinen Schreck verbergen, denn er hatte nicht geglaubt, daß wenige Wochen vermögend seien, einen starken Mann so völlig zu verändern. Als er von seinem Bruder Abschied nahm in der Residenz, da war Philipp zwar schon ein bleicher und kranker Mann, jetzt aber war er bis zum Skelett abgemagert und sein Gesicht war so klein geworden wie das eines Kindes, die Augen allein waren gewachsen, anscheinend wenigstens waren sie größer geworden und leuchteten in jenem unirdischen, unheimlichen Glanze, den das Fieber verleiht, man sah nur die Augen, wenn man in dieses Gesicht sah.

Als Martin seines Bruders heiße Stirn geküßt, richtete er sich auf, Agneta's Blick trug ihm einen so wehmüthigen Gruß entgegen, einen Gruß, der ihn so tief rührte, daß er ihn kaum zu erwiedern vermochte.

„Ich wußte, daß Du heute kommen würdest, Martin," sprach der Kranke feierlich, seines Bruders Hand in der seinen haltend, „darum bat ich unsern lieben Vater, hinauszugehen auf die obere Oede, ich habe Dich diese Nacht gesehen, Du stundest unter unserm lieben alten Eibenbaum und küßtest meinen Namen, guter Martin!"

„So habe ich wirklich gethan," rief Martin erschrocken fast, „das ist wunderbar!"

„Es ist nicht wunderbarer, Martin," entgegnete der Kranke mit mattem Lächeln, „als so Vieles, was um uns her geschieht; hab ich doch Deinen Namen verstohlen geküßt vorigen Herbst, als ich den Lorbeerkranz ihm zufügte, ich konnte mir wohl denken, daß Du, von denselben Gefühlen bewegt, dasselbe thun würdest!"

„Der Lorbeerkranz am Eibenbaum!" sagte der Dichter leise.

„Ja, Martin, mein lieber Bruder," sprach der Kranke herzlich, „Dein Lorbeerkranz hängt am Eibenbaum, Deine Poesie wird die Welt nicht erschüttern, sie wird sich immer nur liebend bemühn um die, welche Du liebst, welche Dich lieben; im Heiligthum der Familie und Freunde hängt Dein Lorbeerkranz, Dein Lorbeerkranz am Eibenbaum!"

Der Einöd-Pfarrer, der auf Agneta's Sessel Platz genommen, hatte seine Söhne bis jetzt allein reden lassen, nun aber sprach er mit freundlicher Würde: „So sind wir denn Alle wiederum versammelt in diesem theuren Hause und Eure liebe Mutter, meine Söhne, ist mitten unter uns!"

Sie sprachen alle drei viele gute und freundliche, fromme und unvergeßliche Worte mit einander, Agneta aber stand schweigend zu Häupten des Bettes und hielt mit starkem Arm den geliebten Mann aufrecht, auf daß er sich des letzten Wiedersehns freuen möchte mit seinem Bruder.

Auch auf seinem Sterbebette noch hatte Philipp Baldamus jene frische Empfänglichkeit bei Freud und Leid Anderer, jene Energie des Gefühls, die ihn stets auszeichnete; es war in ihm keine schlaffe niedergeschlagene Ergebung, es war eine starke und bewußte Hingebung in Gottes Willen, mit welcher er seinen Tod erwartete; dadurch hatte er vermocht, seine Agneta zu stärken, und nun fand sich auch der Vater wieder, der bis dahin so starr und fast empfindungslos geschienen.

„Dein Kommen schon hat unsern lieben Vater gerettet!" flüsterte Philipp seinem Bruder zu.

Selbst heiter konnte dieser junge Mann sein dem Tode gegenüber, und seine Energie zwang auch die Andern, heiter zu sein und von Zeit zu Zeit, auf Momente wenigstens, zu vergessen, welcher Verlust ihnen bevorstand.

Er allein vernahm das leichte Geräusch an der Thür, durch welches Hotspur seine Anwesenheit verrieth und seinen Wunsch, eingelassen zu werden, kund gab; zwar wußte er nicht gleich, was das bedeute, aber er sann nach und errieth bald das Richtige.

„Martin, thu mir den Gefallen und öffne die Thür," sagte er leise lächelnd zu seinem Bruder,

„irre ich mich nicht, so ist da ein Freund meiner lieben Agneta draußen, der ihr guten Tag sagen möchte.“

Der Domänenrath öffnete, er dachte nicht an den Hund.

Ruhig trat Hotspur ein, das edle Thier war durch seinen feinen Instinct belehrt, daß es in eine Krankenstube trete, leise und langsam schritt es zu dem Bette und leckte Agneta's Hand, mit den großen klugen Augen voll Theilnahme zu ihr aufschauend.

„Des Martini Hündlein!“ rief der Einöd-Pfarrer erfreut.

Er hatte ein tiefes Gefühl von Dankbarkeit für den Hund, die Freude des Thieres, als es ihn draußen am Eibenbaum begrüßte, hatte ihn sehr gerührt.

Aber als Hotspur Agneta begrüßt, ging er um das Bett herum auf die andere Seite, wo Martin saß, drängte sich dicht an den und leckte die Hand des Kranken, die der Bruder in der seinen hielt, dann schritt er langsam zur Thür und legte sich auf der Schwelle nieder.

Dieses Thun des Hundes machte einen eigenthümlichen Eindruck auf die vier in Liebe verbundenen Menschen.

„Unseres lieben Herrgotts Creatur,“ sagte der Einöd-Pfarrer leise, „Martini Hündlein, ei! ich habe das edle Thier lieb!“

Nach einer Weile bat Philipp Agneten, ihn auf seine Kissen zu betten, ihn aber dann mit seinem Bruder allein zu lassen.

Agneta ging hinaus und Hotspur folgte ihr, mit langem Blick sah ihr Philipp nach, er sah aber

nicht, daß sie draußen auf der Treppe sich niedersetzte und bitterlich weinte, während Hotspur neben ihr stand und sie mit trüben Blicken betrachtete.

„Martin," begann der Kranke, als sich die Thür hinter Agneta geschlossen, „ich habe eine Bitte an Dich, mein lieber Bruder; ich weiß wohl, daß Du das Alles, warum ich Dich bitten will, von selbst thun würdest, aber ein Sterbender hat gern bestimmte Versprechungen. Siehe, mein Bruder, wenn ich dahingegangen bin nach dem Rathschluß Gottes, dann wird unser lieber Vater meine Agneta bei sich behalten und sie nicht von sich lassen, denn sie ist mein Vermächtniß."

„Oh!" rief der alte Vater, „wie könnte ich Agneta von mir lassen? Was denkst Du?"

„Mein lieber Vater, ich denke es nicht," fuhr der Kranke freundlich fort, indem er seines Vaters Hand faßte, „aber die Stunde ist vielleicht nicht fern, wo Du mir folgst zu meiner Mutter, und dann, dann ist Agneta allein, und für diesen Fall wollen wir sorgen. Martin soll mir versprechen, daß er dann Agneta zu sich nehmen und halten will wie seine Schwester, wenn er nicht vielleicht sich bewogen findet, ihr seine Hand zu reichen und mit ihr vereint unserer zu gedenken. Mein lieber Bruder, schilt nicht unzart, was wahre und herzliche Liebe mich reden heißt, Agneta hat ein Herz treu wie Gold und eine Seele frisch wie eine Blume am Morgen; ich ahne, und diese Ahnung macht mir mein Scheiden noch ein Mal so leicht, daß sie einst Dein ge-

liebtes Weib und Du an ihrer Seite glücklich sein wirst. Aber mich verlangt nach Gewißheit in dieser Stunde, darum sollst Du uns, mir und unserm Vater, versprechen, daß Du Agneta halten willst wie Deine Schwester und sie nimmer verlassen, das sollst Du uns versprechen. Wenn Du nachher mehr thun willst, willst Du sie zu Deinem Weibe nehmen, so wirst Du es thun zu Deiner eigenen Seligkeit auf Erden und wir werden uns im Himmel Deines und ihres Glückes freuen!"

„Mein Bruder, mein Bruder," entgegnete Martin mit bebender Stimme, „nimm meine Hand, nimm mein Versprechen; Gott helfe mir, daß ich's halten kann an Agneta, sei es als Schwester, sei es als Gattin, Gott helfe mir!"

„Gott helfe Dir, Amen!" sagten Philipp und der Vater aus einem Munde.

„Das ist das Letzte, was ich auf Erden zu ordnen hatte," nahm der Kranke nach einer kleinen Pause das Wort wieder, „nun laßt uns, mein theurer Vater, mein geliebter Bruder, nun laßt uns diese letzten Tage, die wir noch zusammen in diesem lieben Hause sind, so fein und lieblich, wie es im Liede heißt, zusammen leben, laßt uns zusammen beten, daß wir Kraft und Stärke haben mögen von Oben zum Leben und zum Sterben! Laßt uns vergangener Zeiten gedenken und der Theuren, die uns vorangegangen sind. Laßt uns auch der Freunde nicht vergessen, die wir haben in dieser Welt! Erzähle mir von Deinem lieben Prinzen, mein Bruder, der

nun ein deutscher Fürst werden soll, den ich recht aufrichtig hochschätze, weil er mit einfältig-schlichtem Sinn Kraft und Entschlossenheit verbindet; das ist auch ein Zögling, auf den der alte Einöd-Pfarrer Baldamus stolz sein kann."

„Willst Du Deinem Vater schmeicheln, mein Sohn?" fragte der Pfarrer mit nassen Augen lächelnd, „ei! aber Du sprichst nicht unrichtig, Philipp, mein Sohn, es war ein trefflich Stück Mannhaftigkeit in dem Prinzen Carl Aemil, und wo das ist, da läßt sich mit Gottes Hülfe immer etwas machen."

„Rufen wir unsere liebe Agneta!" bat der Kranke, ich habe nicht viel Zeit mehr, um ihr zu danken und immer wieder zu danken für das unaussprechliche Glück, das sie mir durch ihre Liebe bereitet hat auf Erden. Und weißt Du, Martin, laß den guten Hund, den Hotspur mitkommen, der gehört jetzt auch mit zu uns."

„Ach ja," rief der Pfarrer erfreut, „Hotspur, des Martini Hündlein, soll auch mitkommen.„

Martin ging; er fand Agneta beschäftigt, den Mittagstisch zu ordnen; sie ließ sich nicht in der gewohnten Pflicht hindern, aber sie folgte dem Rufe des Geliebten sogleich und trat an Martins Hand in das Krankenzimmer, ganz unaufgefordert folgte ihnen Hotspur.

Ein seliges Lächeln verklärte das bleiche Gesicht des Sterbenden, als er die Beiden Hand in Hand eintreten sah.

Einundvierzigstes Capitel.

Frau Riniera schreibt.

„So mahne Dich in sanfter Töne Schweben
Ein Freundeswort im innersten Gemüth!
Daß wie auch frisch die alten Bilder leben,
Auch frisch und rein die alte Liebe blüht."
(Herzog Eugen von Württemberg.)

Schloß Travendahl, am 3. Mai 1816.

Mein lieber armer Baldamus! In den Tagen meines ersten Liebesglücks zu Paris waren Sie mein Vertrauter; ich bin gern aufrichtig und bekenne, daß ich Ihnen zum Theil mein Liebes- und Eheglück danke, ohne Sie wäre es mir nicht möglich gewesen, Namedy so rasch und so völlig schätzen zu können. Jede Erinnerung an meine Liebe, an meinen glücklichen Brautstand ist zugleich auch eine Erinnerung an Sie, lieber theurer Baldamus, an Ihre zarte, vorsorgliche Freundschaft für Namedy, an die reine und schöne Huldigung, mit der Sie mich so froh und stolz machten!

Warum nun, mein lieber Freund, warum nun darf ich nie die Vertraute Ihres Glückes, Ihrer Freude sein? Wissen Sie, kaum waren Sie der noch nicht einmal von mir, sondern nur einseitig von Namedy anerkannte Vermittler und Beschützer unserer

jungen Liebe, als ich schon die Vertraute Ihres Liebeskummers wurde! Ja, lange bevor Sie mir noch bekannten, daß Sie eine Andere liebten, hatte ich mich schon gegrämt über den kecken Spott, mit welchem jene Antonie Ihre Aufmerksamkeiten hinnahm.

Soll ich immer nur kommen und die Vertraute Ihrer Schmerzen sein?

Ihr Brief hat mich tief ergriffen, es wurde mir so wehmüthig dabei, daß ich mich gar nicht wieder in den frohen Ton finden konnte, der jetzt hier herrscht; ich begriff es nicht, daß alle die Menschen, die Sie so lieben und von denen Sie wieder geliebt werden, daß die so heiter sein konnten, während Sie an dem Sterbebette eines Bruders sitzen, von dem Sie ein so edles und schönes Bild entwerfen.

Freilich muß ich bekennen, daß die Heiterkeit, die hier herrscht, zum Theil eine von außen hereingetragene, zum Theil aber eine ziemlich ängstliche ist.

Ich will versuchen, Ihnen, wie Sie es wünschen, eine Schilderung von unserm Treiben zu geben, damit Sie mit uns weiter leben auch in der Ferne. Ich wage das, weil ich nicht wage, Sie zu trösten über den Verlust, der Ihnen bevorsteht. Wären Sie hier bei mir, könnte ich Ihre Hand fassen, lieber Baldamus, könnte ich Ihnen in's Auge sehen und mit Ihnen reden, dann würde ich versuchen, durch meine Theilnahme Ihr Leid zu mindern, Ihren Schmerz zu lindern, geschriebene Tröstungen aber sind welke Blumen, die den Duft verloren haben: Ich weiß indessen, daß der Dichter, der meine Liebe so lieblich

besang, daß der sich auch freundlich und tröstlich angeweht fühlen wird von dem Geist, von den Gefühlen innigster Theilnahme, die mein Herz bewegten, während ich schrieb.

Ihr Prinz, lieber Baldamus, ist äußerlich froh und heiter, aber er ist ängstlicher, als er Wort haben will; seit Sie fort sind, kommt er häufiger zu mir, um sein Herz auszuschütten; ich bin stolz darauf, daß ich bei ihm Ihre Stelle wenigstens zum Theil ersetze; gestern nannte er mich in der Zerstreuung sogar: Martin! Von Tage zu Tage bewacht er aufmerksamer jede Bewegung der Prinzessin, die lächelnd seine Aufmerksamkeit bemerkt und vergebens sich bemüht, ihn zu beruhigen.

Prinzeß Ludovike, Prinzeß Johanna und ich sind viel allein, dann ist auch oft die Rede von Ihnen, und neulich hat uns die Prinzeß viele Lieder von Ihnen vorgelesen, die Sie als des Prinzen Minstrel und Troubadour ihr einst in Osterburg gesungen. Die gute Prinzeß Johanna, die Sie ja so wenig kennt, ist immer erstaunt, daß das Alles Ihr Werk sein soll, sie hat das dem stillen blassen Dichter nicht zugetraut, sie hat den Baldamus, den wir kennen, den frohen Sänger nie gesehen.

Der treffliche alte Herr von Bylandt erkundigt sich fast täglich nach Ihnen, natürlich niemals ohne eine Prise zu nehmen, und hat mich heute versichert, daß Sie Ihre poetischen Hörner nun fast ganz abgelaufen hätten, und er damit umgehe, Ihnen die Verwaltung der prinzlichen Domänenkammer ganz zu über=

tragen, damit Sie ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft würden. Er sagte, daß er jetzt volles Vertrauen zu Ihnen habe. Ich aber hoffe, daß die Verwaltung der Domäne des Prinzen Sie nicht ganz der Verwaltung der Domäne der Musen entziehen wird.

Vom Reichsfreiherrn komme ich zu dem Amtmann von Rudelhoff, unserm saubersten Junggesellen, der die Ehe, wie er sich mit feiner juristischer Unterscheidung ausdrückt, zwar nicht für ein Verbrechen, aber doch für ein Vergehen hält. Dem hat Ihr Prinz vor einigen Tagen einen Streich gespielt; jener lange finstere Bursche, der den Titel eines Ochsenschreibers führt, heirathete nämlich eine ganz allerliebste kleine Person, eine Schützlingin der Frau Tante Durchlaucht, und der saubere Junggeselle und Ehefeind mußte zur Feier des Tages ein Dejeuner geben, was er denn mit einer Grazie that, die sauersüß genug war. Die groteske Gestalt des Bräutigams, die artige Erscheinung der Braut und die ernste Würde des Amtmanns gaben ein höchst ergötzliches Gesammtbild.

Von Namedy sage ich Ihnen nichts, er hat selbst an Sie geschrieben, und Sie kennen seine Art und Weise hinlänglich. Er ist nicht ganz zufrieden damit, daß wir hier bleiben bis nach der Entbindung der Frau Prinzessin, aber ich konnte es meiner lieben kleinen Durchlaucht nicht abschlagen, obgleich auch ich meinen ersten Frühling in Deutschland lieber in unserm alten Hause zum Brink, bei unserm lieben Groß-

vater verlebt hätte. Ich habe gar viele Mühe, Namedy's Unmuth zu besänftigen, denn so sehr er den Prinzen liebt und die Prinzessin verehrt, so ist er doch verdrießlich, nicht immer um mich sein zu können, wenn er will. Merkwürdig ist es, daß er nicht auf den Gedanken kommt, nach Hause zurückzukehren und mich hier allein zu lassen, ich bin Egoistin genug, um zu schweigen.

Was die andere Gesellschaft betrifft, so scheint sie sich ganz vortrefflich zu unterhalten; mein Bruder, der seit einigen Tagen mit Herrn von Lourdoueix hier ist, wie Ihnen der Prinz geschrieben hat, ist die Seele derselben. Er macht dem Fräulein Mathilde von Bünau den Hof, doch muß ich zu seiner Ehre sagen, daß er dem lieben Mädchen keine Täuschung bereitet, denn er erklärte gleich am Abend seiner Ankunft, wie die Revolution und eigene schlechte Wirthschaft das Erbe der Ventadour so geschmälert hätten, daß er gar nicht mehr daran denke, zu heirathen; der alte Stamm der Ventadour solle mit ihm als einem fröhlichen Junggesellen ausgehen, und die von Namedy würden nicht viel für die Erbschaft bekommen, die sich nach seinem Tode vorfände. Fräulein Mathilde hat das begriffen, und wenn sie auch meines Bruders Huldigungen mit recht guter Manier aufnimmt, so denke ich doch, daß das stille, bescheidene Werben des Majors mehr Aussicht auf Erfolg haben wird.

Dagegen wirbt Herr von Lourdoueix in aller Form um Fräulein Marie, und zeigt sich auch als

deutscher Dichter seines Meisters Baldamus, denn nicht anders nennt er Sie, lieber Freund, würdig, obwohl ihm noch ganz sonderbare französische Constructionen in seinen Versen unterlaufen. Die gute Marie aber ist damit zufrieden, es hat also Niemand das Recht, sich darüber zu beschweren.

Die interessanteste Gruppe an unserm Hofe ist ohne Zweifel die Frau Tante Durchlaucht mit ihrer Tochter Clotilde und ihrer getreuen Frau Rose. Man sieht sie fast niemals einzeln, sondern immer alle Drei zusammen. Clotilde hat sich nicht geändert, sie ist immer nach wie vor das stille, freundliche, ruhige und verständige Wesen. Der regierende Herzog hat ihr durch den Prinzen das Anerbieten gemacht, sie in den Grafenstand zu erheben, oder, damit es noch weniger auffalle, durch den Wiener Hof in den Grafenstand erheben zu lassen, sie hat aber dieses freundliche Anerbieten, zwar dankend, aber ganz fest und entschieden abgewiesen. Sie schreibt einen Tag um den andern an unsern lieben Großvater und ist fest entschlossen, nach dem Tode der Frau Tante Durchlaucht wieder Hausjungfer zum Brink zu werden.

Gewiß, auch ich fühle, daß diese liebe Clotilde nichts Besseres thun kann, und dennoch kann ich nicht läugnen, daß mich ihre Festigkeit mit Bewunderung erfüllt; es ist nicht immer leicht, das zu thun, was für uns das Beste ist, es ist gewiß oft sehr schwer, und hier, tausend Frauen würde es gradezu unmöglich gewesen sein, ebenso wie Clotilde zu han-

deln, und sie thut es mit einer Ruhe, als wäre gar keine andre Handlungsweise möglich.

Uebrigens, fürchte ich, wird sehr bald die Stunde eintreten, wo sie frei ist und nach dem Hause zum Brink zurückkehren kann. Die Frau Tante Durchlaucht hat sich schon wesentlich verändert, es ist, als ob sie nur so alt geworden wäre, um ihr Kind noch kennen zu lernen. Sie spricht jetzt schon fast gar nicht mehr, sie sitzt an ihrer Tochter Seite, blickt sie zärtlich an, streichelt ihr die Hände und flüstert zuweilen einige unverständliche Worte.

Man trägt die greise Dame nach ihrem Lieblingsplatze im Garten, da sitzt sie in der Frühlingssonne mit ihrer Tochter, bewacht von der getreuen Frau Rose; sie muß sich sehr glücklich fühlen, denn ihr feines, weißes Gesicht ist fast immer von einem stillseligen Lächeln wie verklärt, aber es geht rasch zu Ende mit ihr. Ich bemerke es wohl, daß sie die meisten Personen schon nicht mehr kennt, von uns nicht zu reden, aber auch den Prinzen kannte sie nicht mehr und gestern auch ihren alten Amtmann über Travendahl nicht. Der gelehrte, immer würdige Herr von Rudelhoff hatte Thränen in den Augen, als er sich entfernte, aber er wollte sie verbergen. Clotilde und ich blickten uns an, sie nickte mir zu, sie weiß, daß der Tod sanft und still immer näher rückt.

Dagegen läßt die Frau Tante Durchlaucht fast täglich den Ochsenschreiber kommen mit seiner jungen Frau und dem kleinen Kinde; diese drei Personen

kennt sie; dem Ochsenschreiber ertheilt sie allerlei Aufträge, die kaum zu verstehen sind, die dieser auch mehr ahnt, als wirklich vernimmt; der wunderliche Geselle ist ungemein stolz und glücklich darüber.

Obgleich wir nun unsre liebe Durchlaucht täglich darauf vorbereiten, daß der Tod der Frau Tante nahe sei, daß er jede Stunde erfolgen könne, der Leibarzt sagt, es sei ihm eigentlich ein Räthsel, daß die Dame bei völliger Erschöpfung aller Körperkräfte noch immer eine Art von geistigem Leben führe, so wünschte ich doch sehr, daß die Entbindung der Prinzessin vor dem Ableben der Frau Tante erfolgte. Der Leibarzt lächelt freilich und meint, die liebe Durchlaucht sei so gesund und kräftig, daß nichts zu besorgen sei, selbst für diesen Fall. Der Prinz aber ängstigt sich doch, und auch ich bin nicht ganz ruhig.

Wiege und Sarg stehen recht nahe bei einander jetzt im Schlosse zu Travendahl.

Das, mein lieber, theurer Baldamus, ist es, was ich Ihnen von unsrem Leben hier mittheilen wollte. Die französischen Freunde, der Marquis und Lourdoueix haben mir ein lebensgroßes Bild der Frau Prinzeß von Lothringen mitgebracht und einen schönen, langen und interessanten Brief dieser edlen Dame, die sich noch immer gar nicht darein finden kann, in mir eine deutsche Hausfrau zu sehen, und mir so viel von dem politischen Treiben in Paris erzählt, daß mir doppelt wohl in meiner neuen deutschen Heimath wurde, als ich die krausen Geschichten von dem Treiben in Paris las. Ich lege Ihnen

den Brief bei, damit Sie die französischen Verhältnisse doch auch von einer andern Seite kennen lernen, als von der legitimistischen des Herrn von Lourdoueir und des Marquis, meines Bruders. Diese Herren sind unglücklich über die Kammer-Auflösung, die Prinzeß findet sie vortrefflich; der Marquis meint, die Prinzessin finde sie trefflich, weil sie der erste Schritt zu einem Königthum der Orleans sei, das die Prinzeß wünsche. Allerdings liebt die Prinzeß die Frau Herzogin von Orleans sehr.

Daß mein Vetter, der General Graf Bourmont, die schöne herzogliche Wittwe von Escars heirathet, hat mich sehr erfreut; ich bildete mir nämlich eine Zeitlang ein, dieser vollendete Cavalier, der mir sehr eifrig den Hof machte, werde mich nicht vergessen können und über meinen Verlust sein Leben lang trauern. Es ist eine hübsche Lection für meine unverantwortliche Eitelkeit, daß er sich ein paar Wochen nach meiner Hochzeit mit einer anderen Frau vermählt; ich habe mich aber, trotz der verletzten Eitelkeit, herzlich gefreut, denn wenn man so reich ist, wie ich bin, dann ist man immer gestimmt, Andern ihr Glück im vollsten Maße zu gönnen.

Einer Ihrer ehemaligen Laquaien in Paris, Herr von Lourdoueir sagte mir, ich möchte Sie nur an den „schönen Jean" erinnern, ist zu einer politischen Berühmtheit geworden. Er hat nämlich eine große und gefährliche Conspiration entdeckt, von welcher man großes Aufsehen gemacht, in welche eine Menge von Leuten verwickelt und bei der noch mehr compro-

mittirt sind. An der Spitze dieser Verschwörung stand ein gewisser Joseph Laborde, einer von den Conventsdeputirten, welche für den Tod König Ludwig's XVI. gestimmt haben. Es scheint nun, daß Ihr ehemaliger Laquai ein Verhältniß mit dem Dienstmädchen jenes Laborde hatte und auf diese Weise Herr des Geheimnisses wurde. Der alte Jacobiner hatte sich im Moment der Verhaftung selbst vergiftet und sich so der irdischen Gerechtigkeit entzogen. Seiner Mitschuldigen aber sind viele noch verhaftet und es soll ein großer Schrecken unter den Liberalen und Bonapartisten sein. Der „schöne Jean" aber hat das Kreuz der Ehrenlegion erhalten und ist zum Maire des Dorfes Belleville, seines Heimathsortes, ernannt worden.

Sehen Sie, lieber Baldamus, so weit bringen es selbst Ihre ehemaligen Bedienten!

Grüßen Sie Hotspur von seiner Freundin Riniera.

Nun leben Sie wohl, mein lieber, armer Baldamus. Gott stärke Sie in diesen schweren Tagen und Stunden, und vergessen Sie nicht, daß Sie innigste Theilnahme stets finden bei Ihrer Sie wahrhaft hochschätzenden und verehrenden

Riniera Husmann von Namedy,
geb. von Ventadour.

NS. Die beifolgende kleine Historie hat mir Graf Bourmont durch meinen Bruder, den Marquis, gesendet; Sie erinnern sich der Geschichte der beiden republikanischen Brüder Faucher, welche Graf Bourmont im vorigen Sommer im Hause der jungfräu=

lichen Wittwe erzählte; ich habe Ihnen jene Geschichte mitgetheilt und möchte Ihnen auch das Gegenbild nicht vorenthalten. Uebrigens hat Graf Bourmont auch hier die handelnden Personen selbst gekannt.

Die Anlage enthielt unter der Ueberschrift: „Noch zwei Brüder“ folgende Mittheilung: Zwei Brüder hatten sich in der Bretagne niedergelassen; der eine, der vor der Revolution im Auslande gedient hatte, war Fechtmeister, der andere, der einige Zeit im Seminar zugebracht, wollte sich dem geistlichen Stande widmen. Als die Revolution ausbrach, warf sich der Fechtmeister blindlings in den Strudel derselben, er fing damit an, den Freiheitstheorien seine ganze Neigung zu schenken, und wurde endlich Jacobiner.

Der Andere, welcher den Dienst der Kirche gewählt hatte, blieb seinem Könige treu: er war der Jüngere. Er folgte nicht dem Beispiele seines Bruders, sondern trat in die Reihen der Vendéer, das Kreuz und die weiße Fahne zu vertheidigen.

Seit lange hatten sich diese beiden Männer, Söhne einer Mutter, nicht mehr gesehen; jedes Band zwischen ihnen schien gelöst, als die Laune des Kriegsglückes den Republikaner in die Hände der Vendéer lieferte. Zu Saint-Georges-sur-Loire sollte er erschossen werden; denn die Königlichen sahen sich gezwungen, Repressalien zu brauchen, um der wilden Grausamkeit der Republikaner gegen die gefangenen Royalisten ein Ziel zu setzen.

Der Offizier der Vendéer Truppe, der sich, um auszuruhen, auf einem Hügel gelagert hatte, wurde

plötzlich von einem Tumulte aufgeweckt; er blickte nach der Seite der Straße und sah, wie seine Soldaten einen Blauen dahin schleppten. Zwei oder drei Männer seiner Schaar kamen zu ihm, seine Befehle zur Execution des Gefangenen einzuholen.

„Wartet noch," sagte der Offizier, „ich will den Gefangenen erst verhören;" er begab sich mit ihnen auf die Landstraße.

„Beeile Dich, beeile Dich, Commandant," riefen die Bauern ihrem Offizier zu, „es ist einer der Blauen, die unsre Brüder gemordet; es ist ein Bluttrinker, der nicht an Gott glaubt."

„Nun denn," antwortete der royalistische Anführer, „laßt ihn einige Tage bei unserm Feldprediger, der wird ihn bekehren, und sobald er an Gott glaubt, wird er einer der Unsern sein und seinen König lieben."

Der Gefangene hörte die Worte des Vendéers, der ihn retten wollte; er erhob sein Haupt, um ihn zu sehen; es war sein Bruder! . . . sie erkannten sich Beide.

Der Royalist vergaß den Soldaten der Republik, dachte nur an seinen Bruder und wollte ihn umarmen; doch der Blaue wies die brüderliche Liebe von sich und sprach mit dumpfer Stimme: „Thue nicht, als ob Du mich liebtest, Du hassest mich eben so, wie ich Dich hasse."

„Ach! ich schwöre Dir bei unsrer Mutter," antwortete der Jüngere, „daß ich Dich ungeachtet unserer Meinungsverschiedenheit liebe."

„Nun, so beweise es, indem Du mich nach Nantes zurückschickst!“ erwiederte der Republikaner.

„Ich werde es thun,“ antwortete der Vendéer, „ich verspreche es Dir.“

„Er soll sterben, er muß sterben!“ riefen die Bauern, welche rings um standen. „Unsere Gewehre sind geladen. Commandant, entferne Dich, es ist nicht Dein Bruder, sein Blut muß fließen!“

„Zuvor müßt Ihr das meine vergießen,“ rief der edelmüthige Anführer. „Man soll nicht sagen, daß ein Vendéer seinen Bruder vor seinen Augen tödten ließ; es soll kein Kain unter uns sein!“

Der Tapfre zog seinen Säbel und stellte sich an die Seite des Soldaten der Republik. Die Seinigen stutzten, und einige Stimmen riefen: „Gnade, Gnade, unserm Commandanten zu Liebe.“

In diesem Augenblicke kam der Feldprediger dazu. Es war ein junger Priester, der großen Einfluß auf die Bauern hatte. Er sah, daß ungeachtet des Gnaderufes ein großer Theil der Truppe den Tod des Gefangenen wollte, er schritt auf sie zu: „Meine Freunde,“ rief er, „Gewehr ab! Gewehr ab!“ Sie antworteten: „Wir wollen diesen Menschen erschießen, er ist einer von denen, die unsre Weiber und Kinder gemordet. Wir wollen sie rächen.“

„Ihr könnt es nicht, ohne ein Verbrechen zu begehen!“ sprach der Priester Jesu Christi.

„Wir haben geschworen!“ riefen sie.

„Habt Ihr auf das heilige Kreuz geschworen?“ fragte mit hoher Würde der Priester, indem er ein

Crucifix aus seinem Gewande zog und es den Soldaten vorhielt. „Habt Ihr auf das heilige Kreuz geschworen: Keine Gnade?"

Die Bauern schwiegen; mehrere setzten die Gewehre ab; ihr Anführer umarmte den Priester und rief: „Sei gesegnet, Du hast meinen Bruder gerettet!"

„Ich wußte nicht, daß dieser Mensch Dein Bruder sei," erwiederte der Priester, „ich sah in ihm nur einen Unglücklichen, den ich vom Tode retten mußte. Was sollte ich als Priester in der Mitte eines Feldlagers thun, wenn ich nicht Barmherzigkeit predigte? Hier rufen Ehre und Natur Rache, ich aber werde immer Gnade rufen."

„Gnade, Gnade!" rief jetzt die ganze Truppe überwunden und zerstreute sich.

Der Republikaner blieb erstaunt stehen. Sein Bruder nahm ihn beim Arm und führte ihn zu dem Feldprediger. Sein Stolz fühlte sich beleidigt, weil er von einem Priester gerettet worden war. Er blieb stumm, kein Dank kam über seine Lippen.

Mit Einbruch der Nacht verschaffte der Royalist seinem Bruder einen Nachen und die Mittel, sich nach Nantes zu begeben. Bevor sie sich trennten, sprach er voll Rührung: „Lebewohl, und denke zuweilen meiner."

„Ja, um Dich zu bemitleiden!"

„Mich zu bemitleiden! Wie verdiene ich Dein Mitleid?"

„Unglücklicher, Du bist nur ein Sclave!"

„Ich bin es weniger, denn Du: ich habe nur Gott und den König zu Herren, während Du Tyrannen ohne Zahl gehorchst.“

„Die, welche Du meine Tyrannen nennst, sind meines Gleichen; wie ich, beten auch sie nur die Freiheit an.“

„Ja, und haben ihr, statt Altäre, Schaffotte errichtet, und Eure Priester sind Henker.“

„Und die Euern?“

„Die Unsern retten ihre Feinde, Du mußt es am besten wissen. Wem verdankst Du Dein Leben?“

„Einem Wesen, welches ich verachte, welches ich hasse. Das Leben wird mir zur Last, wenn ich bedenke, wem ich es verdanke ....“

So sprechend, sprang er in den Nachen, und ohne seinem Bruder weiter ein Wort des Abschiedes zu gönnen, ohne ihn zu umarmen, ihm die Hand zu drücken, stieß er ab und schwamm davon.

Der Vendéer kehrte heim, schweren Herzens gedachte er lange solchen Abschieds. Die Zeit, die Unruhe des Lagerlebens, verwischten nach und nach den trüben Eindruck, den diese Begegnung in seiner Seele zurückgelassen hatte. Er fuhr fort, der königlichen Fahne zu folgen, sie zu vertheidigen. Sein Bruder, nach Nantes zurückgekehrt, war wilder denn je. Er war bei jedem Club, in jeder Volksversammlung schrie er gegen die Priester, gegen diese Wesen, welche, wie er sagte, sich ihres Einflusses auf die Bauern nur dazu bedienten, um sie zu veranlassen, Blut zu vergießen.

Die Vendéer-Armee war bei Savenay unterlegen, unser Royalist hatte auch seinen Theil an der Gefahr und dem Ruhm jenes Tages. Er hatte tapfer unter dem Befehle des wackern Lyrot gekämpft. Mit Anbruch der Nacht suchte er die Leute seiner Schaar zu sammeln; — es waren ihm nur drei noch geblieben, alle Uebrigen waren als freie Männer unter ihrer Fahne gefallen.

Verwundet, von Müdigkeit erschöpft, von Schmerzen niedergedrückt, nahmen der Vendéer und seine drei Waffenbrüder Abschied von einander. Die Bauern wollten es versuchen, in ihre Dörfer zurückzukehren; er hatte beschlossen, in Nantes eine Zufluchtstätte zu suchen.

Die ganze Nacht marschirte er, ohne auszuruhen, die Dunkelheit benützend, um sich der Stadt zu nähern. Das Land wurde von Republikanern durchstreift, welche begierig waren, Gefangene zu machen, um sie als neue Opfer zu morden. Mit Anbruch des Tages verbarg sich der unglückliche Vendéer in den Gebüschen, welche die Wiesen umgeben, durch welche die Landstraße sich hinzieht; so brachte er den Tag zu, allein in seinem Schmerz, seiner Trauer, seinen Sorgen. Am Abend wagte er es, den Versteck zu verlassen, er war schon in der Gegend von Sautron: in zwei Stunden konnte er Nantes erreichen. „Ach,“ sagte er, „wenn meine Mutter noch lebte, wie würde mir ihre Liebe und Sorgfalt zum Trost gereichen, und jetzt bin ich allein, verlassen! Ich hatte Freunde, doch das Beil des Henkers hat

sie gefällt, oder sie sind gleich mir gezwungen, ohne Zufluchtsstätte umher zu irren? . . . . Doch ich habe einen Bruder; an seine Thüre werde ich klopfen. Er war zwar kalt gegen mich, als er unglücklich war, doch das Unglück schärft die Gegensätze; jetzt, da ich flüchtig, ohne Hoffnung und Hülfe bin, werde ich in ihm meinen Bruder wieder finden, ja sicherlich . . . . Er wird an unsere Mutter denken, die uns Beide gleich liebte; er wird mich nicht verlassen, er wird mir mein Bischen Brod und ein Lager unter seinem Dach nicht verweigern."

Diese Hoffnung hielt den Muth des armen Flüchtlings aufrecht, der unter strömendem Regen, in der Dunkelheit vorwärts eilte; schon leuchten ihm von Ferne durch die dunkle Nacht die Lichter der Stadt entgegen, schon tritt er in Nantes ein. Eine große Bangigkeit erfaßt ihn; er fürchtet, daß die wenigen, welche ihm begegnen, ihn erkennen. Der Unglückliche, der sich verbirgt, glaubt immer, sein Unglück sei ihm auf die Stirn geschrieben. Nach manchem Umweg gelangt er in die Straße, in der sein Bruder wohnt: sein Herz pocht mit lautem Schlage; ein gewisses Etwas, das einer Ahnung gleicht, sagt ihm: Geh nicht weiter, ... er bekämpft mit Macht diesen Gedanken. Er geht weiter; da steht er vor dem väterlichen Hause, er klopft an, ... die Thür geht auf; sein Bruder selbst tritt ihm entgegen. „O! mein Freund," ruft der Flüchtling, „ich bin es, und komme zu Dir, Dich um eine Zufluchtsstätte zu bitten."

„Eine Zufluchtsstätte," rief der Republikaner, „eine Zufluchtsstätte! Ihr seid also zur Flucht gezwungen, Ihr stolzen Vendéer, die Ihr die Republik besiegen wolltet? Der Tag der Gerechtigkeit ist endlich gekommen! ....."

„Mein Bruder, Du siehst meinen Zustand ...."

„Ja; tritt ein ...." Und er schloß die Thüre mit den Worten: „Warte hier." Hierauf stieg er eilig die Treppe hinauf. Der Vendéer wartete, auf einer Stufe der Treppe sitzend; er konnte eine solche Aufnahme nicht begreifen, seine Gedanken wurden ihm zu schwer, die Befürchtungen wurden mächtig über ihn, doch bald hörte er seines Bruders Schritte wieder, er kam mit Hut und Mantel zurück und sprach barsch: „Folge mir!"

„Wo führst Du mich hin?" fragte der Vendéer.

„Suchst Du nicht eine Zufluchtsstätte?" antwortete der Revolutionär höhnisch lächelnd: „Folge mir, Du sollst eine finden."

„Und warum nicht hier, unter dem Dache unsers Vaters? ..... Du siehst, ich bin schwach, verwundet ..... mein Bruder, laß mich hier ausruhen."

„Nein, nein, das kann nicht sein; steh auf und komm, es ist schon spät ....."

Der arme Unglückliche gehorchte; der Republikaner ging mit raschem Schritt, seinen Bruder am Arme führend. Er stützte ihn aber nicht, er schleppte ihn vielmehr mit sich fort. Da kamen sie Beide an einen großen Pallast; auf ein Wort des Republikaners ließ sie der Pförtner eintreten. Sie steigen eine

prächtige Stiege hinauf; man führt sie in ein Schlafgemach, das sehr glänzend geziert und ausgestattet war. Zwei Weiber bereiteten ein Bad und träufelten Wohlgerüche in eine Wanne, die zunächst dem Bette stand. „Der Bürger-Repräsentant wird gleich kommen!“ sagten sie und entfernten sich. Im selben Augenblick trat ein Mann ein: es war Carrier.

In befehlendem Tone und offenbar in schlechter Laune fragte er den Republikaner: „Was willst Du zu dieser Stunde noch von mir? Antworte schnell, ich möchte allein sein.“

„Bürger-Repräsentant,“ antwortete der Bruder des Flüchtlings, „bevor Du Dich zur Ruhe begiebst, kannst Du noch der Republik dienen.“

„Wie? sprich!“

„Hier ist ein Räuber, ein Freund der Priester, einer der Anführer der Vendéeischen Armee.“

„Wer hat ihn Dir ausgeliefert?“

„Er selbst.“

„Wer ist er? Woher kennst Du ihn?“

„Er ist mein Bruder.“

„Dein Bruder?!“

„Ja; ich bringe ihn Dir; er hat diesen Abend eine Zufluchtsstätte bei mir verlangt..... er focht bei Savenay....“

„Was soll ich mit ihm anfangen?“

„Ihn hinrichten lassen.“

Bei diesen Worten trat Carrier, Carrier, der blutigste Schreckensmann der Revolution, entsetzt zurück und rief: „Wie! Deinen eigenen Bruder!!!“

„Ja, meinen Bruder; ich bringe ihn Dir. Ich habe meine Pflicht gethan, thue nun Du die Deine."

Carrier zauderte einen Augenblick .... Die Furcht, von dem Wahnsinnigen bei dem Tribunal angeklagt zu werden, der seinen eigenen Bruder verrathen, eine natürliche, instinctartige Blutgier, machten, daß er sein Zaudern bald überwand. Er rief die Wachen, die ihn stets umgaben, und überlieferte ihnen den Vendéer. „Führt ihn nach dem Kerker," sprach er, „und Du," fügte er zum Angeber gewendet hinzu, „Du kannst Dich morgen früh auf den Richtplatz begeben, dann wirst Du sehen, ob ich einen Feind der Republik leben lasse ....."

„Der unglückliche Vendéer brauchte nicht erst die letzten Worte zu hören, um das Schicksal zu erkennen, das seiner wartete. Er erniedrigte sich nicht, er bat nicht um Gnade, er sagte nur schmerzlich bewegt zu seinem Bruder: „Lohnst Du mir also! Du verdankst mir das Leben und giebst mir den Tod! Adieu, auf morgen; Du sollst mein Blut fließen sehen."

Carrier gab ein Zeichen, man schleppte den Gefangenen fort.

Er brachte die Nacht im Gefängnisse zu. Der Gedanke des Todes war ihm weniger schrecklich, als der Gedanke an die abscheuliche That seines Bruders. Als Christ wollte er ohne Haß sterben, und, im Gebete ringend, bat er Gott, den Haß aus seinem Herzen zu vertilgen. Als er zur Hinrichtung geführt wurde, hörte er Stimmen in der Menge sagen: „Der

große bleiche Mann dort ist sein Bruder; er hat ihn gestern angegeben, und heute steht er zu, wie er zum Tode geht; es ist doch zu abscheulich!"

Der Christ, der zum Tode ging, erhob sein Gesicht und sah wirklich den Mann, der mit ihm unter dem Herzen einer Mutter gelegen, an seinem Wege stehen. Bei ihm angekommen, sagte er zu ihm: „An Gott und unsere Mutter denkend, verzeihe ich Dir . . ."

„Und ich," antwortete der Republikaner mit rohem Grimm, „ich fluche Dir; Heuchler, gehe hin zum Nichts und spreche nicht mehr von Deinem Gotte."

Der Vendéer setzte seinen Weg betend fort . . . . betend für den, der ihm geflucht! Einige Augenblicke später . . . . duldete er standhaft den Tod! . . . .

Zweiundvierzigstes Capitel.

Exeunt omnes.

„Von steilen Hügeln rings umgeben,
Wo Eich' und Buche sich erheben,
Durch deren schattiggrüne Hallen
Die Wasser silberhelle wallen —
So lockst du, süßes Tusculan,
Durch schlichte, stille Schönheit an!"
(Warton.)

Leise und lind wehete es nieder von den Bergen des Westerwaldes in die stillen Thäler hinein; der Frühling war endlich auch hinaufgestiegen in's Gebirge und hatte die Haiden und Einöden wieder mit seinem grünen Sammetteppich bekleidet, auf dem die rauhen Basaltblöcke so trotzig umher gestreut lagen, wie ein ewiger Protest des eigentlichen Gebirgsherrn, des Winters, gegen die vorübergehende Herrschaft des Frühlings.

Jetzt aber hat der Lenz unbestritten die Herrschaft, denn selbst die sonst immer weißen hohen Bergkuppen ragen schwarz hinein in die blaue Luft. Oben im Gebirge hat der warme Odem des Frühlings nur den Schnee hinweggeschmolzen, unten aber, an den südlichen Abhängen zumal, da hat er mit zartem, lieblichem Grün die Thäler geschmückt und Alles gekleidet in sein hochzeitlich Gewand.

Auch die Birken um das Pfarrhaus auf der Einöde hatten frische grüne Blättchen angesetzt und wiegten sie behaglich hin und her im sanften Zuge an den langen Hängezweigen, welche die sausenden Winterstürme glücklich überstanden.

Mit langsamen Schritten wandelte der alte Einöd-Pfarrer unter seinen lieben Bäumen hin; sein ernstes Lächeln grüßte sie, wie man alte Freunde grüßt, dann ging er, zum ersten Male in diesem Jahre, zu seiner Steinbank unter dem hochragenden Lärchenbaum, wo er so gern rastete und nach der grauen Kirche hinüberblickte, und nach der uralten Esche, die dort im Schutz der Kirche allein den wüsten Wetterstürmen, die so furchtbar hausen im Gebirge, so langen Widerstand geleistet.

Unter dem alten Baum, da lag sein treues Weib begraben, seine „liebe Selige" und nun seit dreien Tagen auch sein Sohn, sein Philipp. Der alte Geistliche war gar nicht traurig mehr, seit sein Sohn gestorben und begraben, er lächelte nach der alten Esche hinüber und sprach: „Was soll ich traurig sein, er ist ja sonst auch von mir geschieden und ist länger entfernt gewesen, als ich jetzt von ihm entfernt sein werde."

Es stand da ein kleiner Kirschbaum unter dem Wind, der trieb lustig seine Blüthen, der alte Pfarrer sah es voll Theilnahme und sprach: „Mein Bäumlein blühest so lustig hinein in den Frühling und weißt nicht, daß auf dem Westerwald die Kirschen zwei Jahre brauchen, um reif zu werden, im

ersten Jahre werden sie auf der einen Seite roth, im zweiten auf der andern; aber laß dich das nicht verdrießen, blühe du ungestört, hab' meine Freude an der Blüthe schon. Mein Philipp hat auf Erden auch nur geblüht, die Ernte wird da Oben gehalten!"

Ferner also leise vor sich hinsprechend, ließ sich der geistliche Herr nieder auf der Steinbank unter dem hohen Lärchenbaum, rechts und links standen die beiden jungen Eichen, die Martins=Eiche und die Philipps=Eiche, die seine Söhne einst aus Eicheln gezogen. Ueber mannshoch waren die Bäumchen schon und die Zweige fingen an sich zu bekleiben.

„Das sind meine Söhne," sprach der Pfarrer, „meine lieben Söhne, ich aber gehe von dem Einen zu dem Andern!"

Die Sonne schien fast warm, obgleich es noch nicht Mittag war, mit seinem blauen Tüchlein wehte sich der wackre Herr Kühlung zu und behaglich war's ihm doch im Sonnenschein.

„Ist der Baum zur Rechten mein Martin," flüsterte der Greis, „oder ist es der zur Linken, ich weiß es nicht mehr! Ich muß den Martin jetzt mehr lieben, denn ich gehe ja von ihm bald und finde meinen andern Sohn da drüben. Er ist tief erschüttert, der arme Martin, er hat seinen Bruder so geliebt; ei! wie fein haben diese Brüder, meine Söhne zusammengehalten in herzlicher Liebe bis an's Ende. Ich muß für den Martinum sorgen, dieweilen er hier auf Erden ohne Vater und ohne Bruder zurückbleibt. Unsere Agneta aber bleibt bei ihm, er

wird seines Bruders Vermächtniß hoch achten, Agneta wird sein Weib werden, ich weiß es, denn der Martin und die Agneta, sie müssen noch glücklich werden und viel frohe Tage sehen hienieden!"

Der Greis hörte leichte Schritte hinter sich.

„Kommst Du, meine liebe Agneta?" fragte der Pfarrer.

„Da bin ich, lieber Vater!" antwortete die treue Seele und setzte sich nieder neben dem alten Manne.

In einem einfachen Trauerkleide von schwarzem Wollenstoff mit einem schwarzseidenen Tüchlein drüber, nach Landessitte einen schwarzen Florstreifen um das Haupt geschlungen und unter dem Kinn fest zugebunden, so saß Agneta neben dem greisen Vater.

Der Vater lächelte, die Braut aber blickte schmerzlich bewegt vor sich nieder, die volle Wange war bleich und die sonst so hellen Augen waren trübe und roth von vielem Weinen.

Der Pfarrer nahm Agneta's Hand und sprach leise: „Wir haben jetzt nur den Martinum noch, den Einen, meine liebe Agneta, den dürfen wir nicht kranken lassen und hinsiechen, das aber ist sein Theil, wenn wir ihn nicht nöthigen, hinauszugehen aus unserm Hause, das eine Wohnung des Kummers geworden. Er muß wieder hinaus in die Welt, Agneta, wo er seinen Beruf, zu seinem Prinzen, der ihn zu seinem Dienst verpflichtet hat, zu seinen Freunden, die ihm seinen Kummer zerstreuen und lindern werden. Du mußt machen, daß er geht, Agneta, ich vermag's ihm nicht zu sagen, siehst Du, ich bin

ein alter, schwacher Mann und bin sein Vater, ich möchte ihn immer bei mir behalten und ihn gar nicht wieder fortlassen von mir, aber es geht doch nicht; willst Du mit ihm reden, Agneta?"

„Ich will mit ihm reden, lieber Vater," entgegnete Agneta, „Sie haben Recht, er muß hinab in's Land wieder, wo seine Freunde sind, wo sein Prinz und sein Amt nach ihm verlangen; ich habe mich recht erschrocken, Vater, als ich ihn heute Morgen ansah, ich glaube, ich habe ihn heute zum ersten Male ordentlich angesehen, denn wenn man die Augen immer voll Thränen hat, kann man nichts sehen, er sieht aus, als wäre er schwer krank gewesen, oder als würde er's. Ach, er hat meinen Philipp so herzlich geliebt. Vater, weißt Du noch, wie wir immer über Philipp lachten, wenn er von seinem Bruder sprach und so eifrig wurde! Hat mir der Philipp oft erzählt, er habe niemals ein Mädchen lieb gehabt, außer mir, aber er habe dafür seinen Bruder geliebt. Ja, Vater, wir wollen ihn wieder hinabschicken in's Land, er muß wieder gesund und heiter werden, wie ihn Philipp so gern hatte. Da kommt er!"

„Wo denn, Agneta!" fragte der Pfarrer umblickend.

„Ich sehe ihn nicht," entgegnete Agneta, „aber da kommt Hotspur über den Abhang und ich denke, da kann er nicht weit mehr sein."

In der That kam Hotspur über die grüne Wand herunter; er hatte Agneten offenbar erkannt, denn

in gewaltigen Sätzen stürmte er daher, durch lautes Bellen seine Freude kundgebend. Hotspur schoß heran, zeigte sich in einigen Quersprüngen und kehrte dann blitzschnell um, dem Domänenrath entgegen, der wenig auf des treuen Thieres Jubel achtete, sondern langsam, das Haupt auf die Brust gesenkt, des Weges daherkam.

Wirklich, der Dichter sah kummervoll und traurig aus, abgehärmt und krank erschien sein Antlitz und tief in ihren Höhlen lagen die Augen. Er schritt in seine Gedanken versenkt dahin, denn er bemerkte seinen Vater und Agneten erst, als er dicht vor ihnen stand.

Mit einem sprechenden Blick reichte er dem Vater die rechte, der Braut seines verstorbenen Bruders die linke Hand, er schaute erst auf die beiden Menschen, die er am meisten liebte, dann irrte ein leises Lächeln um seinen Mund, aber es erlosch augenblicklich wieder.

„Mein lieber Sohn!" rief der Pfarrer.

„Gräme Dich nicht um mich, lieber Vater!" sprach der Domänenrath, „Du hast Sorge, daß ich krank werde —"

„Du bist schon krank, mein Sohn!" unterbrach der Vater.

„Glaubst Du wirklich?" antwortete der Dichter, und versuchte ungläubig zu lächeln.

„Sie müssen hinunter in's Land, Martin!" sagte Agneta entschieden.

„Sie sind auch gegen mich?" fragte der junge Mann, und hätte so gern gescherzt.

„Ich bin nur gegen Ihre Krankheit, Martin!“ versetzte Agneta ernst, „das weiß Gott, wie gern ich bei Ihnen bliebe! Aber es muß sein; hier oben bei uns können Sie nichts thun, als uns trauern helfen, das ist aber nicht passend für einen Mann, wie Sie sind, überlassen Sie das uns, lieber Martin, und gehen Sie hinab in's Land und denken Sie, daß Ihnen Gott ein Amt gegeben, welches Thätigkeit verlangt.“

„Sie werden beinahe scharf, meine liebe Agneta!“ sagte der Dichter, und blickte anklagend auf das Mädchen.

„Scharf? oh nein!“ entgegnete Agneta, „ich rede nur rasch, weil es mir so schwer wird, Sie zum Scheiden zu bewegen, und es doch Ihre Pflicht ist, hinab zu gehen in's Land.“

„Du hast ein Amt, Martin!“ mahnte der Pfarrer, „und dann denke doch Deines Prinzen, der Dich so sehr liebt!“

„Ich will ja gehen,“ antwortete der Domänenrath verdrossen, „aber heute nicht und nicht morgen.“

Der Schmerz um seinen Bruder, die peinliche Lage, in die ihn seine Liebe zu Agneta brachte, beides hatte ihm die Entschlossenheit des Wollens und die geistige Springkraft geraubt, er vermochte nicht, sich zu entschließen, obwohl er fühlte, daß sein Vater und Agneta Recht hatten, daß es seine Pflicht sei, zu dem Prinzen zurückzukehren. Er sehnte sich selbst nach dem Prinzen, er wußte, daß andere Umgebungen, Geschäfte, selbst unangenehme, ihm seine Lage

verbessern würden, dennoch hatte er nicht die Kraft, einen Entschluß zu fassen.

Fast verwundert blickte ihn Agneta an, sie begriff an einem Manne diese Unentschlossenheit nicht.

„Ich bin wirklich wohl, lieber Vater," versicherte der Domänenrath noch einmal, „der Frühling thut mir gut, nur einige Tage noch, dann will ich gehen!"

„Und wenn es in einigen Tagen zu spät wäre?" fragte Agneta, ihr Auge fest auf den zögernden und schwankenden Mann richtend.

„Es wird nicht zu spät sein, und wenn es zu spät wäre, wenn auch, was liegt daran?"

Martin versuchte, sich leichtsinnig zu stellen, der Versuch mißlang ihm aber, seine Antwort klang beinahe höhnisch.

„So hätte mein Philipp nicht geantwortet," sagte Agneta jetzt, „der wußte immer als Mann zu thun, was noth war."

Agneta stand auf, warf Martin einen fast zürnenden Blick zu und ging mit raschen Schritten dem Hause zu.

Der Domänenrath nahm fast mechanisch den Platz neben seinem Vater, den das arme Mädchen eben verlassen, ein; es war eine Abspannung über ihn gekommen, die ihn fast unzurechnungsfähig machte.

„Du hast Unrecht, Martin," mahnte der Pfarrer leise, seines Sohnes Hand nehmend, „lieber Sohn, wenn Du den Muth verlierst, was soll aus der armen Agneta dann werden? Siehe, mein Martin, ich gehe dahin, wie das Gras vergeht, und meiner Tage sind

nur noch wenige auf Erden — wer soll dann für unsere liebe Agneta sorgen? Gedenkst Du des Versprechens nicht, das Du in meiner Gegenwart Deinem Bruder, dem Philippo, geleistet?"

„Vater," entgegnete Martin, der seine Seele matt fühlte bis zum Tode, „laßt meinen Wagen anspannen, laßt mich fortfahren, gleichviel wohin, es ist mir Alles, Alles so grau und gleichgültig, daß ich an mir selbst verzweifeln möchte, wenn ich den Muth dazu hätte. Oh, läge ich doch an Philipp's Stelle drüben bei unserer Mutter unter dem Eschenbaum und er säße statt meiner hier bei Euch, er würde besser und stärker sein als ich."

„Des seligen Philippi Art war etwas fester und sicherer, Martin," sprach der Pfarrer freundlich, „ich muß Dir aber sagen, daß er im Fühlen, Denken und Meinen fast immer mit Dir übereinstimmte. Er hatte mehr meine Art, wie ich sonst war, ehe ich alt wurde, Du aber bist mehr wie Deine Mutter; ach! das war eine liebe Frau, Martin, und Du auch, Du bist mein lieber Sohn!"

Der Sohn umarmte seinen alten Vater, dessen Schmerz ihn rührte und ergriff, ihm aber nicht die Energie des Handelns zu geben vermochte. Der alte Herr verfiel in ein stilles Sinnen und begann endlich, von ganz andern Dingen sprechend, mit leiser Stimme: „Wenn der Prinz die Einöd-Pfarre nach meinem Tode wieder besetzt, soll er ja einen Sohn der Berge wählen, das sag' ihm von meinetwegen, Martin; Du sollst ihm meinen besten Segen bringen,

er wird für seinen alten Lehrer auch gern etwas thun; hier oben im Westerwald da taugt eben kein Stadtkind in die Pfarre, hier muß ein Westerwalder sitzen und die reine Lehre predigen, die Sacramente verwalten und die Jugend lehren, hier taugt kein Fremder her. Es wäre mir ein Schmerz, wenn meine lieben Parochialkinder sich mit dem neuen Pfarrer nicht verständigen könnten. Habe da ferner ein klein Büchlein geschrieben, betitelt: „Winke und Weisungen“, die werden dem neuen Pfarrer, meinem Nachfolger, auch zu Gute kommen, obwohl sie eigentlich dem Philippo, meinem Sohne, zu Nutz und Frommen im geistlichen Amte niedergeschrieben worden seiner Zeit. Willst Du mit dem Prinzen reden, mein Sohn?“

„Ich will, Vater!“ entgegnete Martin, der sich indessen etwas aufgerafft aus seiner Lethargie und sich zu stemmen begann gegen die weiche Schlaffheit, die ihn überfallen und für einige Zeit völlig unterjocht hatte.

„Der Kirche wie der Schule,“ nahm der alte Herr, der sich des entschiedenen Versprechens seines Sohnes freuete, das Wort, „gedenke ich ein kleines Capital zu hinterlassen; dafür soll die Gemeinde aber auch sorgen, daß unsere Bäume vor der Kirche, und der Pfarrer soll dafür sorgen, daß unsere Bäume hier stehen bleiben und gepflegt werden, ich habe die Bäume immer so lieb gehabt! Und so lange Du lebst und die Agneta, werdet ihr gewiß zuweilen hier heraufkommen und nach unsern Gräbern sehen und

nach den Bäumen, die der alte Einöd-Pfarrer so lieb hatte."

Martin drückte seines Vaters Hand.

In diesem Augenblicke vernahmen die beiden Baldami rasche Schritte hinter sich, hastig kam Agneta vom Pfarrhause her, sie hielt einen Brief mit großem Siegel schon von weitem hoch empor.

„Jetzt wird Ihnen wohl Ihr Prinz befehlen, zu kommen, Martin," sagte sie, „da ist ein Brief mit dem großen Siegel des Prinzen, ein reitender Postillon hat ihn gebracht, ich habe eine Quittung ausgestellt."

Martin nahm den Brief aus Agneta's Hand und las laut aber zerstreut die Adresse, sie lautete: Dem prinzlichen Domänenkammer-Präsidenten Herrn Baldamus. Achtlos wollte er das Siegel brechen, der Vater aber hielt ihn zurück und rief: „Ei, Martine, sind wir denn ein Präsident geworden?"

Der Dichter wechselte die Farbe, er öffnete hastig den Brief, der enthielt von des Prinzen eigener Hand geschrieben nur wenige Worte: „Mein lieber Präsident! Travendahl im Schloß am 29. Mai 1816. Zwanzig Minuten vor zwölf Uhr ist Prinz Carl Ludwig Martin geboren, Alles glücklich, unbeschreiblich glücklich. Tante Durchlaucht hat meinen Sohn noch gesehen und gesegnet, ist dann gestorben, auch glücklich, selig; komme, Martin, komme bald! Carl Aemil manu propria."

Baldamus ließ die Hand, die den Brief hielt, sinken und blickte mit glänzenden Augen auf zum Himmel.

„Mein lieber Bruder ist todt!“ sagte er leise, aber laut und freudig setzte er hinzu: „Mein theurer Prinz hat einen Sohn!“

„Gott segne ihn!“ rief der Einöd-Pfarrer und hub betend seine Hände auf; „Gott segne ihn und Alle, Alle!“

Druck von F. Heinicke in Berlin, Deßauerstraße Nr. 5.

Inhalts-Verzeichniß.

Hesekiel, George,

Ein nachgeborener Prinz Historischer Roman von George Hesekiel

Bd.: 3

Berlin 1858